

Nachgelassene Werke

Unveröffentlichtes aus der Umwerthungszeit (1882/83—1888.)

Von

Friedrich Nietzsche

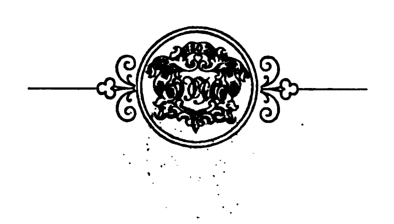


Nietzsche's Werke.

Zweite Abtheilung.

Band XIV.

(Sechster Band der zweiten Abtheilung.)



Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1904.

Nachgelassene Werke.

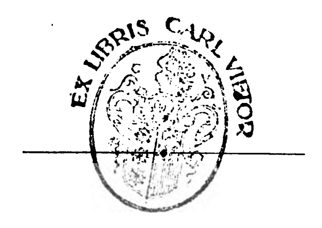
Von

Friedrich Nietzsche.

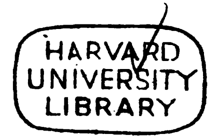
Unveröffentlichtes aus der Umwerthungszeit.
(1882/83—1888.)

---

3. und 4. Tausend.



Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1904.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Inhalt.

Zweite Hälfte.

Vorwort.

Mit diesem längst erwarteten Bande kommt die Zweite Abtheilung der Schriften Nietzsche's endlich zum Abschluß. Die ersten vier Hauptcapitel setzen die Materien-Eintheilung des XIII. Bandes fort, wie dies bereits im dortigen Vorwort in Aussicht gestellt war.

Das dabei in Frage kommende Material ist so vollständig wie möglich wiedergegeben. Ausgeschieden und einstweilen zurückgelegt wurde nur, was bei späteren Auflagen des XV. Bandes als in diesen gehörig noch zu bringen sein wird. Für die „Umwerthung aller Werthe" nämlich kommt nicht nur der Zeitraum von Sommer 1887 bis Ende 1888 in Betracht, sondern im Grunde die ganze Zeit seit dem Zarathustra, ja seit dem Auftauchen des Wiederkunftsgedankens. Im Lichte dieses Gedankens gingen Nietzsche alle Consequenzen des „Gott ist todt", nämlich des Hinfalls der immanenten Moral für die Zukunft der Menschheit auf, und aus diesem Kassandrablick erwuchs ihm der Muth, Alles zu thun, um diese unheilvollen Consequenzen zu brechen und die ganze Summe der aus Religion und Moral uns vererbten Affekte Einem Ziele zuzuwenden: der Schaffung großer Menschen und Führer, — mit andern Worten: unsre Décadence-Werthe für die höheren Menschen zu entwerthen und an ihre Stelle Werthe zu setzen, die nicht mehr auf Schwächung und Entnatürlichung, sondern auf höchste Steigerung der menschlichen Kräfte abzielen und diese damit in Einklang mit der

Natur bringen, deren Kern Wille zur Macht ist. Schon der Zarathustra ist Umwerthung, in dichterischer Antizipation. Und Alles, was Nietzsche nach ihm geschrieben, gilt immer nur diesem unermeßlichen Problem, seiner Detaillirung, Vertiefung, Ausgestaltung. Die ersten Versuche, den Gedankenstoff in Disposition zu bringen, datiren nach brieflichen Äußerungen bereits aus dem Jahre 1884. Der Buchtitel „Der Wille zur Macht", allerdings mit anderem Untertitel als später, erscheint als solcher zuerst in einem Notizbuch aus dem Herbst 1885 (siehe S. 418 dieses Bandes), nachdem er als psychologischer Terminus schon im Zarathustra (S. 165—168) vorgekommen war. Das Grundlineament der vier Bücher, das in der Hauptsache bis zum August 1888 bestehen bleibt, skizzirt Nietzsche im Sommer 1886 und nennt das Werk von nun an „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe". Im April 1888 läßt Nietzsche alle seine Umwerthungs-Niederschriften Revue passiren und errichtet über die bis zum Frühjahr 1887 zurückreichenden ein Nummern-Register, das zugleich Auskunft über ihre Einreihung in die Bücher I—IV giebt. Dieses Register hatte den Herausgebern des XV. Bandes mit Recht als oberste Richtschnur für die Stoff-Gruppirung gedient, mit Unrecht aber auch für die Bestimmung der rückwärtsliegenden Zeitgrenze des Materials, sodaß die Niederschriften vor dem Frühjahr 1887 fast gänzlich unberücksichtigt blieben. Daß aber auch diese Niederschriften zum Theil mit herangezogen werden sollten, erhellt beispielsweise aus einem kürzeren Umwerthungs-Register, das Nietzsche im Sommer 1886 oder Frühjahr 1887 angefertigt hat und das sich bis auf Niederschriften aus dem Sommer 1885 erstreckt. Außerdem giebt es ein Convolut (im Archiv mit W XIII bezeichnet), das Nietzsche

im August 1888 zusammengestellt hat und das für den XV. Band leider fast unbeachtet blieb: es enthält 96 engbeschriebene Blätter meist aus dem Jahre 1887, zum Theil aber auch aus früheren Jahren bis zu 1883 zurück; diese Blätter sind von Nietzsche inhaltlich geordnet in Plichi zu 5—10 Blättern zusammengelegt, in dieser Schichtung quer gebrochen und mit Capitelüberschriften aus der Umwerthung versehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Stücke nach Nietzsche's Willen in die Umwerthung mit hineinzunehmen sind, zumal insofern durch ihren Wegfall der große Gedankenzusammenhang leiden würde. Und nur dann dürfen wir uns die Befolgung seiner Vorschrift erlassen, wenn der aufzunehmende Gedanke bereits vorhanden ist.

Wer für Nietzsche's Umwerthungslehre wahrhaft Interesse hat, wird nicht nur zum XV. Band greifen, sondern Alles zu Rathe ziehen, was Band XIII und XIV (und Band VI bis VIII) in dieser Hinsicht bieten; überblickt er dann das gesammte Material, so wird ihm die Frage der Einreihung dieses oder jenes Gedankens in diesen oder jenen Zusammenhang nicht immer als auf Eine Weise entscheidbar erscheinen. Desgleichen wird er nicht außer Acht lassen, daß einige Aufzeichnungen dieser Nachlaßbände sozusagen Durchgangsansichten, plötzliche Versuche und Impromptus bedeuten, welche Nietzsche nie in dieser Form veröffentlicht haben würde und die deshalb an die Verständigkeit des Lesers einige Ansprüche stellen. Bewundern aber wird er vor Allem die Unerschöpflichkeit des Nietzsche'schen Geistes in der Behandlung seiner Themen: wie er sie immer von Neuem umkreist, ihnen immer unerwartetere Seiten abgewinnt und sie in Worte zu fassen weiß, die ihr Innerstes aussprechen.

Für seine Kritik der Modernität und der Décadence-Werthe hat Nietzsche manche Stellen aus neueren Autoren in seine Hefte geschrieben. Diese Analekten geben wir fast vollzählig wieder, hoffend, daß der Leser erräth, unter welche Gesichtspunkte sie Nietzsche bei einer fortlaufenden Darstellung seines Hauptwerks gebracht hätte.

Auf den Inhalt der Abschnitte oder auf die Gründe der getroffenen Anordnung einzugehen halten wir für nicht erforderlich. Das Nöthigste sagen die Anmerkungen S. 435 ff. und das Vorwort S. 257.

Weimar, Oktober 1904.

Peter Gast.

Unveröffentlichtes

aus der

Umwerthungszeit

(1882/83—1888.)

I.

Erkenntnißtheorie.

I. Erkenntnißtheorie.

1.

Es ist beinahe komisch, daß unsre Philosophen verlangen, die Philosophie müsse mit einer Kritik des Erkenntnißvermögens beginnen: ist es nicht sehr unwahrscheinlich, daß das Organ der Erkenntniß sich selber „kritisiren“ kann, wenn man mißtrauisch geworden ist über die bisherigen Ergebnisse der Erkenntniß? Die Reduktion der Philosophie auf den „Willen zu einer Erkenntnißtheorie“ ist komisch. Als ob sich so Sicherheit finden ließe! —

2.

Ein Werkzeug kann nicht seine eigne Tauglichkeit kritisiren: der Intellekt kann nicht selber seine Grenze, auch nicht sein Wohlgerathensein oder sein Mißrathensein bestimmen.

3.

Ein Erkenntniß-Apparat, der sich selber erkennen will!! Man sollte doch über diese Absurdität der Aufgabe hinaus sein! (Der Magen, der sich selbst aufzehrt! —)

1*

4.

Die Glaubwürdigkeit des Leibes ist erst die Basis, nach der der Werth alles Denkens abgeschätzt werden kann. Gesetzt, wir hätten lauter Dinge erdacht, die es nicht giebt (wie z. B. Teichmüller annimmt!) u. s. w. — Der Leib erweist sich immer weniger als Schein! Wer hat bis jetzt Gründe gehabt, den Leib als Schein zu denken? Der vollendete Bráhman-Verehrer.

5.

Man soll die Naivetät des Cartesius nicht verschönern und zurechtrücken, wie es z. B. Spir thut.

„Das Bewußtsein ist sich selber unmittelbar gewiß: das Dasein des Denkens kann nicht geleugnet, noch bezweifelt werden, denn diese Leugnung oder dieser Zweifel sind eben selbst Zustände des Denkens oder des Bewußtseins; ihr eigenes Vorhandensein beweist also Das, was sie in Abrede stellen, es benimmt ihnen folglich jede Bedeutung." Spir I, 26. „Es wird gedacht, ergo giebt es Etwas, nämlich Denken." War das der Sinn des Cartesius? Teichmüller, p. 5 und 40, stehen Stellen. „Etwas, das sich selber unmittelbar gewiß ist", ist Unsinn. Gesetzt z. B., Gott dächte durch uns, und unsere Gedanken, sofern wir uns als Ursache fühlten, wären ein Schein, so wäre das Dasein der Gedanken nicht geleugnet oder bezweifelt, wohl aber das ergo sum. Sonst hätte er sagen müssen: ergo est. — Es giebt keine unmittelbaren Gewißheiten: das cogito, ergo sum setzt voraus, daß man weiß, was „denken" ist und zweitens was „sein" ist: es wäre also, wenn das sum (est) wahr wäre,

eine Gewißheit auf Grund zweier richtigen Urtheile, hinzugerechnet die (jedenfalls nicht „unmittelbare") Gewißheit, daß man ein Recht überhaupt zum Schlusse, zum ergo hat. Nämlich: in cogito steckt nicht nur irgend ein Vorgang, welcher einfach anerkannt wird — dies ist Unsinn! —, sondern ein Urtheil, daß es der und der Vorgang ist, und wer z. B. nicht zwischen Denken, Fühlen und Wollen zu unterscheiden wüßte, könnte den Vorgang gar nicht constatiren. Und in sum oder est steckt immer noch eine solche begriffliche Ungenauigkeit, daß noch nicht einmal damit fit oder „es wird" abgelehnt ist. „Es geschieht da etwas" könnte an Stelle von „da giebt es etwas, da existirt etwas, da ist etwas" gesetzt werden.

6.

Der Glaube an die unmittelbare Gewißheit des Denkens ist ein Glaube mehr, und keine Gewißheit! Wir Neueren sind Alle Gegner des Descartes und wehren uns gegen seine dogmatische Leichtfertigkeit im Zweifel. „Es muß besser gezweifelt werden als Descartes!" Wir finden das Umgekehrte, die Gegenbewegung gegen die absolute Autorität der Göttin „Vernunft" überall, wo es tiefere Menschen giebt. Fanatische Logiker brachten es zu Wege, daß die Welt eine Täuschung ist; und daß nur im Denken der Weg zum „Sein", zum „Unbedingten" gegeben sei. Dagegen habe ich Vergnügen an der Welt, wenn sie Täuschung sein sollte; und über den Verstand der Verständigsten hat man sich immer unter vollständigeren Menschen lustig gemacht.

7.

Seien wir vorsichtiger als Cartesius, welcher in dem Fallstrick der Worte hängen blieb. Cogito ist freilich nur Ein Wort: aber es bedeutet etwas Vielfaches (— Manches ist vielfach, und wir greifen derb darauf los, im guten Glauben, daß es Eins sei). In jenem berühmten cogito steckt 1) es denkt, 2) ich glaube, daß ich es bin, der da denkt, 3) aber auch angenommen, daß dieser zweite Punkt in der Schwebe bliebe, als Sache des Glaubens, so enthält auch jenes erste „es denkt“ noch einen Glauben: nämlich, daß „denken“ eine Thätigkeit sei, zu der ein Subjekt, zum Mindesten ein „es“ gedacht werden müsse: und weiter bedeutet das ergo sum nichts! Aber das ist der Glaube an die Grammatik, da werden schon „Dinge“ und deren „Thätigkeiten“ gesetzt, und wir sind fern von der unmittelbaren Gewißheit. Lassen wir also auch jenes problematische „es“ weg und sagen wir cogitatur als Thatbestand ohne eingemischte Glaubensartikel: so täuschen wir uns noch einmal, denn auch die passivische Form enthält Glaubenssätze und nicht nur „Thatbestände“: in summa, gerade der Thatbestand läßt sich nicht nackt hinstellen, das „Glauben“ und „Meinen“ steckt in cogito oder cogitat und cogitatur: wer verbürgt uns, daß wir mit ergo nicht etwas von diesem Glauben und Meinen herausziehn und daß übrig bleibt: es wird etwas geglaubt, folglich wird etwas geglaubt, — eine falsche Schlußform! Zuletzt müßte man immer schon wissen, was „sein“ ist, um ein sum aus dem cogito herauszuziehn; man müßte ebenso schon wissen, was wissen ist: man geht vom Glauben an die Logik — an das ergo vor Allem! — aus, und nicht nur von der Hinstellung eines Faktums! — Ist „Gewißheit“ möglich im Wissen?

Ist unmittelbare Gewißheit nicht vielleicht eine contradictio in adjecto? Was ist Erkennen im Verhältniß zum Sein? Für Den, welcher auf alle diese Fragen schon fertige Glaubenssätze mitbringt, hat aber die Cartesianische Vorsicht gar keinen Sinn mehr: sie kommt viel zu spät. Vor der Frage nach dem „Sein“ müßte die Frage vom Werth der Logik entschieden sein.

8.

Die Physiker sind jetzt mit allen Metaphysikern darüber einmüthig, daß wir in einer Welt der Täuschung leben: glücklich, daß man nicht mehr nöthig hat, darüber mit einem Gotte abzurechnen, über dessen „Wahrhaftigkeit“ man zu seltsamen Gedanken kommen könnte. Das Perspektivische der Welt geht so tief, als heute unser „Verständniß“ der Welt reicht; und ich würde es wagen, es noch dort anzusetzen, wo der Mensch billigerweise überhaupt von Verstehen absehn darf, — ich meine dort, wo die Metaphysiker das Reich des anscheinend Sich-selbst-Gewissen, Sich-selber-Verständlichen ansetzen: im Denken. Daß die Zahl eine perspektivische Form ist, so gut als Zeit und Raum, daß wir so wenig „Eine Seele“ als „zwei Seelen“ in einer Brust beherbergen, daß die „Individuen“ sich wie die materiellen „Atome“ nicht mehr halten lassen, außer für den Hand- und Hausgebrauch des Denkers, und sich in ein Nichts verflüchtigt haben (oder in eine „Formel“), daß nichts Lebendiges und Todtes zusammenaddirt werden kann, daß beide Begriffe falsch sind, daß es nicht drei Vermögen der Seele giebt, daß „Subjekt und Objekt“, „Aktivum und Passivum“, „Ursache und Wirkung“, „Mittel und Zweck“ immer nur perspektivische Formen sind, in summa daß

die Seele, die Substanz, die Zahl, die Zeit, der Raum, der Grund, der Zweck — mit einander stehen und fallen. Gesetzt aber nun, daß wir nicht so thöricht sind, die Wahrheit, in diesem Falle das x, höher zu schätzen, als den Schein, gesetzt daß wir entschlossen sind zu leben, — so wollen wir mit dieser Scheinbarkeit der Dinge nicht unzufrieden sein und nur daran festhalten, daß Niemand, zu irgend welchen Hintergedanken, in der Darstellung dieser Perspektivität stehen bleibt: — was in der That fast allen Philosophen bisher begegnet ist, denn sie hatten Alle Hintergedanken und liebten ihre „Wahrheiten". — Freilich: wir müssen hier das Problem der Wahrhaftigkeit aufwerfen: gesetzt wir leben in Folge des Irrthums, was kann denn da der „Wille zur Wahrheit" sein? Sollte er nicht ein „Wille zum Tode" sein müssen? — Wäre das Bestreben der Philosophen und wissenschaftlichen Menschen vielleicht ein Symptom entartenden, absterbenden Lebens, eine Art Lebens-Überdruß des Lebens selber? Quaeritur: und man könnte hier wirklich nachdenklich werden.

9.

Der „Wille zur Wahrheit" bei Spinoza. — Vollkommene Abwesenheit des „Künstlers": höchste und komische Pedanterie eines Logikers, der seinen Trieb vergöttert. Spinoza glaubt, Alles absolut erkannt zu haben. Dabei hat er das größte Gefühl von Macht. Der Trieb dazu hat alle andern Triebe überwältigt und ausgelöscht. Das Bewußtsein dieser „Erkenntniß" hält bei ihm an: eine Art „Liebe zu Gott" resultirt daraus, eine Freude am Dasein, wie es auch sonst ist, an allem Dasein.

Nichts hat Werth gegenüber dem Werthe klaren Folgerns. Alle anderen Werthe sind nur Folge unklaren Denkens. Schnöde Verwerfung aller Güter des Lebens; beständige Verleumdung von Allem, um Eins in die höchste Höhe zu bringen: das klare Denken. „Aller Zweifel rührt davon her, daß die Dinge ohne Ordnung untersucht werden"!!!

Woher kommen alle Verstimmungen, Trauer, Furcht, Haß, Neid? Aus Einer Quelle: aus unserer Liebe zu den vergänglichen Dingen. Mit dieser Liebe verschwindet auch das ganze Geschlecht jener Begierden. „Obgleich ich die Nichtigkeit der Güter der Welt klar durchschaute, so konnte ich doch Habsucht, Sinneslust und Ehrgeiz nicht ganz ablegen. Eins aber erfuhr ich: so lange mein Geist in jener Betrachtung lebte, war er diesen Begierden abgewendet; — und dies gereichte mir zu großem Troste. Denn daraus sah ich, daß jene Übel nicht unheilbar seien."

Wie bei Schopenhauer: die Begierden schweigen unter der Gewalt der ästhetischen Contemplation. Eine psychologische Erfahrung, falsch und generell ausgedeutet.

❧

Spinoza's psychologischer Hintergrund. Spärlich!

1) Der hedonistische Gesichtspunkt im Vordergrund: Worin besteht die beharrliche Freude oder wie kann der freudige Affekt verewigt werden?

So lange die Freude sich auf etwas Einzelnes bezieht, ist sie beschränkt und vergänglich; sie wird vollkommen, wenn sie nicht mehr mit den Dingen wechselt, sondern in dem wandellosen Zusammenhange ruht; sie ist ewig,

wenn ich das All in mein Eigenthum, omnia in mea, verwandle und von diesen omnia mea jeden Augenblick sagen kann „mecum porto“.

Im tract. de intell. emendatione, op. II p. 413: „Ich habe den Entschluß gefaßt, zu untersuchen, ob sich Etwas finden ließe, dessen Besitz mir den Genuß einer dauernden und höchsten Freude ewig gewährte.“ „Die Liebe zu einem ewigen und unendlichen Wesen erfüllt das Gemüth mit einer Freude, die jede Art Trauer ausschließt.“ „Das höchste Gut ist die Erkenntniß der Einheit unseres Geistes mit dem Universum.“

2) Der natürlich-egoistische Gesichtspunkt: Tugend und Macht identisch. Sie entsagt nicht, sie begehrt; sie kämpft nicht gegen, sondern für die Natur: sie ist nicht die Vernichtung, sondern die Befriedigung des mächtigsten Affekts. Gut ist, was unsre Macht fördert: böse das Gegentheil. Tugend folgt aus dem Streben nach Selbsterhaltung. „Was wir thun, thun wir, um unsre Macht zu erhalten und zu vermehren.“ „Unter Tugend und Macht verstehe ich dasselbe.“ Finis = appetitus. Virtus = potentia. Eth. IV, Defin. VII, VIII.

3) Der spezifische „Denker“ verräth sich. Die Erkenntniß wird Herr über alle anderen Affekte; sie ist stärker. „Unsere wahre Thätigkeit besteht in der denkenden Natur, in der vernünftigen Betrachtung. Die Begierde zur Thätigkeit = der Begierde vernunftgemäß zu leben. „Ich gebe nicht viel auf die Autorität eines Plato, Aristoteles und Sokrates“; die Lehre von den „substanziellen Formen“ (Zweckbegriff in der scholastischen Ausdrucksweise) nennt er „eine Narrheit unter tausend anderen“.

Spinoza: Wenn Alles im letzten Grunde vermöge der göttlichen Macht geschieht, so ist Alles in seiner Art vollkommen, so giebt es kein Übel in der Natur der Dinge. Ist der Mensch durchgängig unfrei, so giebt es kein Böses in der Natur des menschlichen Willens; so sind die Übel und das Böse nicht in den Dingen, sondern nur in der Einbildung des Menschen.

In Gott fehlt Wille und Verstand und Persönlichkeit und Zweck. Spinoza wehrt sich gegen Die, welche sagen, Gott wirke Alles sub ratione boni. „Diese scheinen Etwas außerhalb Gottes anzunehmen, das von Gott nicht abhängig ist, worauf er sich wie auf ein Musterbild in seinem Handeln richtet oder wohin er wie nach einem Ziele trachtet. Das heißt fürwahr Gott dem Schicksale unterwerfen: was die größte Ungereimtheit ist.“ Eth. I Prop. XXXIII Schol. 2.

Der letzte Grund jeder Begebenheit „Gott hat sie gewollt“ Asylum ignorantiae. Der Wille Gottes aber ist dem Menschen undurchdringlich. „Bei dieser Denkweise würde die Wahrheit dem Menschen in alle Ewigkeit verborgen geblieben sein, wenn nicht die Mathematik (die sich nicht mit Zwecken, sondern lediglich mit der Natur und den Eigenschaften der Größe beschäftigt) dem Menschen eine andre Richtschnur der Wahrheit vorgehalten hätte.“

Descartes sagt „ich habe Vieles für wahr gehalten, dessen Irrthum ich jetzt einsehe“. Spinoza „ich habe Vieles für gut gehalten, von dem ich jetzt einsehe, daß es eitel und werthlos ist“. „Wenn es ein echtes und unverlierbares Gut giebt, so ist die Befriedigung daran ebenso dauernd und unzerstörbar, so ist meine Freude ewig.“ — (Psychologischer Fehlschluß: als ob die Dauerhaftigkeit eines Dinges die Dauerhaftigkeit der Affektion verbürgte, die ich zu ihm habe!)

10.

Frage: Ist das Entpersönlichung durch eine Wahrheit, wenn man sich in einen Gedanken versenkt? — Alexander Herzen behauptet das: er meint, es sei etwas ganz Gewöhnliches, daß man sein moi vergesse und fahren lasse —. Frage: Ob auch da nicht bloße Scheinbarkeit ist; ob Das, was eine Frage interessant findet, nicht unser ganzes vielfaches Ich ist . . .

11.

Ein Philosoph ist klug, wenn er „unpraktisch" ist: er erweckt Glauben an seine Echtheit, Einfalt, Unschuld im Verkehr mit Gedanken, — unpraktisch bedeutet in seinem Falle „objektiv". Schopenhauer war klug, als er sich einmal mit falsch zugeknöpfter Weste photographiren ließ: er sagte damit „ich gehöre nicht in diese Welt. Was geht einen Philosophen die Convention paralleler Nähte und Knöpfe an! Ich bin zu objektiv dafür!"

12.

Man hat immer die Hauptsache vergessen —: warum will denn der Philosoph erkennen? Warum schätzt er die „Wahrheit" höher als den Schein? Diese Schätzung ist älter als jedes cogito, ergo sum: selbst den logischen Prozeß vorausgesetzt, giebt es Etwas in uns, welches ihn bejaht und sein Gegentheil verneint. Woher der Vorzug? Alle Philosophen haben vergessen zu erklären, warum sie das Wahre und das Gute schätzen, und Niemand hat versucht, es mit dem Gegentheil zu versuchen. Antwort: das Wahre ist nützlicher (den Or-

ganismus erhaltender), — aber nicht an sich angenehmer. Genug, gleich im Anfang finden wir den Organismus als Ganzes, mit „Zwecken“, redend, — also schätzend.

13.

Woher der Sinn für Wahrheit? — Erstens: wir fürchten uns nicht, abzuweichen; zweitens: es vermehrt unser Machtgefühl, auch gegen uns selber.

14.

Ausgangspunkt: es liegt auf der Hand, daß unsre stärksten und gewohntesten Urtheile die längste Vergangenheit haben, also in unwissenden Zeitaltern entstanden und fest geworden sind, — daß Alles, woran wir am besten glauben, wahrscheinlich gerade auf die schlechtesten Gründe hin geglaubt worden ist: mit dem „Beweisen“ aus der Erfahrung haben es die Menschen immer leicht genommen, wie es jetzt noch Menschen giebt, die die Güte Gottes aus der Erfahrung zu „beweisen“ vermeinen.

15.

Wollte man heraus aus der Welt der Perspektiven, so gienge man zu Grunde. Auch ein Rückgängigmachen der großen bereits einverleibten Täuschungen zerstört die Menschheit. Man muß vieles Falsche und Schlimme gutheißen und acceptiren.

16.

Die Betrachtung des Werdens zeigt, daß Täuschung und Sich-täuschen-wollen, daß Unwahrheit zu den Existenzbedingungen des Menschen gehört hat: man muß den Schleier einmal abziehn.

17.

Was ist denn „wahrnehmen"? — Etwas-als-wahrnehmen, Ja-sagen-zu-Etwas.

18.

Auch innerhalb unsrer Welt der Sinne, wenn wir sie nur verschärfen oder verschärft denken, ergiebt sich eine Welt, welche ganz anders auf unser Gefühl wirkt.

19.

Wir können schlecht genug die Entstehung eines Qualitäts-Urtheiles beobachten. Reduktion der Qualitäten auf Werthurtheile.

20.

Der letzte Werth des Daseins ist nicht Folge der Einsicht, sondern Zustand, Voraussetzung der Erkenntniß.

21.

F. A. Lange p. 822: „Eine Wirklichkeit, wie der Mensch sie sich einbildet und wie er sie ersehnt, wenn

diese Einbildung erschüttert wird: ein absolut festes, von uns unabhängiges und doch von uns erkanntes Dasein — eine solche Wirklichkeit giebt es nicht." Wir sind thätig darin: aber das giebt dem Lange keinen Stolz!

Nichts Trügerisches, Wandelndes, Abhängiges, Unerkennbares also wünscht er sich! Das sind Instinkte geängstigter Wesen und solcher, die noch moralisch beherrscht sind: sie ersehnen einen absoluten Herrn, etwas Liebevolles, Wahrheit-Redendes, — kurz, diese Sehnsucht der Idealisten ist moralisch-religiös vom Sklavengesichtspunkte aus.

Umgekehrt könnte unser Künstler-Hoheits-Recht darin schwelgen, diese Welt geschaffen zu haben.

22.

Wir mißtrauen allen jenen entzückten und extremen Zuständen, in denen man „die Wahrheit mit Händen zu greifen" wähnt.

23.

Die „Agnostiker", die Verehrer des Unbekannten und Geheimnißvollen an sich, woher nehmen sie das Recht, ein Fragezeichen als Gott anzubeten? Ein Gott, der sich dergestalt im Verborgenen hält, verdient vielleicht Furcht, aber gewiß nicht Anbetung! Und warum könnte das Unbekannte nicht der Teufel sein? Aber „es muß angebetet werden" — so gebietet hier der Instinkt für den Anstand: das ist englisch.

Die Transscendentalisten, welche finden, daß alle menschliche Erkenntniß nicht den Wünschen ihres

Herzens genugthut, vielmehr ihnen widerspricht und Schauder macht, — sie setzen unschuldig eine Welt irgendwo an, welche dennoch ihren Wünschen entspricht und die eben nicht unserer Erkenntniß sich zugänglich zeigt: diese Welt, meinen sie, sei die wahre Welt, im Verhältniß zu welcher unsre erkennbare Welt nur Täuschung ist. So Kant, so schon die Vedânta-Philosophie, so manche Amerikaner. — „Wahr", das heißt für sie: was dem Wunsche unseres Herzens entspricht. Ehemals hieß wahr: was der Vernunft entspricht.

24.

Freigeworden von der Tyrannei der „ewigen" Begriffe, bin ich andrerseits fern davon, mich deshalb in den Abgrund einer skeptischen Beliebigkeit zu stürzen: ich bitte vielmehr, die Begriffe als Versuche zu betrachten, mit Hülfe deren bestimmte Arten des Menschen gezüchtet und auf ihre Erhaltbarkeit und Dauer hin erprobt werden.

Die Falschheit eines Begriffs ist mir noch kein Einwand gegen ihn: die Frage ist, wie weit er lebenfördernd, lebenerhaltend, arterhaltend ist. Ich bin sogar grundsätzlich des Glaubens, daß die falschesten Annahmen uns gerade die unentbehrlichsten sind, daß ohne ein Geltenlassen der logischen Fiktion, ohne ein Messen der Wirklichkeit an der erfundenen Welt des Unbedingten, Sich-selber-Gleichen der Mensch nicht leben kann und daß ein Verneinen dieser Fiktion, ein praktisches Verzichtleisten auf sie, so viel wie eine Verneinung des Lebens bedeuten würde. Die Unwahrheit als Lebensbedingung zugestehn: das heißt freilich auf eine schreckliche Weise die gewohnten Werthgefühle von sich abthun, — und hier, wenn irgendwo, gilt es, sich

an der „erkannten Wahrheit“ nicht zu „verbluten“. Man muß in dieser höchsten Gefahr sofort die schöpferischen Grund-Instinkte des Menschen heraufrufen, welche stärker sind, als alle Werthgefühle: die, welche die Mütter der Werthgefühle selber sind und im ewigen Gebären über das ewige Untergehn ihrer Kinder ihre erhabene Tröstung genießen. Und zuletzt: welche Gewalt war es denn, welche uns zwang, jenem „Glauben an die Wahrheit“ abzuschwören, wenn es nicht das Leben selber war und alle seine schöpferischen Grund-Instinkte? — sodaß wir also es nicht nöthig haben, diese „Mütter“ heraufzubeschwören: — sie sind schon oben, ihre Augen blicken uns an, wir vollführen eben, wozu deren Zauber uns überredet hat.

25.

Wir wollen doch ja uns die Vortheile nicht entgehn lassen, die es hat, das Meiste nicht zu wissen und in einem kleinen Welt-Winkel zu leben. Der Mensch darf Narr sein, — er darf sich auch Gott fühlen, es ist Eine Möglichkeit unter so vielen!

26.

Wille zur Wahrheit und Gewißheit entspringt aus Furcht in der Ungewißheit.

27.

Wir sind die Erben der unvollkommnen, schlechten Art, der längsten Art zu beobachten und zu schließen. Unsere gründlichsten und einverleibtesten Begriffe wer-

den wohl am falschesten sein: soweit mit ihnen nämlich sich leben ließ! Aber man kann umgekehrt fragen: würde Leben überhaupt möglich sein mit einer feineren Beobachtung und strengerem, vorsichtigerem Schlußverfahren? Auch heute noch ist der praktische Theil unseres Lebens im gröbsten Sinne versuchsweise, auf gut Glück hin: man sehe nur zu, was die meisten Menschen von der Ernährung wissen! Daß die Zweckmäßigkeit der Mittel in der gesammten Geschichte der Organismen zugenommen habe (wie Spencer meint), ist ein englisch-oberflächliches Urtheil; im Verhältniß zur Complicirtheit unsrer Zwecke ist die Dummheit der Mittel wahrscheinlich sich gleich geblieben.

28.

Meine Art von „Idealismus“ darzustellen — und dazu die absolute Nothwendigkeit auch des gröbsten Irrthums. Alle Empfindung enthält Werthschätzung: alle Werthschätzung phantasirt und erfindet. Wir leben als Erben dieser Phantasterei: wir können sie nicht abstreifen. Ihre „Wirklichkeit“ ist eine ganz andere, als die Wirklichkeit z. B. des Fallgesetzes.

29.

Die erste Grenze alles „Sinnes für Wahrheit“ ist — auch für alle niederen belebten Geschöpfe —: was nicht ihrer Erhaltung dient, geht sie nichts an. Die zweite: die Art und Weise ein Ding zu betrachten, welche ihnen am nützlichsten ist, wird vorgezogen und allmählich erst, durch Vererbung, einverleibt. Dies ist auch durch den Menschen noch keineswegs anders ge-

worden: höchstens könnte man fragen, ob es nicht entartende Rassen gebe, welche sich so zu den Dingen stellen, wie es der inneren Absichtlichkeit auf Untergang hin gemäß ist, — also wider das Leben. Aber das Absterben des Veralteten oder Mißrathenen gehört selber in die Consequenz der Erhaltung des Lebens: weshalb Greise greisenhaft und echte Christen weltmüde, weltfeindlich urtheilen mögen.

An sich wäre es möglich, daß zur Erhaltung des Lebenden gerade Grund-Irrthümer nöthig wären, und nicht „Grund-Wahrheiten". Es könnte z. B. ein Dasein gedacht werden, in welchem Erkennen selber unmöglich wäre, weil ein Widerspruch zwischen absolut Flüssigem und der Erkenntniß besteht: in einer solchen Welt müßte ein lebendes Geschöpf erst an Dinge, an Dauer u. s. w. glauben, um existiren zu können: der Irrthum wäre seine Existenz-Bedingung. Vielleicht ist es so.

30.

Man arbeitet mit Voraussetzungen, z. B. daß Erkenntniß möglich ist.

31.

Die Erkenntniß ist ihrem Wesen nach etwas Setzendes, Erdichtendes, Fälschendes: —

32.

Die Entwicklung der List, der Widerspänstigkeit, in der Erkenntniß.

33.

Vom Werthe des menschlichen Erkenntniß-Apparates. Erst langsam stellt sich heraus, was er leisten und nicht leisten kann: namentlich wie weit alle seine Ergebnisse in innerem Zusammenhang stehn oder sich widersprechen.

34.

Vivisektion — das ist der Ausgangspunkt! Es kommt Vielen jetzt zum Bewußtsein, daß es manchen Wesen wehe thut, wenn erkannt werden soll! Als ob es je anders gewesen wäre! Und was für Schmerzen!! Feiges, weichliches Gesindel!

35.

Wenn die Dinge unbekannt sind, so ist es auch der Mensch. Was ist da Loben und Tadeln!

36.

Der Anschein des Leeren (und Vollen), des Festen (und Lockeren), des Ruhenden (und Bewegten) und des Gleichen (und Ungleichen). Der absolute Raum. Die Substanz. — Der älteste Anschein ist zur Metaphysik gemacht. Es sind die menschlich-thierischen Sicherheits-Werthmaße darin. Unsre Begriffe sind von unsrer Bedürftigkeit inspirirt.

Die Aufstellung der Gegensätze entspricht der Trägheit (eine Unterscheidung, die zur Nahrung, Sicherheit u. s. w. genügt, gilt als „wahr"); — simplex veritas! — Gedanke der Trägheit.

37.

Daß die bloße Stärke eines Glaubens ganz und gar noch Nichts hinsichtlich seiner Wahrheit verbürgt, ja sogar im Stande ist, aus der vernünftigsten Sache langsam, langsam eine dicke Thorheit herauszupräpariren: dies ist unsre eigentliche Europäer-Einsicht, — in ihr, wenn irgendworin, sind wir erfahren, gebrannt, gewitzigt, weise geworden, durch vielen Schaden, wie es scheint... „Der Glaube macht selig": gut! Bisweilen wenigstens! Aber der Glaube macht unter allen Umständen dumm, selbst in dem selteneren Falle, daß er es nicht ist, daß er von vornherein ein kluger Glaube ist. Jeder lange Glaube wird endlich dumm: das bedeutet, mit der Deutlichkeit unsrer modernen Psychologen ausgedrückt, seine Gründe versinken „in's Unbewußte", sie verschwinden darin, — fürderhin ruht er nicht mehr auf Gründen, sondern auf Affekten (d. h. er läßt im Falle, daß er Hülfe nöthig hat, die Affekte für sich kämpfen, und nicht mehr die Gründe). Angenommen, man könnte herausbekommen, welches der bestgeglaubte, längste, unbestrittenste, ehrlichste Glaube ist, den es unter Menschen giebt, man dürfte mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß er zugleich auch der tiefste, dümmste, „unbewußteste", vor Gründen am besten vertheidigte, von Gründen am längsten verlassene Glaube sei. — Zugegeben; aber welches ist dieser Glaube? — Oh ihr Neugierigen! Aber nachdem ich mich einmal auf's Räthsel-Aufgeben eingelassen habe, will ich's menschlich treiben und mit der Antwort und Lösung schnell herausrücken, — man wird sie mir nicht so leicht vorwegnehmen.

Der Mensch ist vor Allem ein urtheilendes Thier; im Urtheile aber liegt unser ältester und beständigster

Glaube versteckt, in allem Urtheilen giebt es ein zu Grunde liegendes Für-wahr-halten und Behaupten, eine Gewißheit, daß Etwas so und nicht anders ist, daß hierin wirklich der Mensch „erkannt" hat: was ist das, was in jedem Urtheil unbewußt als wahr geglaubt wird? — Daß wir ein Recht haben, zwischen Subjekt und Prädikat, zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden — das ist unser stärkster Glaube; ja im Grunde ist selbst schon der Glaube an Ursache und Wirkung, an conditio und conditionatum nur ein Einzelfall des ersten und allgemeinen Glaubens, unsres Urglaubens an Subjekt und Prädikat (nämlich als die Behauptung, daß jede Wirkung eine Thätigkeit sei und daß jedes Bedingte einen Bedingenden, jede Thätigkeit einen Thäter, kurz ein Subjekt voraussetze). Sollte dieser Glaube an den Subjekts- und Prädikats-Begriff nicht eine große Dummheit sein?

38.

So wie Mathematik und Mechanik lange Zeiten als Wissenschaften mit absoluter Gültigkeit betrachtet wurden und erst jetzt der Verdacht sich zu entschleiern wagt, daß sie nichts mehr und nichts weniger sind als angewandte Logik auf die bestimmte unbeweisliche Annahme hin, daß es „identische Fälle" giebt — Logik selber aber eine consequente Zeichenschrift auf Grund der durchgeführten Voraussetzung, daß es identische Fälle giebt —: so galt ehemals auch das Wort schon als Erkenntniß eines Dings, und noch jetzt sind die grammatischen Funktionen die bestgeglaubten Dinge, vor denen man sich nicht genug hüten kann. Es ist möglich, daß dieselbe Art Mensch, die später Vedânta-Philosophien ausdachte,

Jahrtausende früher vielleicht auf der Grundlage unvollkommner Sprachen sich eine philosophische Sprache ausdachte, nicht, wie sie meinten, als Zeichenschrift, sondern als Erkenntniß der Welt selber: aber welches „das ist“ bisher auch aufgestellt wurde, eine spätere und feinere Zeit hat immer wieder daran aufgedeckt, daß es nicht mehr ist, als „das bedeutet“. Noch jetzt ist die eigentliche Kritik der Begriffe oder (wie ich es einst bezeichnete) eine wirkliche „Entstehungsgeschichte des Denkens“ von den meisten Philosophen nicht einmal geahnt. Man sollte die Werthschätzungen aufdecken und neu abschätzen, welche um die Logik herum liegen: z. B. „das Gewisse ist mehr werth, als das Ungewisse“, „das Denken ist unsre höchste Funktion“; ebenso den Optimismus im Logischen, das Siegesbewußtsein in jedem Schlusse, das Imperativische im Urtheil, die Unschuld im Glauben an die Begreifbarkeit im Begriff.

39.

Wie arm sind die Philosophen bisher, wo ihnen nicht die Sprache, mindestens die Grammatik, im Ganzen Das, was „Volk“ in ihnen ist, soufflirt! In den Worten stecken Wahrheiten, mindestens Ahnungen der Wahrheit: das glauben sie alle steif und fest; daher die Zähigkeit, mit der sie sich an „Subjekt“, „Leib“, „Seele“, „Geist“ klammern. Welches Unheil liegt allein in jenem mumisirten Irrthum, den das Wort „Abstraktion“ birgt! Als ob durch Weglassen und nicht vielmehr durch Unterstreichen, Hervorheben, Verstärken Das entstünde, was man damit bezeichnet! So wie jedes Bild, jede Gestalt in uns entsteht und möglich wird, durch Vergröberung! — Wie der Entstehung der Arithmetik eine lange Übung und

Vorschulung im Gleichsehen, Gleichnehmen-wollen, im Ansetzen identischer Fälle und im „Zählen" vorausgegangen sein muß, so insgleichen auch dem logischen Schließen. Das Urtheil ist ursprünglich noch mehr als der Glaube „das und das ist wahr", sondern „gerade so und so will ich, daß es wahr ist!" Der Trieb der Assimilation, jene organische Grundfunktion, auf der alles Wachsthum beruht, paßt sich, was es aus der Nähe sich aneignet, auch innerlich an: der Wille zur Macht fungirt in diesem Einbegreifen des Neuen unter den Formen des Alten, Schon-Erlebten, im Gedächtniß noch-Lebendigen: und wir heißen es dann — „Begreifen"!

40.

Das abstrakte Denken ist für Viele eine Mühsal, — für mich, an guten Tagen, ein Fest und ein Rausch.

41.

Das Leben als ein wacher Traum. Je feiner und umfänglicher ein Mensch ist, um so mehr fühlt er die ebenso schauerliche als erhabene Zufälligkeit in seinem Leben, Wollen, Gelingen, Glück, Absicht heraus; er schaudert, wie der Träumer, der einen Augenblick fühlt „ich träume". Der Glaube an die causale Nezessität der Dinge ruht auf dem Glauben, daß wir wirken; sieht man die Unbeweisbarkeit des Letzteren ein, so verliert man etwas den Glauben an jenes Erste. Es kommt hinzu, daß „Erscheinungen" unmöglich Ursachen sein können. Ein ungewohntes Ding zurückzuführen auf schon gewohnte Dinge, das Gefühl der Fremdheit zu verlieren — das gilt unserm Gefühl als Erklären. Wir wollen

gar nicht „erkennen“, sondern nicht im Glauben gestört werden, daß wir bereits wissen.

42.

Die Kette der Ursachen ist uns verborgen: und der Zusammenhang und die Abfolge der Wirkungen giebt nur ein Nacheinander: mag dasselbe auch noch so regelmäßig sein, damit begreifen wir es nicht als nothwendig. — Doch können wir hinter einander verschiedene Reihen solcher Aufeinanderfolgen constatiren: zum Beispiel beim Clavierspiel das Aufeinander der angeschlagenen Tasten, das Aufeinander der angeschlagenen Saiten, das Aufeinander der erklingenden Töne.

Kritik des Instinkts der Ursächlichkeit.

Der Glaube, daß eine Handlung auf ein Motiv hin geschieht, ist instinktiv allmählich generalisirt worden, zu den Zeiten, wo man alles Geschehen nach Art bewußter lebender Wesen imaginirte. „Jedes Geschehen geschieht auf Grund eines Motivs: die causa finalis ist die causa efficiens“ —

Dieser Glaube ist irrthümlich: der Zweck, das Motiv sind Mittel, uns ein Geschehen faßlich, praktikabel zu machen. — Die Verallgemeinerung war ebenfalls irrthümlich und unlogisch.

43.

Die umgekehrte Zeitordnung.

Die „Außenwelt“ wirkt auf uns: die Wirkung wird in's Gehirn telegraphirt, dort zurechtgelegt, ausgestaltet und auf seine Ursache zurückgeführt: dann wird die Ursache projicirt und nun erst kommt uns das Fak-

tum zum Bewußtsein. Das heißt, die „Erscheinungswelt“ erscheint uns erst als Ursache, nachdem „sie“ gewirkt hat und die Wirkung verarbeitet worden ist. Das heißt, wir kehren beständig die Ordnung des Geschehenden um. — Während „ich“ sehe, sieht es bereits etwas Anderes. Es steht wie bei dem Schmerz.

44.

Die Umkehrung der Zeit. Wir glauben die Außenwelt als Ursache ihrer Wirkung auf uns, — aber wir haben ihre thatsächliche und unbewußt verlaufende Wirkung erst zur Außenwelt verwandelt: Das, als was sie uns gegenübersteht, ist unser Werk, das nun auf uns zurückwirkt. Es braucht Zeit, bevor sie fertig ist: aber diese Zeit ist so klein.

45.

Der Glaube an die Sinne. Ist eine Grundthatsache unseres Intellekts, er nimmt von ihnen entgegen das Rohmaterial, welches er auslegt. Dies Verhalten zum Rohmaterial, welches die Sinne bieten, ist, moralisch betrachtet, nicht geleitet von der Absicht auf Wahrheit, sondern wie von einem Willen zur Überwältigung, Assimilation, Ernährung. Unsre beständigen Funktionen sind absolut egoistisch, macchiavellistisch, unbedenklich, fein: Befehlen und Gehorchen auf's Höchste getrieben, und damit vollkommen gehorcht werden kann, hat das einzelne Organ viel Freiheit.

46.

Coordination — statt Ursache und Wirkung.

Das Nacheinander immer deutlicher zeigen heißt Erklärung, — nicht mehr!

47.

Das Gesetz der Causalität a priori — daß es geglaubt wird, kann eine Existenzbedingung unserer Art sein; damit ist es nicht bewiesen.

48.

Diese Scheidungen des Thuns und des Thuenden, des Thuns und des Leidens, des Seins und des Werdens, der Ursache und der Wirkung! Schon der Glaube an die Veränderungen setzt den Glauben an Etwas voraus, das „sich ändert".

Die Vernunft ist die Philosophie des Augenscheins.

49.

Hume fordert (um mit Kant's Worten zu reden) die Vernunft auf, ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte sie sich denkt: daß Etwas so beschaffen sein könne, daß, wenn es gesetzt ist, dadurch auch etwas Anderes nothwendig gesetzt werden müsse, — denn das sagt der Begriff der Ursache. Er bewies unwidersprechlich, daß es der Vernunft ganz unmöglich sei, a priori und aus Begriffen eine solche Verbindung zu denken u. s. w. — Aber die Thorheit war, nach Gründen für das Recht der Begründung zu fragen. Er that das Thun, welches er eben prüfen wollte.

50.

Der Mensch der höchsten Geistigkeit und Kraft fühlt sich jedem Zufalle gewachsen, aber auch ganz in den Schneeflocken der Zufälle drin; er leugnet die Vernünftigkeit in jedem Nacheinander und zieht das Zufällige daran mit Spott an's Licht. — Ehemals glaubte man nur an Zwecke: es ist eine Vertauschung eines Irrthums mit einem andern, daß man heute nur an causae efficientes glaubt. Es giebt weder causae finales, noch efficientes: in Beidem haben wir einen falschen Schluß aus einer falschen Selbstbeobachtung gemacht: 1) wir glauben durch Willen zu wirken, 2) wir glauben mindestens zu *wirken*. Freilich: ohne diesen Glauben gäbe es nichts Lebendiges: braucht er deshalb aber schon wahr zu sein?

51.

Man muß „Erkennen *an sich*" ebenso widerspruchsvoll finden wie „erste" Ursache und wie „Ding an sich".

Der *Erkenntniß-Apparat* als Verkleinerungs-Apparat: als Reduktions-Apparat in jedem Sinne. Als Mittel des *Ernährungs*-Apparates.

52.

Aberglaube, an das Seiende zu glauben, an das Unbedingte, an den reinen Geist, an die absolute Erkenntniß, an den absoluten Werth, an das Ding an sich! In diesen Ansätzen steckt überall eine contradictio.

53.

Ein Intellekt nicht möglich ohne die Setzung des Unbedingten. Nun giebt es Intellekte und in ihnen das Bewußtsein des Unbedingten. Aber das letztere als Existenz-Bedingung des Intellekts: — jedenfalls kann das Unbedingte dann nichts Intellektuelles sein; das Funktioniren des Intellekts, das Existiren des Intellekts auf eine Bedingung hin spricht gegen die Möglichkeit des Unbedingten als Intellekt.

— Schließlich könnte das Logische möglich sein infolge eines Grundirrthums, eines fehlerhaften Setzens (Schaffens, Erdichtens eines Absoluten).

54.

In einer Welt des Werdens, in der Alles bedingt ist, kann die Annahme des Unbedingten, der Substanz, des Seins, eines Dinges u. s. w. nur ein Irrthum sein. Aber wie ist Irrthum möglich?

55.

Ich sage: der Intellekt ist eine schaffende Kraft: damit er schließen, begründen könne, muß er erst den Begriff des Unbedingten geschaffen haben, — er glaubt an Das, was er schafft, als wahr: dies das Grundphänomen.

56.

Wenn man Das herausschält, was allen Thatsachen gemeinsam ist, die Grundformen der äußersten Abstrak-

tion — kommt man da auf „Wahrheiten"? Es gab bisher diesen Weg zur Wahrheit, die Verallgemeinerung, — man entdeckte so nur die *Grundphänomene des Intellekts*. Wirklich?

57.

Die Denkgesetze als Resultate der organischen Entwicklung; — eine fingirende setzende Kraft muß angenommen werden; — ebenfalls Vererbung und Fortdauer der Fiktionen.

58.

Zuletzt könnte die Unerkennbarkeit des Lebens eben darin liegen, daß *Alles* an sich unerkennbar ist und wir nur begreifen, was wir erst gebaut und gezimmert haben; ich meine in dem Widerspruche der ersten Funktionen des „Erkennens" mit dem Leben. Je erkennbarer Etwas ist, umso ferner vom Sein, umso mehr *Begriff*.

59.

Teichmüller p. 25: „Ist es ein Schluß, wenn wir die sogenannten Dinge für seiend erklären, so müssen wir also schon vorher *wissen*, welche Natur (terminus medius) das Seiende (terminus major) habe, um diesen Begriff den Dingen zusprechen oder absprechen zu können." Dagegen sage ich: „zu wissen *meinen*".

„Logische Gesetze" bei Spir I, p. 76 definirt als „allgemeine Prinzipien von Affirmationen über Gegenstände, d. h. eine innere Nothwendigkeit, Etwas von Gegenständen zu glauben".

Meine Grundvorstellung: das „Unbedingte“ ist eine regulative Fiktion, der keine Existenz zugeschrieben werden darf; die Existenz gehört nicht zu den nothwendigen Eigenschaften des Unbedingten. Ebenso das „Sein“, die „Substanz“ — alles Dinge, die nicht aus der Erfahrung geschöpft sein *sollten*, aber thatsächlich durch eine *irrthümliche Auslegung der Erfahrung* aus ihr *gewonnen* sind.

Die bisherigen Auslegungen hatten alle einen gewissen Sinn für das Leben (— erhaltend, erträglich machend oder entfremdend; verfeinernd, auch wohl das Kranke separirend und zum Absterben bringend).

Meine neue Auslegung giebt den zukünftigen Philosophen als Herrn der Erde die nöthige Unbefangenheit.

Nicht sowohl „widerlegt“, als *unverträglich* mit Dem, was wir jetzt vornehmlich für „wahr“ halten und glauben: insofern ist die religiöse und moralische Auslegung uns unmöglich.

60.

Die Anpassung an immer neue Verhältnisse und also das *Übergewicht* der Vererbung und Dauerfähigkeit auf Seiten der *anpassungsfähigsten* Wesen, der klügsten, *berechnendsten* Einzelnen.

61.

Das Prinzip der *Erhaltung des Individuums* (oder die „Todesfurcht“) ist nicht aus Lust- und Unlust-Empfindungen abzuleiten, sondern etwas *Dirigirendes*, eine *Werthschätzung*, welche schon allen Lust- und Unlust-Gefühlen zu Grunde liegt. Noch mehr gilt dies von der

„Erhaltung der Gattung": aber dies ist nur eine Folge des Gesetzes der „Erhaltung des Individuums", kein ursprüngliches Gesetz.

Erhaltung des Individuums: d. h. voraussetzen, daß eine Vielheit mit den mannichfaltigsten Thätigkeiten sich „erhalten" will, nicht als sich-selber-gleich, sondern „lebendig" — herrschend — gehorchend — sich ernährend — wachsend —

Alle unsre mechanischen Gesetze sind aus uns, nicht aus den Dingen! Wir construiren nach ihnen die „Dinge". Die Synthese „Ding" stammt von uns: alle Eigenschaften des Dinges von uns. „Wirkung und Ursache" ist eine Verallgemeinerung unseres Gefühls und Urtheils.

Alle die Funktionen, welche die Erhaltung des Organismus mit sich bringen, haben sich allein erhalten und fortpflanzen können. Die intellektuellen Thätigkeiten haben sich allein erhalten können, welche den Organismus erhielten; und im Kampfe der Organismen haben sich diese intellektuellen Thätigkeiten immer verstärkt und verfeinert.

Der Kampf als Herkunft der logischen Funktionen. Das Geschöpf, welches sich am stärksten reguliren, discipliniren, urtheilen konnte — mit der größten Erregbarkeit und noch größeren Selbstbeherrschung — ist immer übrig geblieben.

62.

Daß der Geist geworden ist und noch wird, daß, unter zahllosen Arten des Schließens und Urtheilens, die uns jetzt geläufigste irgendwie uns am nützlichsten ist und sich vererbt hat, weil die so denkenden Individuen

günstigere Chancen hatten: daß damit Nichts über „wahr" und „unwahr" bewiesen ist —

63.

Es muß gedacht worden sein, lange bevor es Augen gab: die „Linien und Gestalten" sind also nicht anfänglich gegeben, sondern auf Tastgefühle hin ist am längsten gedacht worden: dies aber, nicht unterstützt durch das Auge, lehrt Grade des Druckgefühls, noch nicht Gestalten. Vor der Einübung also, die Welt als bewegte Gestalten zu verstehen, liegt die Zeit, wo sie als veränderliche und verschiedengradige Druck-Empfindung „begriffen" wurde. Daß in Bildern, daß in Tönen gedacht werden kann, ist kein Zweifel: aber auch in Druckgefühlen. Die Vergleichung in Bezug auf Stärke und Richtung und Nacheinander, die Erinnerung u. s. w.

64.

Die nützlichsten Begriffe sind übrig geblieben: wie falsch sie auch immer entstanden sein mögen.

65.

Die Zahl ist unser großes Mittel, uns die Welt handlich zu machen. Wir begreifen so weit, als wir zählen können, d. h. als eine Constanz sich wahrnehmen läßt.

66.

Daß es gleiche Dinge, gleiche Fälle giebt, ist die Grundfiktion schon beim Urtheil, dann beim Schließen.

67.

Die Irrthümer über das Gleiche und Ähnliche 1) weil es gleich aussieht, 2) weil es gleich sich bewegt, 3) weil es gleiche Töne von sich giebt.

68.

Die Abzählbarkeit gewisser Vorgänge, z. B. vieler chemischen, und eine Berechenbarkeit derselben giebt noch keinen Grund ab, hier an „absolute Wahrheiten“ zu tasten. Es ist immer nur eine Zahl im Verhältniß zum Menschen, zu irgend einem festgewordenen Hang oder Maß im Menschen. Die Zahl selber ist durch und durch unsre Erfindung.

69.

Erkenntniß: die Ermöglichung der Erfahrung, dadurch daß das wirkliche Geschehen, sowohl auf Seiten der einwirkenden Kräfte, als auf Seiten unsrer gestaltenden, ungeheuer vereinfacht wird: so daß es ähnliche und gleiche Dinge zu geben scheint. Erkenntniß ist Fälschung des Vielartigen und Unzählbaren zum Gleichen, Ähnlichen, Abzählbaren. Also ist Leben nur vermöge eines solchen Fälschungs-Apparates möglich. Denken ist ein fälschendes Umgestalten, Fühlen ist ein fälschendes Umgestalten, Wollen ist ein fälschendes Umgestalten —: in dem Allen liegt die Kraft der Assimilation: welche einen Willen voraussetzt, Etwas uns gleich zu machen.

70.

Die Vergröberung als Grundmittel, um Wiederkehr, „identische Fälle“ erscheinen zu lassen. Bevor also „gedacht“ wurde, muß schon gedichtet worden sein: der formende Sinn ist ursprünglicher, als der „denkende“.

71.

Auf das Verstehen der Außenwelt und die Mittheilung an dieselbe eingerichtet, müssen Intellekt und Sinne oberflächlich sein.

Vollkommene Leerheit der Logik —

72.

Unsre Lust an Einfachheit, Übersichtlichkeit, Regelmäßigkeit, Helligkeit, woraus zuletzt ein deutscher „Philosoph“ so Etwas wie einen kategorischen Imperativ der Logik und des Schönen entnehmen könnte — davon gestehe ich einen starken Instinkt als vorhanden zu. Er ist so stark, daß er in allen unseren Sinnesthätigkeiten waltet und uns die Fülle wirklicher Wahrnehmungen (der unbewußten —) reducirt, regulirt, assimilirt u. s. w. und sie erst in dieser zurechtgemachten Gestalt unserm Bewußtsein vorführt. Dies „Logische“, dies „Künstlerische“ ist unsre fortwährende Thätigkeit. Was hat diese Kraft so souverän gemacht? Offenbar, daß ohne sie, vor Wirrwarr der Eindrücke, kein lebendes Wesen lebte.

(Ich sehe nicht ein, warum das Organische überhaupt einmal entstanden sein muß — —)

73.

Das, was gemeinhin dem Geiste zugewiesen wird, scheint mir das Wesen des Organischen auszumachen: und in den höchsten Funktionen des Geistes finde ich nur eine sublime Art der organischen Funktionen (Assimilation, Auswahl, Sekretion u. s. w.).

Aber der Gegensatz „organisch — unorganisch“ gehört ja in die Erscheinungswelt!

74.

Wenn ich Etwas von einer Einheit in mir habe, so liegt sie gewiß nicht in dem bewußten Ich und dem Fühlen, Wollen, Denken, sondern wo anders: in der erhaltenden, aneignenden, ausscheidenden, überwachenden Klugheit meines ganzen Organismus, von dem mein bewußtes Ich nur ein Werkzeug ist. — Fühlen, Wollen, Denken zeigt überall nur Endphänomene, deren Ursachen mir gänzlich unbekannt sind: das Aufeinanderfolgen dieser Endphänomene, wie als ob eines aus dem andern folge, ist wahrscheinlich nur ein Schein: in Wahrheit mögen vielleicht die Ursachen solchergestalt an einander gebunden sein, daß die Endursachen mir den Eindruck logischen und psychologischen Verbandes machen. Ich leugne, daß ein geistiges oder seelisches Phänomen direkte Ursache ist von einem andern geistigen oder seelischen Phänomen: ob es gleich so scheint. Die wahre Welt der Ursachen ist uns verborgen: sie ist unsäglich complicirter. Der Intellekt und die Sinne sind ein vor allem vereinfachender Apparat. Unsere falsche, verkleinerte, logisirte Welt der Ursachen ist aber die Welt, in welcher wir leben können.

Wir sind soweit „erkennend", daß wir unsre Bedürfnisse befriedigen können. Das Studium des Leibes giebt einen Begriff von der unsäglichen Complikation.

Wenn unser Intellekt nicht einige feste Formen hätte, so wäre nicht zu leben. Aber damit ist für die Wahrheit aller logischen Thatsachen Nichts bewiesen.

75.

Der Begriff „Individuum", „Person" enthält eine große Erleichterung für das naturalistische Denken: welches vor Allem sich beim Einmaleins wohl fühlt. Thatsächlich stecken dort Vorurtheile: wir haben leider keine Worte, um das wirklich Vorhandene, nämlich die Intensitätsgrade auf dem Wege zum Individuum, zur „Person", zu bezeichnen. Zwei wird aus Eins, Eins aus Zwei: das sieht man mit Augen bei der Zeugung und Vermehrung der niedrigsten Organismen; der Mathematik wird beständig im wirklichen Geschehen widersprochen, widerlebt — wenn der Ausdruck erlaubt ist. Ich habe einmal den Ausdruck „viele sterbliche Seelen" gebraucht: ebenso wie Jeder das Zeug zu vielen personae hat.

76.

Daß die Katze Mensch immer wieder auf ihre vier Beine, ich wollte sagen auf ihr Eines Bein „Ich" zurückfällt, ist nur ein Symptom seiner physiologischen „Einheit", richtiger „Vereinigung": kein Grund, an eine „seelische Einheit" zu glauben.

77.

„Wille". — In jedem Wollen ist 1) eine Mehrheit von Gefühlen vereinigt: das Gefühl des Zustandes „von dem weg", das Gefühl des Zustandes „zu dem hin", das Gefühl von diesem „weg" und „hin" selber, dann noch ein begleitendes Muskelgefühl, welches, auch ohne daß wir „Arme und Beine" in Bewegung setzen, durch eine Art Gewohnheit, sobald „wir wollen", sein Spiel beginnt. Wie also Fühlen und zwar vielerlei Fühlen als Ingrediens des Willens anzuerkennen ist, so 2) auch noch Denken: in jedem Willensakte giebt es einen commandirenden Gedanken, — und man soll ja nicht glauben, diesen Gedanken von dem „Wollen" abscheiden zu können, wie als ob dann noch Wille übrigbliebe! 3) der Wille ist nicht nur ein Complex von Fühlen und Denken, sondern vor Allem noch ein Affekt: und zwar jener Affekt des Commando's. Das, was „Freiheit des Willens" genannt wird, ist jener sehr gemischte Zustand des Wollenden, der befiehlt und zugleich als Ausführender den Triumph der Überlegenheit über Widerstände genießt, der aber urtheilt, der Wille selber überwinde die Widerstände: — er nimmt die Lustgefühle des ausführenden erfolgreichen Werkzeugs — des dienstbaren Willens und Unterwillens — zu seinem Lustgefühle als Befehlender hinzu. — Dieses verflochtene Nest von Gefühlen, Zuständen und falschen Annahmen, welches vom Volk mit Einem Worte und wie Eine Sache bezeichnet wird, weil es plötzlich und „auf Ein Mal" da ist und zu den allerhäufigsten, folglich „bekanntesten" Erlebnissen gehört: der Wille, so wie ich ihn hier beschrieben habe — sollte man es glauben, daß er noch niemals beschrieben worden ist? Daß das plumpe Vorurtheil des Volkes bisher noch in jeder Philo-

sophie ungeprüft zu Recht bestanden hat? Daß darüber, was „Wollen“ sei, es unter den Philosophen keine Verschiedenheit der Meinung gab, weil alle glaubten, hier gerade habe man eine unmittelbare Gewißheit, eine Grund-Thatsache, hier sei Meinen gar nicht am Platze? Und daß alle Logiker noch die Dreieinigkeit „Denken, Fühlen, Wollen“ lehren, wie als ob Wollen kein Fühlen und Denken enthalte? — Nach Alledem erscheint Schopenhauer's großer Fehlgriff, als er den Willen wie die bekannteste Sache von der Welt, ja wie die eigentlich und allein bekannte Sache nahm, weniger toll und willkürlich: er hat ein ungeheures Vorurtheil aller bisherigen Philosophen, ein Volks-Vorurtheil, nur übernommen und, wie es im Allgemeinen Philosophen thun, übertrieben. —

78.

Wir verstehn einen „causalen“ Zusammenhang nicht; wir sehen aber, wenn ein Faktum constatirt werden soll, daß es mehrere Fakta in sich begreift. Unsre Analyse stellt ein Nacheinander auf. Die Zahlen, die sich dabei ergeben, bedeuten Nichts für den Zusammenhang seiner Erscheinungen unter sich, sondern können irreführen: weil der Mensch in manchen Instinkten festgestellt ist, ergiebt sich eine Ähnlichkeit der Zahlenverhältnisse in Bezug zu ihm.

Stehen unsre Gedanken in einem causalen, unmittelbaren Verhältniß zu einander? Oder ist deren logische Verbindung ein Schein? ich meine eine Folge davon, daß die veranlassenden Vorgänge jedes dieser Gedanken in einer Verbindung stehen, welche sich uns als „Schluß“ und dergleichen darstellt. Es sind lauter Endglieder! — Oder giebt es ein unmittelbares Einwirken eines

Gedankens auf einen andern? Ein „Verursachen“ hier wenigstens?

Die Erscheinungswelt „leerer Schein und Trug“, das Causalitäts-Bedürfniß, welches zwischen Erscheinungen Verbindungen herstellt, ebenfalls „leerer Schein und Trug“ — damit kommt die moralische Verwerfung des Trügerischen und Scheinbaren zu Wort. Man muß darüber hinweggehn. Es giebt keine Dinge an sich, auch kein absolutes Erkennen; der perspektivische, täuschende Charakter gehört zur Existenz.

79.

Der Gedanke ist in der Gestalt, in welcher er kommt, ein vieldeutiges Zeichen, welches der Auslegung, genauer, einer willkürlichen Einengung und Begrenzung bedarf, bis er endlich eindeutig wird. Er taucht in mir auf — woher? wodurch? das weiß ich nicht. Er kommt, unabhängig von meinem Willen, gewöhnlich umringt und verdunkelt durch ein Gedräng von Gefühlen, Begehrungen, Abneigungen, auch von andern Gedanken, oft genug von einem „Wollen“ oder „Fühlen“ kaum zu unterscheiden. Man zieht ihn aus diesem Gedränge, reinigt ihn, stellt ihn auf seine Füße, man sieht, wie er dasteht, wie er geht, Alles in einem erstaunlichen presto und doch ganz ohne das Gefühl der Eile: wer das Alles thut — ich weiß es nicht und bin sicherlich mehr Zuschauer dabei als Urheber dieses Vorgangs. Man sitzt dann über ihn zu Gericht, man fragt: „was bedeutet er? was darf er bedeuten? hat er Recht oder Unrecht?“ — man ruft andere Gedanken zu Hülfe, man vergleicht ihn. Denken erweist sich dergestalt beinahe als eine Art Übung und Akt der Gerechtigkeit, bei dem es einen Richter, eine

Gegen-Partei, auch sogar ein Zeugenverhör giebt, dem ich ein Wenig zuhören darf — freilich nur ein Wenig: das Meiste, so scheint es, entgeht mir. — Daß jeder Gedanke zuerst vieldeutig und schwimmend kommt und an sich nur als Anlaß zum Versuch der Interpretation oder zur willkürlichen Festsetzung, daß bei allem Denken eine Vielheit von Personen betheiligt scheint —: dies ist nicht gar zu leicht zu beobachten, wir sind im Grunde umgekehrt geschult, nämlich beim Denken nicht an's Denken zu denken. Der Ursprung des Gedankens bleibt verborgen; die Wahrscheinlichkeit dafür ist groß, daß er nur das Symptom eines viel umfänglicheren Zustandes ist; darin daß gerade er kommt und kein anderer, daß er gerade mit dieser größeren oder minderen Helligkeit kommt, mitunter sicher und befehlerisch, mitunter schwach und einer Stütze bedürftig, im Ganzen immer aufregend, fragend — für das Bewußtsein wirkt nämlich jeder Gedanke wie ein Stimulans —: in dem Allen drückt sich irgend Etwas von unserem Gesammtzustande in Zeichen aus. — Ebenso steht es mit jedem Gefühle, es bedeutet nicht an sich etwas: es wird, wenn es kommt, von uns erst interpretirt, und oft wie seltsam interpretirt! Man denke doch an die uns fast „unbewußte" Noth der Eingeweide, an die Blutdruck-Spannungen im Unterleibe, an die krankhaften Zustände des nervus sympathicus —: und wie Vieles giebt es, wovon wir kaum durch das sensorium commune einen Schimmer von Bewußtsein haben! — Nur der anatomisch Unterrichtete räth bei solchen ungewissen Unlust-Gefühlen auf die rechte Gattung und Gegend der Ursachen; alle Anderen aber, im Ganzen also fast alle Menschen, so lange es Menschen giebt, suchen bei solcher Art von Schmerzen keine physische, sondern eine psychische und moralische Erklärung und

schieben den thatsächlichen Verstimmungen des Leibes eine *falsche Begründung* unter, indem sie im Umkreise ihrer unangenehmen Erfahrungen und Befürchtungen einen Grund herausholen, sich dermaßen schlecht zu befinden. Auf der Folter bekennt sich fast Jedermann schuldig; bei dem Schmerz, dessen physische Ursache man nicht weiß, fragt sich der Gefolterte so lange und so inquisitorisch selbst, bis er sich oder Andere *schuldig findet*: — wie es zum Beispiel der Puritaner that, welcher den einer unvernünftigen Lebensweise anhaftenden Spleen sich gewohnheitsmäßig moralisch auslegte, nämlich als Biß seines eigenen Gewissens. —

80.

Es giebt keine unmittelbaren Thatsachen! Es steht mit Gefühlen und Gedanken ebenso: indem ich mir ihrer *bewußt* werde, mache ich einen Auszug, eine Vereinfachung, einen Versuch der Gestaltung: *das eben ist bewußt-werden*: ein ganz *aktives* Zurechtmachen. *Woher* weißt du das? — Wir sind uns bewußt der *Arbeit*, wenn wir einen Gedanken, ein Gefühl scharf fassen wollen — mit Hülfe von *Vergleichung* (*Gedächtniß*).

Ein Gedanke und ein Gefühl sind *Zeichen* irgend welcher Vorgänge: nehme ich sie absolut — setze ich sie als unvermeidlich *eindeutig*, so setze ich zugleich die Menschen als intellektuell gleich, — eine zeitweilig erlaubte *Vereinfachung* des wahren Thatbestandes.

81.

Ein *logischer* Vorgang, von der Art, wie er „im Buche steht", *kommt nie vor*, so wenig als eine gerade

Linie oder zwei „gleiche Dinge“. Unser Denken läuft grundverschieden: zwischen einem Gedanken und dem nächsten waltet eine Zwischenwelt ganz anderer Art, z. B. Trieb zum Widerspruch oder zur Unterwerfung u. s. w.

82.

Das logische Denken, von dem die Logik redet, ein Denken, wo der Gedanke selbst als Ursache von neuen Gedanken gesetzt wird —, ist das Muster einer vollständigen Fiktion: ein Denken derart kommt in Wirklichkeit niemals vor, es wird aber als Formen-Schema und Filtrir-Apparat angelegt, mit Hülfe dessen wir das thatsächliche, äußerst vielfache Geschehen beim Denken verdünnen und vereinfachen: so daß dergestalt unser Denken in Zeichen faßbar, merkbar, mittheilbar wird. Also: das geistige Geschehen so zu betrachten, wie als ob es jenem regulativen Schema eines fingirten Denkens wirklich entspreche, das ist das Kunststück von Fälschung vermöge deren es Etwas wie „Erkenntniß“ und „Erfahrung“ giebt. Erfahrung ist nur möglich mit Hülfe von Gedächtniß; Gedächtniß ist nur möglich mittelst einer Abkürzung eines geistigen Vorgangs zum Zeichen. „Erkenntniß“: das ist der Ausdruck eines neuen Dinges durch die Zeichen von schon „bekannten“, schon erfahrenen Dingen. — Heute freilich faselt man gar von einem empirischen Ursprung der Logik: aber was nicht in der Wirklichkeit vorkommt, wie das logische Denken, kann auch nicht aus der Wirklichkeit genommen sein, ebenso wenig als irgend ein Zahlengesetz, während es noch keinen Fall gegeben hat, in welchem die Wirklichkeit mit einer arithmetischen Formel sich gedeckt hätte.

Die arithmetischen Formeln sind ebenfalls nur regulative Fiktionen, mit denen wir uns das wirkliche Geschehen, zum Zweck praktischer Ausnützung, auf unser Maß — auf unsre Dummheit — vereinfachen und zurechtlegen.

83.

Die Logik unseres bewußten Denkens ist nur eine grobe und erleichterte Form jenes Denkens, welches unser Organismus, ja die einzelnen Organe desselben, nöthig hat. Ein Zugleich-Denken z. B. ist nöthig, von dem wir kaum eine Ahnung haben. Vielleicht ein Künstler der Sprache: das Zurückrechnen mit der Schwere und Leichtigkeit der Silben, das Voraus-rechnen, zugleich das Analogie-suchen von der Schwere des Gedankens mit den lautlichen, resp. physiologischen Kehlkopfbedingungen, geschieht zugleich, — aber freilich nicht als bewußt.

Unser Causal-Sinn ist etwas ganz Grobes und Vereinzeltes gegen die wirklichen Causal-Gefühle unsres Organismus. Namentlich ist das „Vorher" und „Nachher" eine große Naivetät.

Zuletzt: wir mußten Alles erst erwerben für das Bewußtsein, einen Zeit-Sinn, Raum-Sinn, Causal-Sinn: nachdem es ohne Bewußtsein lange schon viel reicher existirt hatte. Und zwar eine gewisse einfachste, schlichteste, reducirteste Form: unser bewußtes Wollen, Fühlen, Denken ist im Dienste eines viel umfänglicheren Wollens, Fühlens und Denkens. — Wirklich?

Wir wachsen fortwährend noch, unser Zeit-, Raumsinn u. s. w. entwickeln sich noch.

Es läßt sich Nichts voraussagen, aber bei einer gewissen Erhöhung des Typus Mensch kann eine neue

Kraft sich offenbaren, von der wir bisher Nichts wußten (— nämlich eine Synthesis von Gegensätzen!)

Der Seufzer Kleist's über die schließliche Unerkennbarkeit —

Wir sind Anfänger im Lernen, z. B. mit unserer Art Logik. Oder unseren Leidenschaften. Oder unserer Mechanik. Oder unserer Atomistik, welche der ehrlichste Versuch ist, die Welt für das Auge zu construiren und für den zählenden arithmetischen Verstand (also anschaulich und berechenbar).

Unsere „Mittel und Zwecke“ sind sehr nützliche Abbreviaturen, uns Vorgänge handlich, überschaulich zu machen.

84.

Methodisch: der Werth der inneren und der äußeren Phänomenologie.

A. Das Bewußtsein spät, kümmerlich entwickelt, zu äußeren Zwecken, den gröbsten Irrthümern ausgesetzt, sogar essentiell etwas Fälschendes, Vergröberndes, Zusammenfassendes.

B. Dagegen das Phänomen der sinnlichen Welt hundert Male vielfacher, feiner und genauer zu beobachten. Die äußere Phänomenologie giebt uns den bei Weitem reichsten Stoff und erlaubt die größere Strenge der Beobachtung; während die inneren Phänomene schlecht zu fassen sind und dem Irrthum verwandter (die inneren Prozesse sind essentiell Irrthümer-erzeugend, weil Leben nur möglich ist unter der Führung solcher verengenden, Perspektiven-schaffenden Kräfte).

Alle Bewegung als Zeichen eines inneren Geschehens: — also der ungeheuer überwiegende Theil

alles inneren Geschehens ist uns nur als Zeichen gegeben.

85.

Wie ein Feldherr von vielen Dingen Nichts erfahren will und erfahren darf, um nicht die Gesammt-Überschau zu verlieren: so muß es auch in unserem bewußten Geiste vor Allem einen ausschließenden, wegscheuchenden Trieb geben, einen auslesenden Trieb, welcher nur gewisse Fakta sich vorführen läßt. Das Bewußtsein ist die Hand, mit der der Organismus am weitesten um sich greift: es muß eine feste Hand sein. Unsere Logik, unser Zeitsinn, Raumsinn sind ungeheure Abbreviatur-Fähigkeiten, zum Zwecke des Befehlens. Ein Begriff ist eine Erfindung, der Nichts ganz entspricht, aber Vieles ein wenig: ein solcher Satz „zwei Dinge, einem dritten gleich, sind sich selber gleich" setzt erstens Dinge, zweitens Gleichheiten voraus: Beides giebt es nicht. Aber mit dieser erfundenen starren Begriffs- und Zahlenwelt gewinnt der Mensch ein Mittel, sich ungeheurer Mengen von Thatsachen wie mit Zeichen zu bemächtigen und seinem Gedächtnisse einzuschreiben. Dieser Zeichen-Apparat ist seine Überlegenheit, gerade dadurch, daß er sich von den Einzel-Thatsachen möglichst weit entfernt. Die Reduktion der Erfahrungen auf Zeichen, und die immer größere Menge von Dingen, welche also gefaßt werden kann: ist seine höchste Kraft. „Geistigkeit" als Vermögen, über eine ungeheure Menge von Thatsachen in Zeichen-Herr zu sein.

Diese geistige Welt, diese Zeichen-Welt ist lauter „Schein und Trug", ebenso schon wie jedes „Erscheinungsding" — und der moralische Mensch empört sich wohl! (wie für Napoleon nur die wesent-

lichsten Instinkte des Menschen bei seinen Rechnungen in Betracht kamen und er von den ausnahmsweisen ein Recht hatte, keine Notiz zu nehmen, z. B. vom Mitleiden — auf die Gefahr hin, hier und da sich zu verrechnen).

86.

Ich stehe anders zur Unwissenheit und Ungewißheit. Nicht daß Etwas unerkannt bleibt, ist mein Kummer; ich *freue mich* vielmehr, daß es eine Art von Erkenntniß geben *kann*, und bewundere die Complicirtheit dieser Ermöglichung. Das Mittel ist: die Einführung vollständiger Fiktionen als Schemata, nach denen wir uns das geistige Geschehen einfacher denken, als es ist. Erfahrung ist nur möglich mit Hülfe von Gedächtniß: Gedächtniß ist nur möglich vermöge einer Abkürzung eines geistigen Vorgangs zum *Zeichen*. Die Zeichenschrift.

Erklärung: das ist der Ausdruck eines neuen Dinges vermittelst der Zeichen von schon bekannten Dingen.

87.

„*Erkennen*" ist der Weg, um es uns zum Gefühl zu bringen, daß wir bereits Etwas *wissen*: also die Bekämpfung eines Gefühls von etwas Neuem und Verwandlung des anscheinend Neuen in etwas Altes.

88.

Die Philosophen haben gesucht, die Welt in 1) Bilder (Erscheinungen) oder 2) Begriffe aufzulösen oder in 3) Willen — kurz in irgend etwas uns am Menschen Bekanntes — oder sie der *Seele* gleichzusetzen (als

„Gott“). Das Volk hat „Ursache und Wirkung“ von dem als bekannt geltenden Verhältniß des menschlichen Handelns in die Natur gelegt. „Freiheit des Willens“ ist die Theorie zu einem Gefühl.

Eine Sache, deren subjektive Herkunft erkannt ist, ist damit noch nicht bewiesen als „nicht-seiend“, z. B. Raum, Zeit u. s. w.

Die Wissenschaft der Mathematik löst die Welt in Formeln auf. Man muß dagegen festhalten, was Begriffe und Formeln nur sein können: Mittel der Verständlichung und Berechenbarkeit, die praktische Anwendbarkeit ist Ziel: daß der Mensch sich der Natur bedienen könne, die vernünftige Grenze.

Wissenschaft: die Bemächtigung der Natur zu Zwecken des Menschen. Das überschüssige Phantasiren bei Metaphysikern, Mathematikern abschneiden: obwohl es nothwendig ist, als ein Experimentiren darauf hin, was vielleicht zufällig dabei erwischt wird. Die größte Masse geistiger Arbeit in der Wissenschaft verschwendet — auch hier noch waltet das Prinzip der größtmöglichen Dummheit.

Grundsatz bei der Erklärung aller menschlichen Geschichte: die Anstrengungen sind unendlich viel größer als der Ertrag.

89.

Die Entstehung der subjektiven Raum-, Zeit-, Kraft-, Causalitäts-, Freiheits-Empfindung, gesetzt sie sei erkannt: ebenso die Entstehung des Bildes (d. h. von Formen, Gestalten), der Begriffe (d. h. Erinnerungszeichen für ganze Gruppen von Bildern mit Hülfe von Lauten): alle diese subjektiven Erscheinungen machen keinen

Zweifel an der objektiven Wahrheit der logischen, mathematischen, mechanischen, chemischen Gesetze. Eine andere Sache ist unsre Fähigkeit, uns auszudrücken über diese Gesetze: wir müssen uns der Sprache bedienen.

90.

Verwandlung aller Vorgänge in optische Phänomene: und endlich wieder dieser Phänomene in reine Begriffs- und Zahlen-Phänomene.

Dies ist der Gang in der Geschichte: man glaubt zu verstehn, wenn man will: wenn man fühlt: wenn man sieht: wenn man hört: wenn man es in Begriffe umsetzt: wenn man es in Zahlen und Formeln umsetzt.

„Alles ist Wille" („Alles will"); „Alles ist Lust oder Unlust" („Alles leidet"); „Alles ist Bewegung" („Alles fließt"); „Alles ist Laut" („Alles klingt"); „Alles ist Geist" („Alles denkt"); „Alles ist Zahl" („Alles rechnet").

Also: die Verwandlung aller Vorgänge in unsre uns bekannte Welt, kurz: in uns — das ist bisher „Erkenntniß".

91.

Gegen beide Behauptungen „es kann das Gleiche nur vom Gleichen erkannt werden" und „es kann das Gleiche nur vom Ungleichen erkannt werden" — um welche schon von Alters her ein Kampf von Jahrhunderten gekämpft worden ist — läßt sich heute einwenden, von einem strengeren und vorsichtigeren Begriff des Erkennens aus: es kann gar nicht erkannt werden — und zwar eben deshalb, weil das Gleiche nicht das Gleiche erkennen kann, und weil ebensowenig das Gleiche vom Ungleichen erkannt werden kann.

92.

Das Auge, wenn es sieht, thut genau Dasselbe, was der Geist thut, um zu begreifen. Es vereinfacht das Phänomen, giebt ihm neue Umrisse, ähnelt es früher Gesehenem an, führt es zurück auf früher Gesehenes, bildet es um, bis es faßlich, brauchbar wird. Die Sinne thun Dasselbe wie der „Geist“: sie bemächtigen sich der Dinge, ganz so wie die Wissenschaft eine Überwältigung der Natur in Begriffen und Zahlen ist. Es giebt Nichts darin, was „objektiv“ sein will: sondern eine Art Einverleibung und Anpassung, zum Zweck der Ernährung.

93.

Fühlen, Begreifen, Wollen wären in Bezug auf die unsäglich kleine Bewegtheit der Atome gar nicht möglich, wenn nicht zu ihrem Wesen gehörte das Zusammen-nehmen, Vergröbern, Verlängern, Gleichansetzen.

Das Bild und der Begriff entsteht, indem eine produktive Kraft einige gegebene Reize gestaltet: eine „Erscheinung“ macht.

94.

Wir sind Gestalten-schaffende Wesen gewesen, lange bevor wir Begriffe schufen. Der Begriff ist am Laute erst entstanden, als man viele Bilder durch Einen Laut zusammenfaßte: mit dem Gehör also die optischen inneren Phänomene rubrizirte.

95.

Der Mensch ist ein Formen- und Rhythmen-bildendes Geschöpf; er ist in nichts besser geübt und es scheint, daß er an nichts mehr Lust hat, als am Erfinden von Gestalten. Man beobachte nur, womit sich unser Auge sofort beschäftigt, sobald es nichts mehr zu sehen bekommt: es schafft sich Etwas zu sehen. Muthmaßlich thut im gleichen Falle unser Gehör nichts Anderes: es übt sich. Ohne die Verwandlung der Welt in Gestalten und Rhythmen gäbe es für uns nichts „Gleiches", also auch nichts Wiederkehrendes, also auch keine Möglichkeit der Erfahrung und Aneignung, der Ernährung. In allem Wahrnehmen, das heißt dem ursprünglichsten Aneignen, ist das wesentliche Geschehen ein Handeln, strenger noch: ein Formen-Aufzwingen: — von „Eindrücken" reden nur die Oberflächlichen. Der Mensch lernt seine Kraft dabei als eine widerstrebende und mehr noch als eine bestimmende Kraft kennen — abweisend, auswählend, zurechtformend, in seine Schemata einreihend. Es ist etwas Aktives daran, daß wir einen Reiz überhaupt annehmen und daß wir ihn als solchen Reiz annehmen. Dieser Aktivität ist es zu eigen, nicht nur Formen, Rhythmen und Aufeinanderfolgen der Formen zu setzen, sondern auch das geschaffene Gebilde in Bezug auf Einverleibung oder Abweisung abzuschätzen. So entsteht unsre Welt, unsre ganze Welt: und dieser ganzen uns allein zugehörigen, von uns erst geschaffenen Welt entspricht keine vermeinte „eigentliche Wirklichkeit", kein „An-sich der Dinge": sondern sie selber ist unsre einzige Wirklichkeit, und „Erkenntniß" erweist sich, dergestalt betrachtet, nur als ein Mittel der Ernährung. Aber wir sind schwer zu ernährende Wesen und haben

überall Feinde und gleichsam Unverdauliches —: darüber ist die menschliche Erkenntniß fein geworden und zuletzt so stolz noch auf ihre Feinheit, daß sie es nicht hören mag, sie sei kein Ziel, sondern ein Mittel oder gar ein Werkzeug des Magens, — wenn nicht selber eine Art von Magen! — —

96.

Formend: — das ist der Trieb des Sittlichen: Typen zu bilden; dazu sind Gegensätze der Schätzung nöthig. — Formen sehen oder ausrechnen ist unser größtes Glück — es ist auch unsre längste Übung.

97.

Wir haben viele Typen in uns. Wir coordiniren unsre inneren Reize so wie die äußeren zu einem Bilde oder einem Verlaufe von Bildern: als Künstler. Die Oberflächlichkeit unsrer Typen, wie unsrer Urtheile, Begriffe, Bilder.

98.

Die Welt des Denkens nur ein zweiter Grad der Erscheinungswelt —

99.

Die „seiende" Welt ist eine Erdichtung — es giebt nur eine werdende Welt. — So könnte es sein! Aber setzt die Erdichtung nicht den Dichter als seiend voraus? — Vielleicht ist die erdichtete andere Welt erst eine Ursache davon, daß der Dichter sich für seiend hält und gegenüberstellt. — Wenn das Wesent-

liche des Fühlens und Denkens ist, daß es Irrthümer („Realitäten") ansetzen muß: —

Es giebt Fühlen und Denken: wie ist es aber in der Welt des Werdens nur möglich? — Die negativen Eigenschaften Oberflächlichkeit, Stumpfheit der Sinne, Langsamkeit des Geistes haben sich in positive Kräfte verwandelt (— das Böse ist auch hier der Ursprung des Guten). Ein Bild setzen, fertig machen, auf Grund weniger Indicien; Etwas als bleibend setzen, weil man die Veränderung nicht sieht. Die Fähigkeit, zu leben, begünstigt durch diese dichtende Kraft.

100.

Der Glaube an das „Sein" ist die Grundlage aller Wissenschaft, wie alles Lebens. Damit ist Nichts über die Berechtigung zu diesem Glauben ausgemacht; Fehlgriffe der Sinne (blau statt roth) sind kein Argument dagegen, daß ein Blatt grün ist. Die Entstehung eines farbenbildenden Sinnes in einer farblosen Welt ist ein Unsinn von Gedanke. Beschreibung und Feststellung der Thatsachen.

101.

Vielleicht ist Das, was wir als das Gewissfeste fühlen, am entferntesten vom „Wirklichen". Im Urtheile steckt ein Glaube „so und so ist es"; wie? wenn gerade das Glauben selber die nächste Thatsache wäre, die wir feststellen können! Wie ist Glauben möglich??

102.

Kein idealistischer Philosoph läßt sich über sein Mittagessen täuschen, als sei es nur eine perspektivische und von ihm ausgedachte Erscheinung.

Daß ein Beefsteak nur eine Erscheinung sein soll — eigentlich aber das „Ding an sich“ (so etwas wie das Absolutum oder der liebe Gott) — das glaube, wer — —

103.

Unsere Sinnesorgane als Ursachen der Außenwelt! Aber sie selber sind ja auch erst Wirkungen unsrer „Sinne“. — Unser Bild vom Auge ist ein Erzeugniß des Auges.

104.

Daß unsre Sinnesorgane selber nur Erscheinungen und Folgen unsrer Sinne sind und unsre leibliche Organisation eine Folge unsrer Organisation, scheint mir etwas Widerspruchsvolles oder mindestens ganz Unbeweisbares. Daß Tartarus stibiatus mich erbrechen macht, hat mit allen „Erscheinungen“ und „Meinungen“ Nichts zu thun.

Die Photographie ist ein genügender Gegenbeweis gegen die gröblichste Form des „Idealismus“.

105.

Welche Verschiedenheit sehen wir im Gehen, Schwimmen und Fliegen! Und doch ist es ein und dieselbe Bewegung: nur ist die Tragkraft der Erde eine andere als die des Wassers, und die des Wassers eine andere als die der Luft! So sollen wir auch als Denker fliegen lernen — und nicht vermeinen, damit Phantasten zu werden!

II.

Rangordnung.

II. Rangordnung.

106.

In diesem pöbelhaften Zeitalter soll der vornehm geborene Geist jeden Tag mit dem Gedanken an die Rangordnung beginnen: hier liegen seine Pflichten, hier seine feinsten Verirrungen.

107.

Zur Rangordnung.

Von der Ungleichheit der Menschen:
- a) Führer und Heerde;
- b) Vollständige und Bruchstücke;
- c) Gerathene und Mißrathene;
- d) Schaffende und „Gebildete" (vor Allen aber „Ungebildete" und Tölpel bis in den letzten Grund hinein).

Von der Ungleichheit der höheren Menschen (nach der Seite der Kraftmenge):
- a) nach dem Gefühle der Unvollkommenheit, als entscheidend;
- b) Gefühl nach dem Vollkommnen hin;
- c) die Kraft irgendetwas Vollkommnes gestalten zu können;

d) höchste Kraft, auch das Unvollkommne als nothwendig zu fühlen, aus Überdrang der gestaltenden Kraft (dionysisch).

Von der Rangordnung der Schaffenden (in Bezug auf das Werthe-setzen):

a) die Künstler;
b) die Philosophen;
c) die Gesetzgeber;
d) die Religionsstifter;
e) die höchsten Menschen als Erd-Regierer und Zukunft-Schöpfer (zuletzt sich zerbrechend —).

108.

Daß die hochbegabten Naturen gehorchen lernen, ist schwer; denn nur höher begabten und vollkommneren Naturen gehorchen sie; — aber wie, wenn es diese nicht giebt!

109.

Vom Range. — Die schreckliche Consequenz der „Gleichheit", — schließlich glaubt Jeder das Recht zu haben zu jedem Problem. Es ist alle Rangordnung verloren gegangen.

110.

Daß meine Werthschätzung oder Verurtheilung eines Menschen noch keinem andern Menschen ein Recht giebt zu der gleichen Werthschätzung oder Verurtheilung: — es sei denn, daß er mir gleich steht und gleichen Ranges ist. Die entgegengesetzte Denkweise ist die der Zeitungen: daß die Werthschätzungen von Menschen

und Sachen Etwas „an sich" seien, nach denen Jeder wie nach seinem Eigenthum greifen dürfe. Hier ist eben die Voraussetzung, daß Alle gleichen Ranges sind. — Wahrhaftig sein ist eine Auszeichnung.

111.

Wir benehmen uns der Rangordnung gemäß, zu der wir gehören: ob wir es schon nicht wissen, noch weniger Andern demonstriren können. Ein Imperativ „benimm dich der Rangordnung gemäß, zu der du gehörst" ist unsinnig: weil wir 1) uns, 2) jene Ordnung kennen müßten, was Beides nicht der Fall ist, — und 3) weil es überflüssig ist, Etwas zu befehlen, das ohnedies geschieht —. Rangordnung: nicht nur zu unseren Nächsten, sondern, unter Umständen, zur Nachwelt, ebenso zu den Bewohnern anderer Sterne; denn wir wissen nicht, ob Jemand da ist, der uns mit ihnen vergleicht. — Alles Imperativische in der Moral wendet sich an die Vielheit der Masken, die wir in uns tragen, und will, daß wir Dies hervorkehren und Jenes nicht, also unsern Anschein verändern. „Besserung" ist: Etwas sichtbar werden lassen von Dem, was den guten Menschen gefällt, — nicht mehr!

112.

„Zu-Gericht-sitzen." — Von allen Urtheilen ist das Urtheil über den Werth von Menschen das beliebteste und geübteste, — das Reich der größten Dummheiten. Hier einmal Halt zu gebieten, bis es als eine Schmutzigkeit, wie das Entblößen der Schamtheile, gilt — meine Aufgabe. Umsomehr als es die Zeit des

suffrage universel ist. Man soll sich geloben, hier lange zu zweifeln und sich zu mißtrauen, nicht „an der Güte des Menschen“, sondern an seiner Berechtigung, zu sagen „dies ist Güte!“

113.

Ich fand es unmöglich, dort „Wahrheit“ zu lehren, wo die Denkweise niedrig ist.

114.

Was mein Werthurtheil ist, ist es nicht für einen Anderen. Das Annehmen von Werthurtheilen wie von Kleidungsstücken ist trotzdem die häufigste Thatsache: so entsteht von Außen her erst Haut, dann Fleisch, endlich Charakter: die Rolle wird Wahrheit.

115.

„Was für mich gut ist, ist an sich gut“ ist nur das Urtheil des Mächtigen, der gewohnt ist, Werth zu geben.

116.

Grundstellung: der Mangel an Ehrfurcht vor großen Geistern, aus vielen Gründen und auch daraus, daß es an großen Geistern fehlt. Die historische Manier unsrer Zeit ist zu erklären aus dem Glauben, daß Alles dem Urtheile eines Jeden freisteht. Das Merkmal des großen Menschen war die tiefe Einsicht in die moralische Hypokrisie von Jedermann (zugleich als Consequenz des Plebejers, der ein Kostüm sucht).

117.

Zur Moral des „Ich". — Die Schwierigkeit, sich verständlich zu machen. An Viele ist es unmöglich.

Jede Handlung wird mißverstanden. Und man muß, um nicht fortwährend gekreuzt zu werden, seine Maske haben. Auch um zu verführen. — Lieber mit Solchen umgehen, die bewußt lügen, weil nur sie auch mit Bewußtsein wahr sein können. Die gewöhnliche Wahrhaftigkeit ist eine Maske ohne Bewußtsein der Maske.

Das „Ich" unterjocht und tödtet: es arbeitet wie eine organische Zelle: es raubt und ist gewaltthätig. Es will sich regeneriren: — Schwangerschaft. Es will seinen Gott gebären und alle Menschheit ihm zu Füßen sehen.

Die befreiten Ich's kämpfen um die Herrschaft.

118.

Die Menschheit hat zur Natur im Ganzen das Verhältniß berechnender Nützlichkeit: — aber was empört uns, wenn der einzelne Mensch die Andern für sich ausbeutet? Die Voraussetzung ist, daß er nicht werthvoll genug ist. Gesetzt aber, er gilt als werthvoll genug (z. B. als Fürst), so wird es ertragen und giebt eine Art Glück („Gottergebenheit").

Man wehrt sich gegen die Ausbeutung durch niedrigere Wesen, als man selber ist. So wehre ich mich gegen den heutigen Staat, Bildung u. s. w.

119.

Wenn ein inferiorer Mensch seine alberne Existenz, sein viehisch-dummes Glück als Ziel faßt, so indignirt

er den Betrachter; und wenn er gar andre Menschen zum Zweck *seines* Wohlbefindens unterdrückt und aussaugt, so sollte man so eine giftige Fliege todtschlagen.

Der Werth eines Menschen soll beweisen, was für Rechte er sich nehmen darf: die „Gleichstellung“ geschieht aus Mißachtung der höheren Naturen und ist ein Verbrechen an ihnen.

Dadurch, daß ein Mensch die Förderung einer Familie, eines Volkes u. s. w. auf sich nimmt, gewinnt er an Bedeutung, vorausgesetzt, daß seine *Kraft* es ihm *erlaubt*, sich eine solche Aufgabe zu setzen. Ein Mensch, der Nichts *hat*, als viehische Begierden im Leibe, sollte nicht das *Recht* zur Heirath haben.

120.

Das Gefühl, der höheren Rangordnung anzugehören, ist dominirend im sittlichen Gefühle: es ist das Selbst-Zeugniß der höheren Kaste, deren Handlungen und Zustände nachher wieder als Abzeichen einer Gesinnung gelten, mit der man in jene Kaste *gehört* oder gehören *sollte*.

121.

Die falschen Gegensätze. — Alle Stufen sind noch neben einander vorhanden (oder viele), — aber die *höhere* will nicht die niedere Stufe als Weg und Mittel anerkennen: sie soll ihr Gegensatz sein! Dies ist der *Affekt der Distanz!* Wer ihn nicht besitzt oder zeigt, erregt die größten Verwechslungen, z. B. Epikur.

122.

Zuerst wird das sittliche Gefühl in Bezug auf Mensch (Stände voran!) entwickelt, erst später auf Handlungen und Charakterzüge übertragen. Das Pathos der Distanz ist im innersten Grunde jenes Gefühls.

123.

Wer Anderen nützt, warum soll der besser sein, als wenn er sich nützt? Doch nur, wenn der Nutzen, den er Andern erweist, in einem absoluten Sinn höherer Nutzen ist als der, welchen er sich erweist. Sind die Andern weniger werth, so wird er, wenn er sich nützt, selbst auf Unkosten der Andern, recht handeln.

Alles Gerede von „Nutzen" setzt schon voraus, daß Das, was den Menschen nützlich ist, definirt sei: mit andern Worten, nützlich wozu? — d. h. der Zweck des Menschen ist schon vorausgenommen. Erhaltung, Glücklich-machen u. s. w., wenn Das Zwecke sind: so sind doch auch unter Umständen die Gegentheile die höheren Zwecke, z. B. bei einer pessimistischen Ansicht vom Leben und Leiden. (Nach Spinoza: „sofern der Mensch die Vernunft anwendet, hält er nur Das für nützlich, was zum Erkennen führt.")

Also ein Glaube ist schon vorausgesetzt — beim Lobe des Uneigennützigen: daß das ego nicht verdiene, dem ego Anderer vorgezogen zu werden! Dem widerstreitet aber die höhere Taxation des Uneigennützigen: es wird ja gerade angenommen, daß er eine seltnere Art sei. Weshalb soll nun der seltnere, höhere Mensch sich aus dem Auge verlieren? — Er soll's gar nicht, es ist eine Dummheit, aber er thut's: und die Andern haben

den Vortheil davon und sind ihm dafür dankbar: sie loben ihn. — Also die Egoisten loben den Unegoistischen, weil er so dumm ist, ihren Vortheil seinem Vortheile voranzustellen; weil er so handelt, wie sie nicht handeln würden, — eben zu ihren Gunsten.

124.

„Böse“: ist ein Urtheil über andre Wesen zunächst. Nennen wir Etwas an uns böse, so ist es ein Gleichniß: — wir wollen einen von uns niedriger taxirten Trieb nicht den Herrn spielen sehn, — es ist noch lange nicht nöthig, ihn zu negiren, aber er soll seinen untergeordneten Platz behaupten und nicht mehr!

125.

Es wird aus dem Bösen (bös Empfundenen) etwas „Gutes“ (als gut Empfundenes); und wiederum kann manches Gute, wenn wir auf eine höhere Stufe steigen, in uns als „böse“ empfunden werden: z. B. der Fleiß für den vollkommnen Künstler, der Gehorsam für den zum Befehlen Gelangten, die Hingebung und die Gnade für den Vertreter großer persönlicher Ziele (Napoleon). Alle diese edelmüthigen Gefühle, welche der junge Napoleon mit seiner Zeit gemein hatte, waren Verführungen und Versuchungen, welche die ausschließliche Verwendung der Kraft in Einer Richtung schwächen wollten.

126.

Eine organisirende Gewalt ersten Ranges, z. B. Napoleon, muß im Verhältniß zu der Art sein, welche

organisirt werden soll (d. h. es kommt wenig darauf an, ob er „noble“ Gefühle hat: genug daß er Das, was an den Vielen das Stärkste und Bestimmendste ist, ganz und voll schätzt).

127.

Der Mißbrauch der Macht durch die römischen Kaiser hat für Europa die Moralbegriffe verrückt: die Moral der Ohnmächtigen ist zum Siege gelangt: — Folge, eine ungeheure Falschmünzerei.

Die wahre Quelle hoher Empfindungen ist in der Seele der Mächtigen. Selbstzeugniß der Freude an sich und seinem Thun ist der Ursprung aller Werthschätzungen, — Glaube an sich.

128.

Überall, wo das Höhere nicht das Mächtigere ist, fehlt etwas am Höheren selber: es ist nur ein Stück und Schatten erst.

129.

Luther verräth in der Art, wie er Feind ist, seine bäurische Abkunft und Gemeinheit, Mangel an Vornehmheit.

Napoleon corrumpirt im Kampf um die Macht, wie Bismarck. Ich hoffe auf kleine „Tyrannen“ für's nächste Jahrhundert.

130.

Ein großer Mensch: der ein Recht dazu fühlt, Menschen zu opfern wie ein Feldherr Menschen opfert, —

nicht im Dienste einer „Idee“, sondern weil er herrschen will.

131.

An der Spitze der Staaten soll der höhere Mensch stehn: alle andern Formen sind Versuche, einen Ersatz seiner sich selber beweisenden Autorität zu geben. (Das alte Gesetz bekommt erst seine Heiligkeit, wenn es an gesetzgeberischen Kräften fehlt.)

132.

Dies ist unser Mißtrauen, das immer wieder kommt, unsere Sorge, die sich uns nie schlafen legt, unsre Frage, welche Niemand hört oder hören mag, unsre Sphinx, neben der nicht nur Ein Abgrund ist: — wir glauben man täuscht sich heute in Europa über die Dinge, welche wir am höchsten lieben, und ein grausamer (oder nicht einmal grausamer, nur gleichgültiger und kindsköpfischer) Kobold spielt mit unserm Herzen und seiner Begeisterung, wie er vielleicht mit Allem schon gespielt hat, was sonst lebte und liebte —: ich glaube, daß Alles, was wir in Europa heute als die Werthe aller jener verehrten Dinge, welche „Humanität“, „Menschlichkeit“, „Mitgefühl“, „Mitleid“ heißen, zu verehren gewohnt sind, zwar als Schwächung und Milderung gewisser gefährlicher und mächtiger Grundtriebe einen Vordergrunds-Werth haben mag, aber auf die Länge hin trotzdem nichts Anderes ist, als die Verkleinerung des ganzen Typus „Mensch“ — seine Vermittelmäßigung, wenn man mir in einer verzweifelten Angelegenheit ein verzweifeltes Wort nachsehen will; ich glaube, daß die commedia umana für einen epikurischen Zuschauer-Gott darin bestehen müßte,

daß die Europäer, vermöge ihrer wachsenden Moralität, in aller Unschuld und Eitelkeit sich zu erheben wähnen, aber in Wahrheit *sinken*, d. h. durch Ausbildung aller der Tugenden, vermöge deren eine Heerde gedeiht, und durch Zurückdrängung jener anderen und entgegengesetzten, welche einer neuen, höheren, stärkeren, *herrschaftlichen* Art den Ursprung geben, eben nur das Heerdenthier im Menschen entwickeln und vielleicht das Thier „Mensch" damit *feststellen* — denn bisher war der Mensch „das noch nicht festgestellte Thier" —.

133.

An großen Viehheerden zu studiren: — die steigende Vergrößerung des Menschen besteht darin, daß die Führer, die „Vor-Ochsen", die Seltnen entstehen. „Gut" nennen sich im Gegensatz zu diesen die Mitglieder der Heerde: das Hauptmotiv in der Entstehung *ihrer* Güte ist die Furcht. Verträglichkeit, dem Andern zuvorkommen mit Güte, Sich-anpassen, vieles Abwehren und Vorbeugen von Noth, mit stiller Erwartung daß es uns gleich vergolten wird, Vermeiden der Feindseligkeit, Verzicht auf Furcht-einflößen — das Alles, *lange nur Heuchelei der Güte, wird endlich Güte.*

134.

Heerdenthier-Moral. — Ich habe eine Entdeckung gemacht, aber sie ist nicht erquicklich: sie geht wider unseren Stolz. Wie frei wir nämlich uns auch schätzen mögen, wir freien Geister — denn hier reden wir „unter uns" — es giebt auch in uns ein Gefühl, welches immer noch beleidigt wird, wenn Einer den Menschen zu den

Thieren rechnet: deshalb ist es beinahe eine Schuld und bedarf der Entschuldigung, daß ich beständig in Bezug auf uns von „Heerde“ und von „Heerden-Instinkten“ reden muß. In Europa aber, und überall, wo Europa's Einfluß zum Übergewicht gekommen ist, giebt es jetzt über moralische Dinge eine volle Übereinstimmung: man „weiß“ ersichtlich in Europa, „was gut und böse ist“: Es klingt hart, ohne daß es hart ist, wenn ich sage: was hier zu wissen glaubt und mit seinem Loben und Tadeln sich selber verherrlicht, sich selber und allein gutheißt, das ist der Instinkt des Heerdenthiers Mensch. Moral ist in Europa Heerdenthier-Moral, — also eine Art Moral, neben der viele andere möglich sind und auch existirt haben. Seit zwei Jahrtausenden aber wird in Europa auf eine gründliche Weise der Versuch gemacht, mit Hülfe einer Heerdenthier-Religion, allen Instinkten des Heerdenthiers zum Siege zu verhelfen: wir haben seinen sichtbarsten, letzten Ausdruck in den demokratischen Institutionen, und daß auch damit Begierden und Hoffnungen des gleichen Instinkts nicht sattsam befriedigt sind, beweist das Jammer-Geschrei aller Sozialisten: erst der Sozialismus ist die zu Ende gedachte Heerdenthier-Moral: nämlich der Satz „gleiche Rechte für Alle“ fortgeführt zu den Folgerungen „gleiche Ansprüche Aller“, „Eine Heerde und kein Hirt“, „Schaf gleich Schaf“, „Friede auf Erden“, „allen Menschen ein Wohlgefallen an einander“.

135.

Sagen wir es uns ohne Schonung, wie bisher jede höhere Cultur auf Erden angefangen hat! Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem

furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochner Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen, oder auf alte mürbe Culturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbniß verflackerte. Die vornehme Kaste war im Anfang immer die Barbaren-Kaste: ihr Übergewicht lag nicht vorerst in der physischen Kraft, sondern in der seelischen, — es waren die ganzeren Menschen (was auf jeder Stufe auch so viel mit bedeutet als „die ganzeren Bestien" —).

Die „Vermenschlichung" solcher Barbaren — zum Theil ein ungewollter Prozeß, der sich nach ungefährer Feststellung der Machtverhältnisse von selbst einstellt — ist wesentlich ein Schwächungs- und Milderungs-Prozeß und vollzieht sich gerade auf Unkosten jener Triebe, denen sie ihren Sieg und ihren Besitz verdankten; und während sie dergestalt sich der „menschlicheren" Tugenden bemächtigen — vielleicht sogar mit einem prachtvollen Ungestüm und, gemäß ihrer „Beutelust" auch noch im Geistigsten, als Überwältiger alter Culturen, Künste, Religionen — vollzieht sich ebenso allmählich auf der Seite der Unterdrückten und Versklavten ein umgekehrter Prozeß. In dem Maße, in welchem sie milder, menschlicher gehalten werden und folglich physisch reichlicher gedeihen, entwickelt sich in ihnen der Barbar, der verstärkte Mensch, das Halbthier mit den Begierden der Wildniß: — der Barbar, der sich eines Tages stark genug spürt, sich seiner vermenschlichten, das heißt verweichlichten Herren zu erwehren. Das Spiel beginnt von Neuem: die Anfänge einer höheren Cultur sind wieder einmal gegeben. Ich will sagen: es hat sich jedes

Mal unter dem Druck herrschender vornehmer Kasten und Culturen von Unten her ein langsamer Gegendruck gebildet, eine ungeheure unverabredete Gesammt-Verschwörung zu Gunsten der Erhaltung und Heraufbringung aller Beherrschten, Ausgenützten, Schlecht-Weggekommenen, Mittelmäßigen, Halb-Mißrathenen, als ein in die Länge gezogener, erst heimlicher, dann immer selbstbewußterer Sklaven-Unmuth und Sklaven-Aufstand, als ein Instinkt wider jede Art von Herrn, zuletzt noch gegen den Begriff „Herr", als ein Krieg auf Leben und Tod wider jede Moral, welche aus dem Schoße und Bewußtsein einer höheren, herrschaftlichen Art Mensch entspringt, einer solchen, die der Sklaverei in irgend welcher Form und unter irgend welchem Namen als ihrer Grundlage und Bedingung *bedarf*. Dies Alles immer nur bis zu dem Zeitpunkt, wo eine solche Sklaven-Rasse mächtig genug — „Barbar" genug! — wurde, sich selbst zum Herrn zu machen: sofort sind dann die *umgekehrten* Prinzipien und Moralen da. Denn das Herr-sein hat seine Instinkte, wie das Sklave-sein: „Natur" ist in Beidem, — und auch „Moral" ist ein Stück Natur. —

136.

Die *Antagonismen* (Probleme, deren Lösung zuletzt vom Willen abhängig ist, — von der Kraft):

1) zwischen *Stärke* der Menschen und *Dauer der Rasse*;

2) zwischen der *schaffenden Kraft* und der „*Menschlichkeit*".

3)

137.

Die Gefahr des Menschen steckt darin, wo seine Stärke ist: er ist unglaublich geschickt darin, sich zu erhalten, selbst in den unglücklichsten Lagen (dazu gehören selbst die Religionen der Armen, Unglücklichen u. s. w.). So erhält sich das Mißrathene viel länger und verschlechtert die Rasse: weshalb der Mensch, im Vergleich zu den Thieren, das krankhafteste Thier ist. Im großen Gange der Geschichte muß aber das Grundgesetz durchbrechen und der Beste zum Siege kommen: vorausgesetzt, daß der Mensch mit dem allergrößten Willen die Herrschaft des Besten durchzusetzen sucht.

138.

Der Jesuitismus der Mittelmäßigkeit, welcher den ungewöhnlichen und gespannten Menschen wie einen ihm gefährlichen Bogen zu brechen oder abzuschwächen sucht, mit Mitleiden und bequemer Handreichung so gut als mit Vergiftung seiner nothwendigen Einsamkeit und heimlicher Beschmutzung seines Glaubens: der seinen Triumph hat, wenn er sagen kann „Der ist endlich wie Unsereiner geworden" — dieser herrschsüchtige Jesuitismus, der die treibende Kraft in der gesammten demokratischen Bewegung ist, wird überall sehr abseits von der Politik und den Fragen der Ernährung — —

139.

Die Menge der Mißrathenen erschüttert; noch mehr die Behaglichkeit und Sicherheit (der Mangel an Mitgefühl [für die ganze Entwicklung „Mensch") — wie Alles schnell zu Grunde gehn kann!

140.

Erster Grundsatz: keine Rücksicht auf die Zahl: die Masse, die Elenden und Unglücklichen gehen mich wenig an — sondern die ersten und gelungensten Exemplare, und daß sie nicht aus Rücksicht für die Mißrathenen (d. h. die Masse) zu kurz kommen.

Vernichtung der Mißrathenen — dazu muß man sich von der bisherigen Moral emanzipiren.

141.

Grundsatz: wie die Natur sein: zahllose Wesen zum Opfer bringen können, um Etwas mit der Menschheit zu erreichen. Man muß studiren, wie thatsächlich irgend ein großer Mensch zu Stande gebracht worden ist. Alle bisherige Ethik ist grenzenlos beschränkt und lokal; blind und verlogen gegen die wirklichen Gesetze außerdem noch. Sie war da, nicht zur Erklärung, sondern zur Verhinderung gewisser Handlungen: geschweige denn zur Erzeugung.

Wissenschaft ist eine gefährliche Sache: und bevor wir nicht ihrethalben verfolgt werden, ist es Nichts mit ihrer „Würde". Oder gar wenn man in die Volksschule Wissenschaft trägt: und jetzt gar die Mädchen und die Gänse anfangen, wissenschaftlich zu schnattern; das liegt daran, daß sie immer mit moralischer Tartüfferie betrieben wurde. Damit will ich ein Ende machen.

Alle Voraussetzungen der bestehenden „Ordnung" widerlegt:

1) Gott widerlegt: weil alles Geschehen weder gütig, noch klug, noch wahr ist;

2) weil „gut“ und „böse“ keine Gegensätze sind und die moralischen Werthe sich verwandeln;

3) weil „wahr“ und „falsch“ beide nöthig sind — Täuschen-wollen wie Sich-täuschen-lassen eine Voraussetzung des Lebendigen ist;

4) „unegoistisch“ gar nicht möglich. „Liebe“ falsch verstanden; „Gebet“ gleichgültig; „Ergebung“ gefährlich.

142.

Die Tartüfferie unter allen herrschenden Schichten in Europa (oder die Moral unter dem Eindruck des Christenthums). — Die Hysterie in Europa (Müßiggang, geringe Nahrung, wenig Bewegung — bricht in religiösen Wahnsinn aus wie bei den Indern. Mangel an geschlechtlicher Befriedigung). — *Vortheil*, daß sich die religiosi nicht fortpflanzen.

Die Pedanterie des Sklaven und Nichtkünstlers als Glaube an die Vernunft, die Zweckmäßigkeit. Tritt auf als Nachwirkung der ästhetischen Zeitalter (welche lehren Alles *einfacher* sehn, als es ist: Oberflächlichkeit der griechischen Moralisten, insgleichen der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts). Jetzt bei den Engländern als Moral (die Zufriedenheit mit der comfort-Existenz; das Problem, glücklich zu leben, scheint ihnen gelöst: *das* spiegelt sich wieder in ihrer Denkweise). — Das Sklavenmäßige als Verlangen nach *Autorität* (Luther).

143.

Der höchste Gesichtspunkt des Jesuitismus, auch des sozialistischen: — *Beherrschen* der Menschheit zum Zweck ihrer *Beglückung*, *Beglückung* der

Menschheit durch Aufrechterhaltung der Illusion, des Glaubens.

Dazu meine Gegenbewegung: — Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Überwindung. Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, ausgenommen Die, welche sie aushalten.

Grundirrthum bisher: „alle Handlungen des Menschen sind zweckbewußt.“ „Der Zweck des Menschen ist die Arterhaltung und nur insofern auch die Erhaltung seiner Person“ — jetzige Theorie.

144.

Meine Gesammtrichtung geht nicht auf Moral; — was ehedem Sünden-Bewußtsein, das wende ich auch gegen den Intellekt, die Tugend, das Glück, die Kraft des Menschen.

Kritik des „Guten“, ja des Besten! Skepsis sehr berechtigt!

Aus einer wesentlich außermoralischen Betrachtungsweise kam ich zur Betrachtung der Moral, aus der Ferne.

Die Bedingungen zu errathen, unter denen die zukünftigen Menschen leben, — weil ein solches Errathen und Vorwegnehmen die Kraft eines Motivs hat: die Zukunft als Das, was wir wollen, wirkt auf unser Jetzt. Die Unmoralität unserer Zeit in ihrem Besten (z. B. dem Mangel an Pietät gegen Natur).

145.

Die Hoffnungslosigkeit in Bezug auf die Menschen, — mein Ausweg! Das Ziel, welches die Engländer sehn,

macht jede höhere Natur lachen! Es ist nicht begehrenswerth: — viel Glückliche geringsten Ranges ist beinahe ein widerlicher Gedanke.

146.

Das Ideal ist: das complizirteste aller Maschinenwesen zu construiren, entstanden durch die dümmste aller möglichen Methoden.

147.

Zur Signatur des Sklaven: die Werkzeug-Natur, kalt, nützlich, — ich betrachte alle Utilitarier als unwillkürliche Sklaven. Menschen-Bruchstücke — das zeichnet die Sklaven.

148.

Inwiefern ein Handwerk leiblich und geistig deformirt: ebenso Wissenschaftlichkeit an sich, ebenso Gelderwerb, ebenso jede Kunst: — der Spezialist ist nothwendig, aber gehört in die Klasse der Werkzeuge.

149.

Ich bin mißtrauisch gegen die Beschaulichen, Selbst-in-sich-Ruhenden, Beglückten unter den Philosophen: — es fehlt da die gestaltende Kraft und die Feinheit der Redlichkeit, welche sich den Mangel an Kraft als Mangel eingesteht.

150.

Man weiß aus den Erfahrungen der Züchter, daß Arten, denen ein Übermaß von Nahrung und jede Art Sorgfalt und Schutz zu Theil wird, in der stärksten Weise zur Variation des Typus neigen und reich an Wundern und Monstrositäten (auch an monströsen Lastern) sind. Nun sehe man einmal eine Aristokratie als eine Veranstaltung zum Zweck der Züchtung an: lange Zeit fehlt jenes Übermaß der günstigen Bedingungen, sie hat Noth, sich überhaupt durchzusetzen, sie hat beständige Gefahr um sich; dazu fühlt sie als nothwendig, daß eine bestimmte Art von Eigenschaften (Tugenden) vor allen und zuoberst erhalten werden muß: sie unterdrückt zu Gunsten dieser Tugenden alle übrigen, sie fühlt diese Tugenden als Existenzbedingungen. Endlich entsteht eine Glückslage, der große Zwang ist nicht mehr nöthig: und sofort tritt in dem Treibhaus ihrer Cultur eine ungeheure Menge von Varietäten und Monstren (Genie's eingerechnet) auf: mitunter geht an deren Kampfe das Gemeinwesen zu Grunde.

Die Art-Varietäten (als Abartung, theilweise Entartung) treten auf, wo günstige Bedingungen des Lebens da sind: die Art selber aber tritt auf, wird fest und stark unter dem langen Kampf mit immer gleich ungünstigen Bedingungen. Die Sorge für die Erhaltung der Art, ihrer treuen Wiederholung, ihrer wesentlichen Gleichförmigkeit ist eingegeben durch Liebe für diese Art, Bewunderung derselben durch Vergleichung mit ihrer Umgebung, also Zufriedenheit damit — Grundlage aller Aristokratien; man ist glücklich in seiner Art und will sich selber fortsetzen durch gleiche Nachkommenschaft: aber man muß auf dieser Stellung erhalten werden

durch beständig wiederkehrende Gefährdung und durch den Vergleich mit nahen, niedriger stehenden Wesen. Der Gedanke an einen „Fortschritt“ und ebenso der Gedanke an „gleiche Rechte Aller“ muß fehlen: Erhaltung des Typus, Genuß aller typischen Züge und sonst Widerwille (auch gegen alles Fremde), möglichst den Vorfahren gleichen als dirigirende Moral: Trauer beim Gedanken der Veränderung und Varietät.

151.

Eine Moral war bisher zu allermeist der Ausdruck eines conservativen Willens zur Züchtung einer gleichen Art, mit dem Imperativ: „es soll allem Variiren vorgebeugt werden“; es soll der Genuß an der Art allein übrig bleiben. Hier werden eine Anzahl von Eigenschaften lange festgehalten und großgezüchtet, und andere geopfert; alle solche Moralen sind hart (in der Erziehung, in der Wahl des Weibes, überhaupt gegen die Rechte der Jugend u. s. w.). Menschen mit wenigen, aber sehr starken und immer gleichen Zügen sind das Resultat. Diese Züge stehen in Beziehung zu den Grundlagen, auf denen solche Gemeinwesen sich durchsetzen und gegen ihre Feinde behaupten können.

Auf Einmal reißt das Band und der Zwang einer solchen Zucht (es giebt zeitweilig keine Feinde mehr —): das Individuum hat keine solchen Schranken mehr, es schießt wild auf, ein ungeheures Zugrundegehn steht neben einem herrlichen, vielfachen, urwaldhaften Emporwachsen. Es entsteht für die neuen Menschen, in welche jetzt das Verschiedenste vererbt wird, eine Nöthigung, sich selber eine individuelle Gesetzgebung zu machen, angemessen für ihre absonderlichen Bedingungen und

Gefahren. Es erscheinen die Moral-Philosophen, welche gewöhnlich irgend einen häufigeren Typus darstellen und mit ihrer disciplina einer bestimmten Art von Mensch Nutzen schaffen.

152.

Entwicklung der Grausamkeit: Freude im Anblick des Leidenden — auch bei blutigen Culten als Götterfreude vorausgesetzt (die Selbstverstümmelung). Der Anblick des Leidens erregt das Mitgefühl, und der Triumph des Mächtigen, Gesunden, Sicheren genießt sich als Lust an diesem eignen Leiden: — „wir sind stark genug, um uns wehethun zu können!“ Die Lebens-Sicheren genießen also die Tragödie (vielleicht bei den Griechen der Glaube an Wiederkunft? als Gegengewicht —).

153.

Man vergleiche die Wikinger zu Hause und in der Ferne: ehernes und goldenes Zeitalter, je nach dem Gesichtspunkt. Ebenso der große Mensch der Renaissance! Der Wurm des Gewissens ist eine Sache für den Pöbel, und eine wahre Verderbniß vornehmer Gesinnung.

Jeder großgesinnte Mensch hat alle Verbrechen gethan; ob juristisch, das hängt mit der Milde und Schwäche der Zeit zusammen. Aber man denke an Luther u. s. w. Und Christus — der Die, welche ihn nicht liebten, in der Hölle braten ließ!

Daß man viele schlimme Handlungen thut und aushält, emporgehalten durch Größe der Denkweise, welche sich nicht fürchtet vor der Verurtheilung des Rufes —

eine ursprüngliche Festigkeit und Größe, abgesehen von angelernten Werthschätzungen. Bismarck zu charakterisiren. Ebenso Napoleon — ein Wohlgefühl sonder Gleichen gieng durch Europa: das Genie soll Herr sein, der blödsinnige „Fürst“ von ehedem erschien als Carricatur. — Nur die Dümmsten opponirten, oder Die, welche den größten Nachtheil von ihm hatten (England).

Man versteht große Menschen nicht: sie verzeihen sich jedes Verbrechen, aber keine Schwäche. Wie Viele bringen sie um! Jedes Genie — was für eine Wüstenei ist um ihn!

Wer der Mensch „seines Verbrechens“ wird, steht eben nicht erhaben genug über dem Urtheil.

154.

Die höheren Naturen haben alle Verbrechen begangen: nur daß sie nicht so thierisch-sichtbar sind. Aber Verrath, Abfall, Tödtung, Verleugnung u. s. w.

155.

Ein rechtlicher, besonnener, mildherziger, tüchtiger Mensch, ein Mann mit dem „Herzen auf dem rechten Fleck“ — es thut uns wohl, in seiner Nähe zu sein. Aber warum sollte dieser ungefährliche Mensch, welcher uns wohlthut, mehr für uns werth sein, als der gefährliche, unerkennbare, unberechenbare, welcher uns zwingt auf der Hut zu sein? Unser Wohlgefühl beweist Nichts.

Frage: ob es unter den großen Menschen je einen von der geschilderten ungefährlichen Art gegeben hat?

156.

Denker von bescheidener oder unehrlicher Abkunft begreifen die „Herrschsucht“ falsch, auch schon den Trieb der Auszeichnung: sie rechnen Beides unter die Eitelkeit, — wie als ob es sich darum handle, in der Meinung andrer Menschen geachtet, gefürchtet oder angebetet dazustehn.

157.

Mißverständniß der gloria, als Motiv der Schaffenden gedacht! Vanité ist Heerden-Instinkt, Stolz Sache der Vor-Ochsen.

158.

Gerechtigkeit, als Funktion einer weitumherschauenden Macht, welche über die kleinen Perspektiven von Gut und Böse hinaussieht, also einen weiteren Horizont des Vortheils hat — die Absicht, Etwas zu erhalten, das mehr ist als diese und jene Person.

159.

Man soll nicht bauen, wo es keine Zeit mehr ist. Das Jauchzen der großen Bewegung: und ich bin, der sieht, worum es sich handelt: um alles „Gut“ und „Böse“.

160.

Der Weg der Freiheit ist hart. Das hohe Individuum giebt sich alle die Rechte, welche der Staat sich

erlaubt — zu tödten, zu vernichten, zu spioniren u. s. w. Die Feigheit und das schlechte Gewissen der meisten Fürsten hat den Staat erfunden und die Phrase vom bien public. Der rechte Mann hat es immer als Mittel in seiner Hand benutzt, zu irgend einem Zwecke.

Die Cultur ist nur in vornehmen Culturen entstanden — und bei Einsiedlern, welche um sich Alles niederbrannten mit Verachtung.

161.

Die Vergewaltigung und der Übermuth des Mächtigen in Hinsicht auf den Unterworfenen: die Entwicklung der Klugheit und der Vermenschlichung geht dahin, diese Vergewaltigung und diesen Übermuth immer geistiger werden zu lassen. Aber wie sollte die Macht sich nicht selber genießen wollen!

Das höchste Verhältniß bleibt das des Schaffenden zu seinem Material: das ist die letzte Form des Übermuths und der Übermacht. So erst ist die organische Form zu Ende gebracht: also gleichwie der Leib abhängig ist von den Willens-Impulsen und dabei sich selber genießt, wenn er am besten beherrscht wird.

162.

Leiden verringern und sich selber dem Leiden (d. h. dem Leben) entziehn — das sei moralisch?

Leiden schaffen — sich selber und Anderen — um sie zum höchsten Leben, dem des Siegers, zu befähigen — wäre mein Ziel.

163.

Grausamkeit kann die Erleichterung von gespannten und stolzen Seelen sein, von solchen, die gewohnt sind, beständig gegen sich Härten auszuüben: es ist ein Fest für sie geworden, endlich einmal wehe zu thun, leiden zu sehn, — alle kriegerischen Rassen sind grausam. Grausamkeit kann, umgekehrt, auch eine Art Saturnalien gedrückter und willensschwacher Wesen sein, von Sklaven, von Frauen des Serails, — ein kleiner Kitzel der Macht. Es giebt eine Grausamkeit böser und auch eine Grausamkeit schlechter und geringer Seelen.

164.

Die Raubthiere und der Urwald beweisen, daß die Bosheit sehr gesund sein kann und den Leib prachtvoll entwickelt. Wäre das Raubthierartige mit innerer Qual behaftet, so wäre es längst verkümmert und entartet.

Der Hund (der so viel klagt und winselt) ist ein entartetes Raubthier; ebenso die Katze. Eine Unzahl gutmüthiger, gedrückter Menschen beweisen, daß die Gutartigkeit mit einem Herunterkommen der Kräfte verbunden ist: die ängstlichen Empfindungen überwiegen! und bestimmen den Organismus.

Man muß also das Böse, welches als Überfeinerung und Stimulans, als Folge physischer Entartung auftritt (Grausamkeits-Wollust u. s. w.), und den moralischen Stumpfsinn bei moral insanity nicht in den Vordergrund stellen!

Das Gute zu betrachten, wie es als Zeichen der Entartung auftritt — als religiöser Wahnsinn z. B., als Philanthropie u. s. w.: überall wo der gesunde Egoismus

nachläßt und Apathie und Askese erstrebt werden. Der „Heilige“ als Ideal leiblicher Verkümmerung, auch die ganze Brâhman-Philosophie ein Zeichen der Entartung.

165.

Mißverständnisse im großen Stile, z. B. der Asketismus als Mittel der Selbst-Erhaltung für wilde, allzu erregliche Naturen. La Trappe als „Zuchthaus“, zu dem man sich selber verurtheilt (gerade unter Franzosen begreiflich, — wie das Christenthum in der geilen Luft der südeuropäischen Hellenisirung). Der Puritanismus hat als Hintergrund die Überzeugung von der gründlichen eigenen Gemeinheit, vom allgegenwärtigen „inneren Vieh“, — und der düstere, trockene Stolz des puritanischen Engländers will, daß mindestens Jeder ebenso schlecht von seinem „inwendigen Menschen“ denken soll, wie er selber denkt.

Die Sitten und Lebensweisen sind als bewiesene Mittel der Erhaltung gefaßt worden: darin erstes Mißverständniß und Oberflächlichkeit. Zweites Mißverständniß: sie sollen nunmehr die einzigen Mittel sein. (Fromme: Bewußtsein eines höheren Zusammenhangs aller Erlebnisse.)

166.

Es ist immer noch nicht der Gegenbeweis dafür erbracht, ob Gut-sein nicht ein Zeichen geistiger Rückbildung ist und ob Tugend, als Gefühl und Hochgefühl, nicht zu den Symptomen beginnenden Blödsinns, mindestens zu seinen Anfällen gehört. Wir finden bei einem Überblick der Geschichte die geistige Rückbildung überall,

wo das Heerdenthier Mensch zum Übergewicht kommt und dem einzeln oder rudelweise schweifenden Raubthier Mensch die Bedingungen des Lebens erschwert werden: wir finden immer an demselben Punkte der Entwicklung die „guten" Menschen.

167.

Mein Satz: die guten Menschen sind die schädlichste Art Mensch. Man antwortet mir: „aber es giebt nur wenige gute Menschen"! — Gott sei Dank! Und Welche sagen: „es giebt gar keine ganz guten Menschen" —. Umso besser! Immer würde ich aber noch aufrecht halten, daß in dem Grade, in dem ein Mensch gut ist, er schädlich ist.

Woran liegt es, daß wir seit zwanzig Jahren die ersten Fragen des Lebens ernst nehmen? Daß wir Probleme sehn, wo man ehedem Alles ein für alle Mal laufen ließ?

: der Mangel an Mißtrauen,
: die Trägheit, die Furcht vor dem Nachdenken,
: das subjektive Behagen, welches keine Gründe findet, in den Dingen Probleme zu sehn,
: die Überzeugung, daß ein gutes Herz, eine hülfbereite Hand das Werthvollste sei, — daß man dazu erziehen müsse,
: die Ergebung, — der Glaube, daß Alles in guten Händen ist . . .
: die Falschmünzerei der Interpretation, welche diesen „guten" Gott überall wiederfindet,
: der Glaube, daß „das Heil der Seele", überhaupt die moralischen Dinge getrennt sind von allen solchen irdischen und leiblichen Fragen: es gilt

als niedrig, den Leib und sein Wohlbefinden so ernst zu nehmen . . .

: die Ehrfurcht vor dem Herkommen: es ist pietätlos, zu neuern, und auch nur Kritik am Überlieferten zu üben.

168.

Der Charakter eines guten Menschen „an sich selbst": „daß er weniger als die Übrigen einen Unterschied zwischen sich und Andern macht"! (Schopenhauer, Grundlage der Moral S. 265.)

169.

1) Von der Verstellung vor „Seines-gleichen" als Ursprung der Heerden-Moral: Furcht; Sich-Verstehen-wollen; Sich-gleich-geben; Gleich-werden — Ursprung des Heerden-Thieres (hier der Sinn der Convention, der Sitten). Immer noch allgemeine Hypokrisie. Moralität als Putz und Schmuck, als Verkleidung der schämenswerthen Natur.

2) Von der Schmeichelei vor den Mächtigsten als Quelle der Sklaven-Moral (Verwandtschaft von Schmeichelei, Verehrung, Übertreibung, Sich-im Staube-wälzen und Sich-selber-Verkleinern): — der Heerde gegenüber das ideale Heerden-Thier (gleich), — dem Mächtigen gegenüber das verehrendste nützlichste Werkzeug (sklavenhaft, „ungleich"): dies ergiebt eine zwiefache Heuchelei.

170.

Vom Glück des Pharisäers. — Seine Selbst-Überwindung. Die Herstellung des „sittlichen" Handelns

unter allen Umständen und die Einübung, sich fortwährend solche Motive allein im Bewußtsein zu erhalten und die wirklichen Motive falsch (nämlich sittlich) zu benennen.

Es ist die uralte Übung innerhalb der Heerde: die eigentliche Unredlichkeit, bei sich nur die erlaubten Urtheile und Empfindungen zu sehen. Diese allen Guten gemeinsame Übung bringt die Uniformität der gemeinsamen Handlungen hervor: es giebt ihnen ihre ungeheure Kraft, an so wenige Motive bei sich und dem Nächsten zu glauben, und nur an gute. Der Pharisäer ist der Urtypus des erhaltenden Menschen, immer nöthig.

Gegensatz: die starken Bösen und die schwachen Bösen, die sich so fühlen. Aus ihnen entsteht mitunter der Sich-selber-Gute, der zum Gott gewordne Teufel.

171.

Es ist ekelhaft, große Menschen durch Pharisäer verehrt zu sehn. Gegen diese Sentimentalität.

172.

„Die Verbrecher höchsten Ranges sind dem Capitol ebenso nahe als dem tarpejischen Felsen" hat, glaube ich, Mirabeau gesagt.

173.

Daß ein guter Mensch einen außerordentlichen Geist haben könne, müßte immer erst noch bewiesen werden: die großen Geister waren bisher böse Menschen.

174.

„Illusionen sind nöthig, nicht nur zum Glück, sondern zur Erhaltung und Erhöhung des Menschen: insonderheit ist gar kein Handeln möglich ohne Illusion. Selbst jeder Fortschritt der Erkenntniß ist durch die Illusion erst möglich: folglich muß der Quell der Illusion unterhalten werden, falls wir erkennen, gut handeln und wachsen wollen“ — so dachte ich einst.

Gäbe es eine absolute Moral, so würde sie verlangen, daß unbedingt der Wahrheit gefolgt werde: folglich, daß ich und die Menschen an ihr zu Grunde gehen. — Dies mein Interesse an der Vernichtung der Moral. Um leben und höher werden zu können — um den Willen zur Macht zu befriedigen —, müßte jedes absolute Gebot beseitigt werden. Für den mächtigsten Menschen ist auch die Lüge ein erlaubtes Mittel, beim Schaffen: ganz so verfährt die Natur.

175.

Wieviel Einer aushält von der Wahrheit? — Wieviel Einer auf sich nimmt, zu verantworten? — Wieviel Einer auf sich nimmt, zu versorgen und zu schützen? — Die Einfachheit — und was der bunte Geschmack der Künstler verräth?

176.

Nach der Seite des Machtgefühls unterscheiden sich die Menschen in

a) Erbärmliche: solche, denen die kleinsten Befriedigungen schon genügen. Die Eiteln, auch die „Guten“.

b) Die Unbefriedigten, die von Außen her die Befriedigung wollen.

c) Die sich selber machtvoll Glaubenden.

d) u. s. w.

177.

Mit „Glück“ als Ziel ist Nichts zu machen, auch mit dem Glücke eines Gemeinwesens nicht. Es handelt sich darum, eine Vielheit von Idealen, von höheren Typen zu erreichen, welche im Kampf sein müssen. Diese Typen aber sind nicht erreicht durch das Wohlbefinden der Heerde! so wenig als der einzelne Mensch auf seine Höhe kommt durch Behaglichkeit und Entgegenkommen.

„Gnade“, „Liebe gegen die Feinde“, „Duldung“, „gleiches“ Recht (!) sind alles Prinzipien niederen Ranges. Das Höhere ist der Wille über uns hinweg, durch uns, und sei es durch unseren Untergang, schaffen.

Es ist verkannt worden, daß alle moralischen „Du sollst“ von einzelnen Menschen geschaffen sind. Man hat einen Gott oder ein Gewissen haben wollen, um sich der Aufgabe zu entziehen, welche Schaffen vom Menschen fordert. Die Schwäche oder die Faulheit ist verborgen hinter der christlich-katholischen Denkweise. —

178.

Ich erlaube nur den Menschen, die wohlgerathen sind, über das Leben zu philosophiren.

Man muß ein Ende machen mit dem Christenthum — es ist die größte Lästerung auf Erde und Erdenleben, die es bisher gegeben hat —, man muß mißrathenen Menschen und Völkern das Maul stopfen!

179.

Das Christenthum als Heerdenthier-Züchtung; die kleinen Heerdenthier-Tugenden als die Tugend (— Zustände und Mittel der Selbsterhaltung der kleinsten Art Mensch zu Tugenden umgestempelt; das neue Testament das beste Verführungsbuch).

180.

Es liegt in der Art der menschlichen Entwicklung, daß ein formales „Du sollst Dies und Jenes thun, Dies und Jenes lassen“ uns wohl eingeboren sein mag — ein Gehorsams-Instinkt, der nach einem Inhalte begehrt; je mehr Einer sklavisch oder weiberhaft ist, umso stärker wird dieser Instinkt sein. Nämlich bei den Anderen, Seltneren wird dieser Instinkt durch einen andern überwogen — einen Willen zu befehlen, voranzugehn, mindestens allein zu sein (dies ist die mildeste Form der befehlerischen Natur —).

Wie weit andere Tugend-Instinkte angeboren sein mögen —

181.

Das Problem der Wahrhaftigkeit. Das Erste und Wichtigste ist nämlich der Wille zum Schein, die Feststellung der Perspektiven, die „Gesetze“ der Optik, das heißt das Setzen des Unwahren als wahr u. s. w.

Das Problem der Gerechtigkeit. Das Erste und Mächtigste ist nämlich gerade der Wille und die Kraft zur Übermacht. Erst der Herrschende stellt nachher „Gerechtigkeit“ fest, d. h. er mißt die Dinge nach seinem

Maße; wenn er *sehr* mächtig ist, kann er sehr weit gehn im *Gewähren-lassen* und Anerkennen des *versuchenden* Individuums.

Das Problem des *Mitleidens*. Erst ein tiefer Instinkt der Grausamkeit, ein Genuß an fremden Leiden, muß großgezüchtet sein. Denn vorerst ist die ungeheure Indifferenz gegen alles „Außer-uns“ da. Die Mitempfindung feinerer Art ist eine abgeschwächte Grausamkeit.

Das Problem des *guten* Menschen. Der Heerden-Mensch, der die Eigenschaften, welche sozial machen, vorzieht und lobt. Die entgegengesetzten Eigenschaften werden von herrschenden Menschen geschätzt, nämlich an ihrem eigenen Wesen: Härte, kaltes Blut, kalter Blick, kein Entgegenkommen, Thatsachen-Blick, Blick für große Fernen und nicht für das Nächste und den Nächsten u. s. w.

182.

Die *Macht* in der Vorstellung Derer, die sie zu *fürchten* hatten.

183.

Je gefährlicher der Heerde eine Eigenschaft erscheint, umso gründlicher muß sie in Acht gethan werden. Dies ist ein Grundsatz innerhalb der Geschichte der Verleumdung. Vielleicht, daß die ganz furchtbaren Mächte heute noch in Fesseln gelassen werden müssen. (Schluß vom Wanderer u. s. Sch., Aph. 350.)

184.

Jede Moral, welche irgendwie geherrscht hat, war immer die Zucht und Züchtung eines bestimmten Typus

von Menschen, unter der Voraussetzung, daß es auf diesen Typus vornehmlich, ja ausschließlich ankomme: kurz, immer unter der Voraussetzung eines Typus. Jede Moral glaubt daran, daß man mit Absicht und Zwang am Menschen Vieles ändern, „bessern" könne: — sie nimmt die Anähnlichung an den maßgebenden Typus immer als „Verbesserung" (sie hat von ihr gar keinen andern Begriff —).

185.

Ich betrachte die griechische Moralität als die höchste bisherige: was mir damit bewiesen ist, daß sie den leiblichen Ausdruck auf das Höchste bisher gebracht hat. Dabei aber meine ich die thatsächliche Volks-Moralität, — nicht die von den Philosophen vertretene. Mit Sokrates beginnt der Niedergang der Moral: es sind lauter Einseitigkeiten in den verschiedenen Systemen, die ehemals Glieder eines Ganzen waren, — es ist das auseinandergefallene ältere Ideal. Dazu kommt der vorherrschend plebejische Charakter: es sind Menschen ohne Macht, beiseite Gestellte, Gedrückte u. s. w.

In der neueren Zeit hat die italienische Renaissance den Menschen am höchsten gebracht: „der Florentiner" — aus ähnlichen Gründen. Man sieht auch da die einzelnen Bedingungen, neben den vollkommenen und ganzen Menschen, wie Bruchstücke: z. B. „der Tyrann" ist ein solches Bruchstück: der Kunstliebhaber.

Vielleicht war der Provençale schon ein solcher Höhepunkt in Europa — sehr reiche, vielartige, doch von sich beherrschte Menschen, die sich ihrer Triebe nicht schämten.

186.

„Zufall“ — in großen Geistern Fülle von Conceptionen und Möglichkeiten, gleichsam Spiel von Gestalten, daraus Auswahl und Anpassung an früher Ausgewähltes. — Die Abhängigkeit der niederen Naturen von den erfinderischen ist unsäglich groß; — einmal darzustellen, wie sehr Alles Nachahmung und Einspielen der angegebenen Werthschätzungen ist, die von großen Einzelnen ausgehen. Z. B. Plato und das Christenthum. Paulus wußte schwerlich, wie sehr Alles in ihm nach Plato riecht.

187.

Inwiefern es nöthig ist, für den Menschen höchsten Ranges, von den Vertretern einer bestimmten Moral tödtlich gehaßt zu werden. Wer die Welt liebt, den müssen alle Einzelnen verdammen: die Perspektive ihrer Erhaltung fordert, daß es keinen Zerstörer alter Perspektiven giebt.

188.

Es dünkt mich besser, mißverstanden als nicht verstanden zu werden: es ist etwas Beleidigendes darin, verstanden zu werden. — Verstanden zu werden? Ihr wißt doch, was das heißt? Comprendre c'est égaler.

189.

Jede Handlung, deren ein Mensch nicht fähig ist, wird von ihm mißverstanden. Es ist auszeichnend, mit seinen Handlungen immer mißverstanden zu werden. Es ist dann auch nothwendig und kein Anlaß zur Erbitterung.

190.

Weshalb es heute nöthig ist, zeitweilig grob zu reden und grob zu handeln. — Etwas Feines und Verschwiegenes wird nicht mehr verstanden, selbst nicht von Denen, welche uns verwandt sind. Wovon man nicht laut spricht und schreit, das ist nicht da: Schmerz, Entbehrung, Aufgabe, die lange Pflicht und die große Überwindung — Keiner sieht und riecht Etwas davon. Die Heiterkeit gilt als Zeichen des Mangels an Tiefe: daß sie die Seligkeit nach allzustrenger Spannung sein kann, wer weiß es! — Man geht mit Schauspielern um und thut sich viel Zwang an, um auch da zu ehren. Aber Niemand versteht, inwiefern es mir hart und peinlich ist, mit Schauspielern umzugehn. Oder mit einem phlegmatischen Genüßling, der Geist genug hat, um —

191.

Der außerordentliche Mensch lernt durch Unglück, wie wenig Werth all die Würdigkeit und Ehrenhaftigkeit der ihn Beurtheilenden hat. Sie platzen, wenn man sie in ihrer Eitelkeit verwundet, — ein intolerantes beschränktes Vieh kommt zum Vorschein.

192.

Man muß wirklich drüber hinaus sein, sich zu ärgern über die Verurtheilung durch kleine, niedrige Naturen, — es giebt aber viel Affektation dieses „drüber hinaus“.

193.

Es giebt auch eine Verschwendung unsrer Leidenschaften und Begierden, nämlich in der bescheidenen und kleinbürgerlichen Art, in der wir sie befriedigen — was den Geschmack verdirbt, noch mehr aber die Ehrfurcht und Furcht vor uns selber. Der zeitweilige Asketismus ist das Mittel, sie zu stauen, — ihnen Gefährlichkeit und großen Stil zu geben — —

194.

Cardanus schloß, man müsse so viel als möglich Leiden aufsuchen, um durch ihre Beseitigung sich eine größere Summe von Lust zu schaffen.

195.

Man hat für „unpersönlich" angesehn, was der Ausdruck der mächtigsten Personen war (Jacob Burckhardt mit gutem Instinkt vor dem Palazzo Pitti): „Gewaltmensch" — ebenso Phidias —, das Absehen vom Einzel-Reize. — Aber die Herren möchten sich gerne verstecken und loswerden, z. B. Flaubert (Briefe).

196.

Mein Begriff von „Aufopferung". Ich mag diese Hypokrisie nicht! Natürlich, um durchzusetzen, was mir am Herzen liegt, werfe ich Viel weg: Manches auch, das mir „auch am Herzen liegt"! Aber die Hauptsache ist immer: dieses Wegwerfen ist nur Folge, Neben-Consequenz, — die Hauptsache ist, daß mir Etwas mehr als alles Andere am Herzen liegt.

197.

Es ist nicht uneigennützig, wenn ich lieber über die Causalität als über den Prozeß mit meinem Verleger nachdenke; mein Nutzen und mein Genuß liegt auf der Seite der Erkenntnisse, meine Spannung, Unruhe, Leidenschaft ist gerade dort am längsten thätig gewesen.

Gedanken sind Handlungen.

198.

Die vornehme Empfindung ist es, welche verbietet, daß wir nur Genießende des Daseins sind — sie empört sich gegen den Hedonismus —: wir wollen etwas dagegen leisten! — Aber der Grundglaube der Masse ist es, daß für Nichts man leben müsse, — das ist ihre Gemeinheit.

199.

Das Parasitische als Grundkern der gemeinen Gesinnung. Das Gefühl, Nichts zu empfangen, ohne zurückzugeben oder damit etwas zurückzuempfangen, ist die vornehme Gesinnung. Nichts umsonst! Keine „Gnaden"!

200.

Nichts annehmen, wogegen wir Nichts zurückzugeben haben, und die Scham und Lust bei allem Guten, das wir erfahren, — ist vornehm. „Sich lieben lassen" ist gemein.

201.

Die Wohlthaten, die wir empfangen, sind bedenklicher als alle Unglücke: man will Macht auf uns ausüben. — Es sollte zu den Vorrechten gehören, wohlzuthun. Die griechische Empfindung, welche das „Zurückgeben-können" streng nahm, war vornehm.

202.

„Gewohnheit": das bedeutet bei einem sklavisch gesinnten Menschen etwas Anderes, als bei einem vornehmen.

203.

Das Glück, einen ungebrochnen, naiven Egoismus zu finden!

204.

Unsern Glauben an den Leib, unsre Gefühle von Lust und Schmerz und dergleichen muß man festhalten: man muß hier nichts versuchen, umzuwerfen. Der Widerspruch einiger Logiker und Religiösen hat sie selber nicht davon losgemacht, — er kommt nicht in Betracht. Die Verurtheilung des Leibes als Merkmal der mißrathenen Mischung, ebenso die Verurtheilung des Lebens: Zeichen der Besiegten.

205.

Die dummen Moralisten haben immer die Veredelung angestrebt, ohne zugleich die Basis zu wollen: die leibliche Veradligung (durch eine „vornehme" Lebens-

weise, otium, Herrschen, Ehrfurcht u. s. w., durch edel-vornehme Umgebung von Mensch und Natur); endlich: sie haben an's Individuum gedacht und nicht an die Fortdauer des Edlen durch Zeugung. Kurzsichtig! Nur für dreißig Jahre und nicht länger!

206.

Die Vergeistigung als Ziel gesetzt: so ist die scharfe Gegensetzung von Gut und Böse, Tugend und Laster ein Zuchtmittel, den Menschen zum Herrn über sich zu machen, eine Vorbereitung zur Geistigkeit. — Aber wenn nicht Versinnlichung dabei ist, so wird der Geist sehr dünn.

207.

Es ist immer weniger physische Kraft nöthig: mit Klugheit läßt man Maschinen arbeiten, der Mensch wird mächtiger und geistiger.

208.

Tugend als das schließliche Resultat vieler aufgewendeten Arbeit und Bemühung; doch zumeist erst an späteren Individuen hervortretend. „Begabung" ist dasselbe, — ein gut eingeübter Mechanismus.

209.

Manche, im Grunde flache und leichte Wesen — Völker sowohl wie Einzelne — haben ihre schätzenswerthesten und höchsten Augenblicke, wenn sie einmal, zu ihrer Verwunderung, schwer und schwermüthig werden. Ebenso ist vielleicht für das Vieh von Pöbel, welches

ehemals im englischen Puritanismus oder heute als englische Heilsarmee moralisch zu grunzen anfängt, der Bußkrampf ihre höchste Leistung von „Humanität“; das soll man billig anerkennen.

Aber Andere werden höher, wenn sie leichter werden! Es ist kein Zweifel: wenn eine Art Mensch ganze Geschlechter hindurch als Lehrer, Ärzte, Seelsorger und Vorbilder gelebt hat, ohne beständig nach Geld oder Ehren oder Stellungen auszublicken: so entsteht endlich ein höherer, feinerer und geistigerer Typus. Insofern ist der Priester, vorausgesetzt daß er sich durch kräftige Weiber fortpflanzt, eine Art der Vorbereitung für die einstmalige Entstehung höherer Menschen.

210.

Ein prachtvoller Intellekt ist die Wirkung einer Menge moralischer Qualitäten, z. B. Muth, Willenskraft, Billigkeit, Ernst, — aber zugleich auch von vieler *πολυτροπία*, Verstellung, Verwandlung, Erfahrung in Gegensätzen, Muthwille, Verwegenheit, Bosheit, Unbändigkeit.

Damit ein prachtvoller Intellekt entstehe, müssen die Vorfahren eines Menschen in hervorragendem Grade beides gewesen sein, böse und gut; geistig und sinnlich.

211.

Wer Freude an einem außerordentlichen Geiste hat, muß auch die Bedingungen lieben, unter denen er entsteht — die Nöthigung der Verstellung, Ausweichung, Ausbeutung der Gelegenheit — und Das, was geringeren Naturen Widerwillen, im Grunde Furcht einflößt, zumal wenn sie den Geist als solchen hassen.

212.

Diese guten, friedfertigen, fröhlichen Menschen haben keine Vorstellung von der Schwere Derer, welche *von Neuem* die Dinge wägen wollen und zur Wage heranwälzen müssen.

213.

Die Nachgekommenen sagen von ihm: „seitdem stieg er immer höher und höher“. — Aber sie verstehen Nichts von diesem Martyrium des Aufsteigens: ein großer Mensch wird gestoßen, gedrückt, gedrängt, hinaufgemartert in *seine* Höhe.

214.

Der deutsche Mystiker. — Die großen Selbst-Bewunderungen und die großen Selbst-Verachtungen und -Verkleinerungen gehören zu einander: der Mystiker, der sich bald Gott, bald Wurm fühlt. Was hier *fehlt*, ist das *Selbst-Gefühl*. Es scheint mir, daß *Bescheidenheit* und *Stolz* eng zu einander gehören, und nur Urtheile je nach dem, wohin man blickt. Das Gemeinsame ist: der kalte, sichere Blick der Schätzung in beiden Fällen. Es gehört übrigens zur guten Diät, nicht unter Menschen zu leben, mit denen man sich gar nicht vergleichen darf, sei es aus Bescheidenheit, sei es aus Stolz. Diese Diät ist eine aristokratische Diät. *Gewählte Gesellschaft* — lebende und todte. — Fatum ist ein erhebender Gedanke für Den, welcher begreift, daß er *dazu* gehört.

215.

Lieber gefährdet und bewaffnet leben, als unter dieser feigen gegenseitigen Heerden-Freundlichkeit!

Alle Menschen, auf die bisher etwas ankam, waren böse.

216.

Nach dem Grade der Unabhängigkeit von Ort und Zeit nimmt die noblesse zu. Menschen der höchsten Cultur, mit starken Leibern, stehen über allen Souveränen.

217.

Die Schlichtheit im Leben, Kleiden, Wohnen, Essen, zugleich als Zeichen des höchsten Geschmacks: die höchsten Naturen bedürfen des Besten, daher ihre Schlichtheit! Die üppigen, bequemen Menschen, ebenso die prunkvollen, sind lange nicht so unabhängig: sie haben an sich selber auch keine so ausreichende Gesellschaft. (Inwiefern der stoische Weise und noch mehr der Mönch ein Exzeß ist, eine barbarische Übertreibung — —)

218.

Der Mann von hoher Seele ist nicht geneigt zur Bewunderung, denn das Größte ist ihm ja eigen und verwandt; es giebt für ihn nichts Großes. — Die äußeren Güter, Reichthum, Macht kommen nicht in Betracht, sie sind ja nicht von eignem Werthe, sondern nur zu Besserem nützlich.

„Der Hohe, dem man die Bewunderung durch nichts Anderes als Verehrung ausdrücken kann, wird durch

diese Ehren nicht sonderlich erfreut (weil sie immer zu gering sind für den Werth seiner Tugend): aber er wird sie nicht ablehnen, weil die Menschen ihm ja doch nichts Größeres zu geben im Stande sind."

219.

Man redet so dumm vom Stolze — und das Christenthum hat ihn gar als sündlich empfinden machen! Die Sache ist: wer Großes von sich verlangt und erlangt, der muß sich von Denen sehr fern fühlen, welche dies nicht thun, — diese Distanz wird von diesen Andern gedeutet als „Meinung über sich"; aber Jener kennt sie nur als fortwährende Arbeit, Krieg, Sieg, bei Tag und Nacht: von dem Allen wissen die Anderen Nichts!

220.

Den ganz großen Menschen ist die Lippe über ihr Innerstes geschlossen, — keine Möglichkeit, Jemandem zu begegnen, dem sie sich öffneten. Düster — (Napoleon z. B.)

221.

Die Nachtheile der Vereinsamung, da der soziale Instinkt am besten vererbt ist, — die Unmöglichkeit, noch sich selber zu bestätigen durch Anderer Zustimmung, das Gefühl von Eis, der Schrei „Liebe mich", — die cas pathologiques wie Jesus. Heinrich von Kleist und Goethe (Käthchen von Heilbronn).

222.

Es ist Nichts, hart sein wie ein Stoiker: mit der Unempfindlichkeit hat man sich losgelöst. Man muß den Gegensatz in sich haben — die zarte Empfindung und die Gegenmacht, nicht zu verbluten, sondern jedes Unglück wieder plastisch „zum Besten zu wenden“.

223.

Wie viel betrüben wir uns über Leiden, die wir nicht gelitten, sondern verursacht haben! Aber es ist unvermeidlich; und wir sind nicht deshalb mit uns unzufrieden, außer in Zuständen der Schwäche und des Mißtrauens in unser Recht dazu!

224.

Geschichte des höheren Menschen. Die Züchtung der besseren Menschen ist ungeheuer viel schmerzhafter. Ideal der dabei nöthigen Opfer bei Zarathustra zu demonstriren: Verlassen von Heimat, Familie, Vaterland. Leben unter der Verachtung der herrschenden Sittlichkeit. Qual der Versuche und Fehlgriffe. Lösung von all den Genüssen, welche die älteren Ideale boten (man empfindet sie theils feindlich, theils fremd auf der Zunge).

225.

Der höchste Mensch: der die hellsten und schärfsten Augen, die längsten Arme und das härteste, entschlossenste Herz hat, der Mensch der bewußtesten, weitesten Verantwortlichkeit.

226.

Menschen, die wandelnde Gesetzgebungen sind —

227.

Der „Richter". — Einem solchen bleibt es nicht erspart, zu befehlen: sein „du-sollst" ist nicht abzuleiten aus der Natur der Dinge, sondern weil er das Höhere sieht, muß er es durchsetzen und erzwingen. Was liegt ihm am Zugrundegehn! Er opfert unbedenklich (Stellung des Künstlers zum Menschen): der große Mensch muß befehlen und die Werthschätzung, die er hat, einführen, auflegen, gebieten. Anders sind alle früheren Werthschätzungen auch nicht entstanden. Aber sie sind alle jetzt unmöglich für uns, ihre Voraussetzungen sind falsch.

228.

Jene gesetzgeberischen und tyrannischen Geister, welche im Stande sind, einen Begriff festzusetzen, festzuhalten, Menschen mit dieser geistigen Willenskraft, welche das Flüssigste, den Geist, für lange Zeit zu versteinern und beinahe zu verewigen wissen, sind befehlende Menschen im höchsten Sinne: sie sagen „Ich will Das und Das gesehen wissen! Ich will es genau so! Ich will es dazu und nur dazu!" — Diese Art gesetzgeberischer Menschen hat nothwendig zu allen Zeiten den stärksten Einfluß ausgeübt: ihnen verdankt man alle typischen Ausgestaltungen des Menschen: sie sind die Bildner — und der Rest (die Allermeisten in diesem Falle) sind gegen sie gehalten nur Thon.

229.

Meine Aufgabe: die Menschheit zu Entschlüssen zu drängen, die über alle Zukunft entscheiden! Höchste Geduld, Vorsicht! Den Typus solcher Menschen zeigen, welche sich diese Aufgabe stellen dürfen!

230.

Der Grad der Spannung, des Widerstandes, der Gefahr, des berechtigten Mißtrauens; der Grad, in dem Opfer von Menschenleben gebracht werden, in dem die Wahrscheinlichkeit des Mißerfolges groß ist und trotzdem das Wagniß gewagt wird: —

III.

Cultur und Kunst.

III. Cultur und Kunst.

I. Die Griechen als Menschenkenner.

231.

Einleitung.

Daß es schwer ist, den Griechen nahe zu kommen, daß man sich ihnen sogar ferner fühlt, wenn man sie lange betrachtet hat: dies ist der Satz und der ganz persönliche Seufzer, mit dem ich meine Betrachtung über die Griechen als Menschenkenner anheben will. Man kann eine gute Weile im entgegengesetzten Glauben mit ihnen leben . . . und wir lernen, daß unser Befremden noch lehrreicher ist, als unser Gefühl der Vertraulichkeit.

Vielleicht würde ein Grieche in der Art, mit der wir zur Entdeckung des Menschen in die Tiefe gegraben haben, eine Unfrömmigkeit gegen die Natur, einen Mangel an Scham empfinden. Umgekehrt sind wir befremdet — *γνώμη;* zu hören „wenn das Wissen da ist, muß das Handeln folgen" und daß Tugend Glückseligkeit sein soll, das klingt uns so fremd und unglaubwürdig, daß wir hinsehn, ob es nicht nur zum Spaß gesagt sei. Es ist, als ob sie dem Intellekt noch eine Haut gegeben hätten.

232.

Allgemeiner Eindruck: eine gewisse Oberflächlichkeit des Psychologischen (gegen Shakespeare und Dante

und Goethe, gegen alle Franzosen von Montaigne bis Balzac, gegen Gracian [die christliche Skepsis]; Italiener — Jacob Burckhardt; auch die Inder sind tiefer in der Analyse des leidenden Menschen). Plato's freie Art, mit Sokrates zu verfahren (Xenophon ebenso). Das Untergehn des Individuums in Typen (Homer, Orpheus u. s. w.); Plato's Kopf in Neapel.

Aber vielleicht waren sie noch einfachere Menschen? Diese Vorstellung paßt zur „Jugend der Menschheit" u. s. w. Hier gerade ist die Gefahr eines Hauptirrthums und Fehlschlusses. Gesetzt, die bildenden Künste der Griechen wären untergegangen und wir wären auf die Urtheile der Philosophen beschränkt: welcher Fehlschluß! Und ebenso: all ihr ästhetisches Urtheilen ist tief unter dem Niveau ihres Schaffens.

Es wäre also eine Diskrepanz möglich: daß die Menschenkenntniß der Griechen äußerst zurücksteht gegen den thatsächlichen Reichthum an Typen und Individuen: daß sich ihre „Menschlichkeit" nur wenig zum Bewußtsein gekommen ist.

Betrachten wir aber die nationalen Eigenthümlichkeiten ihres Intellekts: so wird es wahrscheinlich, daß die Kenntniß der Menschen bei ihnen gehemmt geblieben ist: alle ihre größten Kräfte wirkten hierin hemmend. Dies ist mein Thema.

233.

A. Triebe ihres Intellekts und ihrer Sinne:

1) Das Vereinfachen (sie sind so begreiflich), Lust am Übersehen der Nebenzüge, Energie Einen Zug zum Schwerpunkt zu machen.

2) Das Logisiren: eine Art Bezauberung (Dialektik als etwas Göttliches. Vers der Antigone).

3) Das Idealisiren: („schön und jung") das Gefühl, das wir in der großen Natur befriedigen, befriedigen sie vor dem Menschen.

B. Triebe und Gefühle aus der politischen Sphäre.

4) Das Gefühl der Vornehmheit: man traute sich die richtige Selbstschätzung zu. Unbillig gegen die Bescheidenen. Nemesis: sich großer Dinge für würdig halten, deren Andere nicht würdig sind.

5) Die politische helle Luft, die Nöthigung, gemeinverständlich sich zu geben.

C. Der am besten entwickelte Instinkt ihrer gesammten Moralität:

6) Das agonale Gefühl, welches vor einem Publikum siegen will und diesem Publikum verständlich sein muß. (Weshalb noch so verschiedene Individuen das „Allgemein-Menschliche" an sich übermäßig bekennen.)

Beurtheilung des erwachenden „Thatsachen-Sinnes" als Consequenz selbst des Agons. Lob des Thukydides.

234.

Absoluter Mangel einer Geschichte der moralischen Werthschätzungen bei den Philosophen; Widerwille gegen das Geltenlassen eines anderen Typus (man sehe Plato: er verneint alles andere Große! Homer, die bildenden Künste, die Prosa, Perikles — und um Sokrates zu ertragen, bildet er ihn um!).

Die bildende Kunst kommt viel später. Man kann die Philosophie von Sokrates an hinzurechnen — ein Trieb aus der Vielheit zu wenig Typen zurückzukehren. Ziel der Philosophie: leibhafte Darstellung des höchsten Menschen.

235.

Wir giengen ihnen gegen den Geschmack: unsre Menschenkenntniß schamlos; unsre Technik ὕβρις gegen die Natur. (Im Munde eines Griechen ist es eine Paradoxie, wenn er in der Kugel die Spitze des Vollkommnen sehen wollte; sie mögen Wölbung und Rundung nicht.) Unsere Wissenschaft kleinlich — krämerisch; unwahrhaftig, weil so Vieles bei uns nicht Sichtbarkeit hat; allgemeines Leiden der Modernen: „Selbstverkleinerung".

Ihr Naturgefühl ist dem religiösen viel verwandter als das unsrige. Bei uns ist immer die Hauptsache, daß wir vom Menschen erlöst sind, — wir suchen nach Gefühlen, die wir unter Menschen nicht haben.

236.

Das Vereinfachen. Die Abneigung gegen das Complizirte und die kleinen Details.

Das Logisiren. Das Voraussetzen des Logisch-Begreiflichen auch im Charakter (es fehlt das Parteinehmen gegen sich selber; eine gewisse Großmuth).

Das Idealisiren („schön und jung"), die Abneigung gegen das Nicht-Typische, das unbewußte Lügen.

Die politische Nöthigung, sich gemeinverständlich zu geben: der Mangel an verstecktem Individuum, an verhaltenen Gefühlen (die als thatenscheu Verrufenen).

Der Wettkampf. Empfindung, mit der jeder Philosoph seine Gegner niederkämpfen wollte — durch den praktischen Beweis, daß er der Glücklichste sei. „Tugend ist Glück“ — das hat von Sokrates an alle psychologische Beobachtung gefälscht: sie vertheidigen sich. (Der „Thatsachen-Sinn“ ist nur als Reaktion, im Agon mit dem mythischen Sinn gewachsen, nicht als ursprüngliche Kraft.)

(Sie sind vielleicht einfacher gewesen? — Aber die ungeheure Fülle von verschiedenen Individuen spricht dagegen.)

Wahrscheinlich haben niemals so viel verschiedene Individuen auf einem so kleinen Raum zusammengesteckt und sich eine solche wetteifernde Vollendung ihrer Eigenthümlichkeiten erlaubt.

237.

Die Vornehmheit (γενναῖος so viel wie „naiv“!): das instinktive Handeln und Urtheilen gehört zur guten Art; das Sich-selber-Annagen und -Zersetzen ist unnobel.

Ihr Wille zum „Allgemein-Menschlichen“, auch zunächst Allgemein-Griechischen — ihr Gegensatz-Gefühl zum Barbaren.

Der böse Mensch genießt theils Verehrung, theils Mitleid; er ist sich selber noch nicht von Würmern zerfressen —, die ganze zerstörende, aufwühlende Selbstverachtung fehlt.

Die „unnütze“ Kraftvergeudung (im Agon jeder Art) als Ideal, auf welches der Staat hinstrebt (gegen die Römer). Sie verstehen die Antriebe aus gedrückten Lagen wenig, während der Inder (Brahmane) durch den Mangel an Initiative empfindet „alles Handeln ist Leiden“.

Stoizismus wäre in einer moralistisch aufgeklärten Welt gar nicht möglich gewesen. — Jedes Wort von Balthasar Gracian oder La Rochefoucauld oder Pascal hat den ganzen griechischen Geschmack gegen sich.

Sie schimpfen und lassen sich's dabei wohl sein (Homer's, Sophokles', Epikur's Pessimismus — das „Ausweichen“ als „göttlich“ empfunden).

Also: sie leiden im höchsten Grade, aber sie reagiren dagegen mit umso höherem Selbstgenuß im Schaffen und auch im Reden von Dingen, die wohlthun. Es ist das für Schmerz empfindlichste Volk, aber ihre plastische Kraft in der Benutzung des Schmerzes ist außerordentlich: dazu gehört auch eine Mäßigung in der Rache am Schmerz, im Wühlen im Schmerz: eine Nöthigung zur siegreichen Attitüde, als Kur. Folglich sind sie geneigt, unredlich zu sein gegen das Leiden: und so ist „ihr Gemüth“ weniger sichtbar geworden, umso mehr die überwindenden Affekte, die helle Geistigkeit und die Tapferkeit. Die Schmähsucht nöthigte, die Leidenschaften zu verbergen.

Ihre Schwäche deutet auf ihre Stärke hin. Es sind Schauspieler: Wollen und Sein fällt zusammen für ihren Intellekt. *Γνῶθι σεαυτὸν*, — aber nicht die Menschen.

Thukydides als höchstes Beispiel des Beiseite-Tretens von der nationalen Abneigung gegen die anatomische Behandlung.

In der Zeit der höchsten Produktivität an Gestalten, Gegensätzen (wie dionysisch — apollinisch) fehlt noch die Reflexion: die Thatsachen stehn da.

Widerwille gegen das Exakte. Poesie viel höher als Geschichte: jene behandle den Menschen im Allgemeinen, diese seine Einzelheiten. Darum Poesie mehr geeignet den Menschen kennen zu lernen.

„Die wesentlichen Dinge wiederholen sich, es giebt nichts Neues, es giebt keine Entwicklung“ — ist echt griechisch. Es fehlt alles Nachdenken über die verschiedenen Zukünfte. Was liegt an Anachronismen! an große Personen fliegen hundert Züge an und bleiben kleben.

238.

Die Götter als Ursache des Bösen (Sünde und Leid).

Woher kam denn das Schlechte bei „den Guten“? Aus einer Verdunkelung der Einsicht — und diese häufig Werk der Götter.

Αἰδώς ist die Regung und Scheu, nicht Götter, Menschen und ewige Gesetze zu verletzen: also der Instinkt der Ehrfurcht als habituell bei dem Guten, — eine Art Ekel vor der Verletzung des Ehrwürdigen.

Die griechische Abneigung gegen das Übermaß (in der Hybris), gegen die Überschreitung seiner Grenzen, ist sehr vornehm — und altadelig! Es ist die Verletzung des Aidos ein schrecklicher Anblick für Den, welcher an Aidos gewöhnt ist.

[*κόρος* = *ὕβρις* Übersättigung, Berauschtsein von Glück.

Hybris und Zorn schließen sich aus (Eudem. Ethik 1146 b): denn Hybris setzt eine freudige, Zorn eine schmerzliche Beschaffenheit voraus.]

Die Freien, Müßigen erfanden den Wettkampf als die immer wachsende Verfeinerung jenes Macht-Äußerungsbedürfnisses: durch den Wettkampf wurde der Hybris vorgebeugt: welche durch lange Unbefriedigung des Machtgelüstes entsteht.

239.

Neid: der Schmerz über das gegenwärtige oder vergangene Glück der Freunde: ganz griechisch gedacht!

Diogenes: man bedürfe zur Tugend entweder tüchtiger Freunde oder heftiger Feinde.

Es ist schimpflich (nach Sokrates), wenn man Gutes nicht vergelten könne. Es giebt also kein „harmloses Hinnehmen“ in der griechischen Freundschaft. Seine Freundschaften durch Erweisen von Gutem gründen! Perikles und Athen. (Wichtig! Macht-Moral.)

240.

Das Problem vom Kampfe verschiedner Moralen: der hellenische Gedanke im Kampf mit dem athenischen. Die Gemeinde und die Großmacht.

Die Mannhaftigkeit der Nation geht unter: wie sich das in der Cultur ausdrückt, — Epikur.

241.

Die Personen des Thukydides reden in Sentenzen des Thukydides: sie haben, nach seinem Begriff, den höchstmöglichen Grad von Vernunft, um ihre Sache durchzuführen. Da entdeckte ich den Griechen (manche Worte aus Plato dazu).

242.

Naivetät des philosophischen Alterthums, psychologische Unschuld; ihre „Weisen“ waren langweilig.

Gegen das Alterthum gehalten, das an die Vernunft (die göttliche Herkunft der Vernunft), an die Tugend (als höchste Vernünftigkeit und Unabhängigkeit des Geistes) glaubte, lehrt das Christenthum den Verdacht, daß Alles im Grunde böse und unverbesserlich sei, daß der Stolz des Geistes seine größte Gefahr sei u. s. w.

243.

Plato meint, die Todten im Hades seien rechte Philosophen: vom Leibe erlöst.

244.

Die Philosophen-Moral von Sokrates ab eine Don-Quixoterie, ein gutes Stück Schauspielerei, ein Selbst-Mißdeuten. Was sie eigentlich ist? —

Sie ist idiosynkratisch: die Begeisterung für Dialektik, optimistisch —; die überreizbare Sinnlichkeit und folglich Furcht vor den Sinnen. Die größte aller Schwindeleien und Selbstverlogenheiten, zwischen gut, wahr und schön eine Identität zu setzen und diese Einheit darzustellen.

Der Kampf gegen die Sophisten ist psychologisch schwer zu fassen: es ist eine Abtrennung nöthig, um nicht mit ihnen verwechselt zu werden (wozu Alles einlud, weil sie nämlich sich verwandt fühlten: Wettbewerb um die Jünglinge —).

Tugend und Ironie und Scharfsinn bei Sokrates. Bei Plato der Verliebte, der Künstler (?), der Oligarch.

Unabhängigkeitserklärung, Auswanderung aus der Polis, Ablösung von der Herkunft —

Kritik der Cultur vom Standpunkte der „Moral“ und der Dialektik!!! — Symptom der décadence. — Ob nicht alle spezifisch moralischen Bewegungen bisher Symptome der décadence waren?

245.

Es ist kein Zweifel, daß die Griechen die letzten Geheimnisse vom „Schicksal der Seele“ und Alles, was sie über die Erziehung und Läuterung, vor Allem von der unverrückbaren Rangordnung und Werth-Ungleichheit von Mensch zu Mensch wußten, sich aus ihren dumpfen Erfahrungen und Ahnungen zu deuten suchten: — hier ist für alles Griechische die große Tiefe, das große Schweigen — und ebenso gewiß ist es, daß man die Griechen nicht kennt, solange hier der verborgene unterirdische Zugang verschüttet liegt. Zudringliche Gelehrten-Augen werden niemals etwas von solchen Dingen sehen: selbst der edle Eifer solcher Freunde des Alterthums, wie Goethe's und Winckelmann's, hat gerade hier etwas Unerlaubtes und fast Unbescheidenes.

246.

Schluß. Das ganze hellenische Wesen ist tiefer zu nehmen. Mit Zeugnissen ist wenig zu machen. Die historischen Thatsachen, die Handlungen sind wichtiger z. B. für ihre Ethik, als alle ihre Worte. Wir müssen das hellenische Wesen erst noch errathen: es ist noch wesentlich fremd.

2. Zur Kritik des Manu-Gesetzbuches.

247.

Die Ordnung der Kasten ist nur die Sanktionirung eines Naturabstandes zwischen mehreren physiologischen Typen (Charakteren, Temperamenten u. s. w.), — sie ist nur die Sanktion der Erfahrung, sie geht ihr nicht voraus, noch weniger hebt sie dieselbe auf . . .

a) die geistigeren Menschen (— die Gelehrten, die Rathgeber, die Richter, die Philosophen): — Lehrstand.
b) die muskulären Menschen, der Kriegerstand: — Wehrstand.
c) die Handel, Landbau und Viehzucht treibenden: — Nährstand.
d) endlich eine niedrige (unterworfene Art) von Eingeborenen, als Dienstboten-Rasse anerkannt.

Hier ist überall die Voraussetzung eine wirkliche Natur-Abscheidung: der Begriff Kaste sanktionirt nur die Natur-Abscheidung.

Die Heiligkeit der Familie, die Solidarität von Geschlecht mit Geschlecht ist die Voraussetzung des ganzen Baues: — folglich muß sie gerade ganz und gar in's Jenseitige übersetzt werden.

Man hat einen Sohn nöthig, weil nur ein Sohn erlöst . . . Man verheirathet sich, „um die Schuld der Vorfahren zu zahlen“.

248.

Die Ordnung der Kasten beruht auf der Beobachtung, daß es drei oder vier Arten Mensch giebt, zu anderer Thätigkeit bestimmt und am besten entwickelt, wie diese Thätigkeit durch Arbeitstheilung ihnen allen zusteht. Eine Art Sein als Vorrecht, — eine Art Thätigkeit ebenfalls.

249.

Die Kasten, begriffen als eine Arbeitstheilung, andererseits als einzige Form, die vollkommene Leistung instinktiv zu machen . . .

Das Wesentliche ist die Tradition der Arbeit, der Mechanik, welche ebendamit, durch Geschlechter hindurch, vollkommen wird . . .

250.

Die Ja-sagende Religion.

Die höchste Ehrfurcht vor dem Zeugungsakt und der Familie.

Man hat die Schulden seiner Vorfahren zu bezahlen . . .

Der Instinkt der Tradition, die tiefste Verachtung gegen Alles, was die Tradition unterbricht.

Der Instinkt gegen die Degenerescenz . . .

Das ist zu studiren: was Alles zusammengerechnet wurde als degenerirt (Lasterhafte, Geisteskranke, Aussätzige, Huren, Künstler).

251.

Man muß dies nicht verwechseln: die „Sudra's" = eine Dienstboten-Rasse: wahrscheinlich eine niedrigere

Art Volk, welche vorgefunden wurde auf dem Boden, wo diese Arier Fuß faßten. Aber der Begriff „Tschandala“ drückt die Degenerirten aller Kasten aus: die Auswurfstoffe in Permanenz, die wiederum unter sich sich fortpflanzen. Wider sie redet der tiefste Instinkt der Gesundheit einer Rasse. Hier hart zu sein ist synonym mit „gesund“ sein: es ist der Ekel vor der Entartung, der hier eine Menge moralischer und religiöser Formeln findet . . .

Nichts ist lehrreicher als die Bestandtheile dieses Auswurfs: — die alten feinen und tiefen Weisen haben gewußt, was man nicht gewußt hat — bis heute!! —: daß Laster, Krankheit, Geistesstörung, Hyper-Nervosität gewisser geistiger Anlagen Symptome der physiologischen décadence sind. (Sie rechnen die Künstler unter die décadents —).

252.

An dieser Conception ist Einiges bewunderungswürdig: z. B. die absolute Abtrennung der Auswurfstoffe der Gesellschaft, mit der Tendenz, sie zu Grunde zu richten. Sie begriffen, was ein lebendiger Körper nöthig hat, — die kranken Glieder ausschneiden . . .

Sie ist auf eine bewunderungswürdige Weise fern von der schlaffen Instinkt-Entartung, welche man jetzt „Humanität“ nennt . . .

Sodann die Degradation aus einer Kaste in die andere.

Sodann die Formulirung der Ehe: die Stellung der Liebesheirath (die Art der „himmlischen Musiker“).

Der Kampf gegen den Alkoholismus.

Ihre vollkommene Würdigung des hohen Alters, des Weibes.

Sie gehen davon aus, den Menschen ehrwürdig zu machen, vor sich selber: sie haben nöthig, selbst das Natürlichste zu transfiguriren, dadurch, daß sie die Pflicht als heilige Observanz dem Gefühl entgegenführen.

253.

[Das Problem der Unterdrückten. — Ich sehe nicht ab, warum die Semiten nicht sollten in sehr alter Zeit unter der entsetzlichen Knechtschaft der Hindu's gewesen sein: als Tschandala's, sodaß damals sich einige Eigenthümlichkeiten bereits festgewurzelt hätten, die zum Typus des Geknechteten und Verachteten gehören (— wie später in Ägypten).

Später ennobliren sie sich, in dem Grade, in dem sie kriegerisch werden und eigne Länder, eigne Götter sich erobern. Die semitische Götterbildung ist historisch zusammenfallend mit ihrem Eintritt in die Geschichte . . .

Der „Geist“, die zähe Geduld, die verachteten Gewerbe.]

254.

Ein solches Gesetzbuch resümirt die Erfahrung, Klugheit und experimentelle Moral von langen Jahrhunderten: es schließt ab, es beendet eine Epoche, — es schafft Nichts mehr. —

Die Mittel, einer schwer und kostspielig erworbenen Wahrheit Autorität zu schaffen, sind grundverschieden von den Mitteln, mit denen man sie beweisen würde. Ein Gesetzbuch beweist niemals den Nutzen und den Nachtheil einer Vorschrift: es zeigt nur die schlimmen Folgen für das Individuum, wenn es ein Gesetz als Gesetz nicht hält, — wenn es ungehorsam ist.

Alle natürlichen *schlimmen* Folgen einer Gesetzes-Übertretung werden nie in Hinsicht auf diese Natürlichkeit in Betracht gezogen: sondern die schlimme Folge ist eine *übernatürliche* Strafe, für die Nicht-Befolgung einer Vorschrift.

255.

Transfiguration der *natürlichen* Folgen einer Handlung: — Es giebt keine natürlichen Folgen mehr: sondern der Ungehorsam wird bestraft, und die Tugend wird belohnt. Das Glück, das lange Leben, die Nachkommenschaft — alles sind Folgen der Tugend, vermittelt durch die ewige Ordnung der Dinge —. Die Unreinlichkeit z. B. wird verboten, nicht weil ihre Folgen der Gesundheit schaden, sondern: *weil sie verboten ist*, schadet sie der Gesundheit . . .

Also, *prinzipiell*: die natürliche Folge einer Handlung wird dargestellt als Lohn oder Strafe, jenachdem Etwas geboten oder verboten ist. Dazu ist nöthig, daß die größte Menge der Strafen die *nicht* natürlichen sind, sondern übernatürliche, jenseitige, bloß zukünftige . . .

Also, prinzipiell: jeder Nachtheil, jedes Unglück ist Beweis von *Verschuldung*: selbst jede niedrige Existenzform (der Thiere z. B.).

Die Welt ist vollkommen: vorausgesetzt daß dem Gesetz Genüge geschieht. *Die ganze Unvollkommenheit* kommt vom Ungehorsam gegen das Gesetz.

Die oberste Kaste hat, als die vollkommene, auch das Glück darzustellen: deshalb ist nichts unangemessener, als der *Pessimismus* und die *Entrüstung* . . . Kein Zorn, keine Entgegnung im Schlimmen —, die Askese

nur als Mittel zu höherem Glück, zur Erlösung von Vielem.

Die oberste Klasse hat ein Glück aufrecht zu erhalten, um den Preis, den unbedingten Gehorsam, jede Art von Härte, Selbstbezwingung und Strenge gegen sich darzustellen, — sie will als die ehrwürdigste Art Mensch empfunden werden, auch als die bewundernswertheste: folglich kann sie nicht jede Art Glück brauchen —

256.

Kritik des Gesetzes.

Die höhere Vernunft einer solchen Prozedur ist, das Bewußtsein Schritt für Schritt von dem als richtig erkannten Leben zurückzudrängen: sodaß ein vollkommener Automatismus des Instinktes erreicht wird, — d. h. die Voraussetzung jeder Art Meisterschaft.

Es ist fromm, es ist üblich, es ist das Abzeichen braver und hochsinniger Menschen, so und so zu handeln: — das bleibt übrig. Die Herkunft, die Nützlichkeit, die Vernunft der Vorschrift wird aus dem Bewußtsein verdrängt.

Das wesentlichste Mittel zu dieser Verdrängung ist, daß zwei andre Begriffe mit ungeheurer Gewalt in den Vordergrund treten: beide das eigentliche Nachdenken über die Herkunft und die Kritik des Gesetzes ausschließend: 1) der Lohn, 2) die Strafe.

Es wird eine Sache der obersten Selbsterhaltung, des „Eins ist noth“, hier absolut zu gehorchen . . . Es wird zur höchsten Unklugheit umgestempelt, hier nicht zu gehorchen —. Der Egoismus wird in's Spiel gezogen, dergestalt, daß Gehorchen und Nichtgehorchen wie Glück und tiefste Selbstbenachtheiligung sich gegenübertreten.

Zu diesem Zwecke wird das ganze Leben in eine Jenseits-Perspektive gesetzt, sodaß es als folgenreich im allererschreckendsten Sinne begriffen wird . . . Die relative Unsterblichkeit ist das große Vergrößerungsglas, um den Begriff „Strafe — Lohn“ unerhört zu steigern.

Diese Weisen glauben nicht daran: — sonst würden sie es nicht erfinden . . .

257.

Reduktion der Natur auf die Moral (einen Strafzustand des Menschen): es giebt keine natürlichen Wirkungen, — die Ursache ist das Bráhman.

Reduktion der menschlichen Triebfedern auf die Furcht vor der Strafe und die Hoffnung auf Lohn: d. h. vor dem Gesetz, das Beides in der Hand hat.

Man hat absolut conform dem Gesetz zu leben: das Vernünftige wird gethan, weil es befohlen ist; der naturgemäßeste Instinkt wird befriedigt, weil das Gesetz es vorgeschrieben hat.

Das ist eine Schule der Verdummung. In einer solchen Theologen-Brutanstalt (wo auch der junge Militär und Ackerbauer einen neunjährigen Cursus Theologie durchmachen mußte, um „constant“ zu werden) müssen die Tschandala's die Intelligenz und selbst das Interessante für sich gehabt haben. Sie waren die Einzigen, welche die wahre Quelle des Wissens, die Empirie zugänglich hatten.

Hinzugerechnet die Inzucht der Kasten . . .

258.

Gesetzt, es fallen die Gründe weg, um jene metaphysischen Hypothesen machen zu müssen, gesetzt, man will nicht mehr regieren, erziehen, nicht seinen Typus als höchsten und ersten aufrecht erhalten, — gesetzt, man denkt als Tschandala über die Dinge: so findet man vielleicht die ganze Kette von Erfahrungen und Schlüssen wieder zusammen, die jenen Alten zur Voraussetzung diente, ihre Hypothesen zu machen: ich will sagen, man findet die „Wahrheit", — aber genau in der Auflösung aller Autorität, alles Respekts, aller Tradition, aller moralischen Vorurtheile; — wir verbrauchen unsern Rest ererbter Moral bei dieser Arbeit ...

Das, was jetzt Wissenschaft ist, ist ein genauer Gradmesser für den Niedergang des moralischen und religiösen Glaubens: — wir sind aufgelöst, wenn wir am Ende unsrer „Weisheit" sind, — wir haben alle positiven Kräfte verbraucht, zur Erkenntniß ... Das Wissen an sich ist ja ohnmächtig: und was den „Egoismus" betrifft, so sind wir in einer décadence-Zeit durchaus nicht sicher, unsern Vortheil zu wollen: die Antriebe sind viel zu mächtig, als daß der Nutzen der leitende Gesichtspunkt bliebe —; der „Altruismus", das Mitleben und Zusammenfühlen von aller Art Gefühl und Zuständen, ist in diesem Falle eine große Krankheit mehr: er ist das Tschandala-Gewissen, — eine Schwäche, die mit Lust verknüpft ist ...

259.

Plato ist ganz im Geiste Manu's: man hat ihn in Ägypten vorgemacht.

— Plato der Brahmanist.
— Pyrrho der Buddhist.

Copirt: Der Typus des Philosophen.
Die Moral der Kasten.
Die Trennung der Lehre in Esoterisch und Exoterisch.
Der Gott des Guten.
Die „ewige Seele“.
Die Seelenwanderung als umgekehrter Darwinismus (— ist nicht griechisch).

260.

Ausgezogene Stellen aus Manu.

Weiber, Gold, Edelsteine, Tugend, Reinheit, Wissenschaft, einen guten Rath, kurz Alles, was nützlich und schön ist, darf man nehmen, woher es auch komme.

*

Plato: Nur die Dialektik ist der Weg zum Göttlichen und zum Wesen der Dinge.

Aber Manu sagt: „Der Akt, durch den die Seele nach dem Unbekannten aspirirt, ist eine Erinnerung an das Swarga, von dem sie eine Spur zurückbehalten hat — wie man oft unsicher beim Erwachen die Bilder sieht, die uns in den Träumen getroffen haben.“

*

Der frommen Inbrunst und Weisheit des Veda ist Nichts unmöglich: die Götter sind ihr unterworfen und gehorchen ihr.

*

Der Brahmane ist eine Autorität in dieser Welt und in der andern; der Brahmane ist ein Objekt der Verehrung für die Götter.

*

Strafrechtliches.

Jeder Mensch, der eine Strafe für ein Vergehen empfangen hat auf Befehl des Königs, geht zum Himmel frei von jeder Befleckung, — ebenso rein wie Der, der immer nur das Gute geübt hat.

*

Welche sind zu betrachten als die Schuldigsten? Der Mörder eines Brahmanen, der Trinker von Spirituosen, Der, welcher das Weib seines geistlichen Rathgebers verführt.

Nach der vorgeschriebenen Sühnung soll der Richter diese zum Tode oder zu anderen körperlichen Strafen verurtheilen. Er soll die Stirn Dessen, der die Frau seines Rathgebers verführt hat, mit dem Bild des weiblichen Geschlechtstheiles stigmatisiren, den Trinker von Spirituosen mit dem Zeichen des Destillations-Instrumentes, den Mörder eines Brahmanen mit dem Bilde eines Leibes ohne Kopf.

*

Möge er eine Kuh retten: diese verdienstliche Handlung sühnt den (ungewollten) Mord eines Brahmanen.

*

(Alkoholismus:) Der Brahmane, der sich berauscht, in Vergessenheit der göttlichen Substanz, aus der seine Person gebildet ist, sinkt zum Rang des unreinen Sudra hinab.

Der Dwidja, der sich gegohrenen Getränken hingiebt, wird durch ihr Feuer innerlich verbrannt werden. Er reinige sich, indem er kochenden Urin der Kühe trinkt.

*

Für einen Brahmanen, der sich mit einer Sudra (aus der Dienstboten-Rasse) verbindet und von ihr einen Sohn hat, giebt es auf Erden keine Art Sühnung.

(„Die Schlange ist durch ihr Gift geschützt, der Sudra durch seine Unreinheit.“)

*

Der Mörder einer Kuh soll drei Monate bedeckt bleiben mit der Haut dieser Kuh und dann drei Monate im Dienst eines Kuhhirten zubringen. Dann soll er den Brahmanen zehn Kühe und einen Stier zum Geschenk machen, oder, besser noch, Alles was er besitzt: dann ist sein Fehler gebüßt.

Wer einen Beschnittenen (Tschandala) tödtet, reinigt sich durch eine einfache Darbringung (während überhaupt ein Thier tödten sechs Monate Pönitenz im Wald, mit Wachsenlassen von Bart und Haar fordert).

*

Wenn ein Sudra Dinge thut, die nur den höheren Kasten zustehn, wird er sofort unter die Tschandala's verstoßen und seiner Habe für verlustig erklärt.

Wohin käme es mit dieser vollkommenen Menschenordnung, wenn Jeder nach seinem eignen Kopf handeln oder Befugnisse sich anmaßen wollte, zu denen nur zahllose Wiedergeburten und Erhöhungen das Recht geben?

*

Vorschrift für den jungen Theologen:

Daß er sich des Weibes enthalte und jeder gegohrenen Substanz; daß er weder Schuhe noch Sonnenschirm trage; daß er sich jedes Sinnenreizes (Gesang, Tanz und Musik) enthalte.

Wenn der Candidat unfreiwillig eine Befleckung während seines Schlummers empfängt, so soll er sich beim Aufgang der Sonne dreimal in den heiligen Sumpf tauchen mit den Worten „daß Das, was wider Willen von mir gegangen ist, zu mir zurückkomme!“

Wenn sein Lehrer ihn unterbricht, so soll er ihm weder liegend, noch sitzend, noch essend, noch laufend, noch von fern, noch mit einem Seitenblick antworten.

Vielmehr soll er zu ihm kommen und, aufrecht, respektvoll, ihn ansehn und Antwort geben.

Wenn er im Wagen ist und seinen Lehrer bemerkt, soll er sofort aussteigen, um ihm die Honneurs zu machen.

Der Schüler darf das Weib seines Lehrers nicht beim Baden bedienen, noch sie parfümiren, noch sie massiren, noch ihren Haar-Aufputz arrangiren, noch sie salben.

Er darf sich auch nicht vor der jungen Gattin seines Lehrers niederwerfen und respektvoll ihre Füße berühren, gesetzt nämlich, daß er durch sein Alter bereits das Wissen von Gut und Böse hat.

Es liegt in der Natur des Weibes, daß es den Männern gefalle und sie versuchen will. Aber die Weisen lassen sich niemals so weit gehen, dieser Anziehungskraft nachzugeben, nämlich in Fällen, wo dies tadelnswerth ist.

Man soll nicht an einsamen Orten allein mit seiner Mutter, seinen Schwestern, seiner Tochter und andern

Verwandtinnen weilen: die durch Einsamkeit aufgeregten Sinne sind so mächtig, daß sie bisweilen über die Weisesten Recht bekommen.

(Dies war der Fall mit dem weisen Vasta, der, um vor der Bosheit der Leute von Kota zu fliehen, sich mit seinen zwei Töchtern in eine Höhle zurückzog: woselbst er sie alle beide zu Müttern machte.)

*

Für seinen Respekt vor seiner Mutter wird der Jünger einst seine irdische Hülle los. Für seinen Respekt vor seinem Vater wird er jene noch subtilere Gestalt los, die ihn in der Luft umkleidet. Für seinen Respekt vor seinem Lehrer wird er noch leichter, noch reiner und steigt empor zu der Wohnung Brahma's.

*

Daß er niemals im Schweigen des Waldes, oder am Rande klarer Quellen oder in der tiefen, tiefen Mitternacht das Gebet vernachlässige, dessen unendlicher Inhalt inbegriffen ist in der Einsilbe „Om“.

*

Ehe.

Die Bestimmung des Weibes ist, die Familie durch Kinder fortzusetzen; die des Mannes, diese zu zeugen: diese doppelte Pflicht, für die Mann und Weib zusammen thätig sind, hat ihre Heiligung durch die Schrift.

*

Nachdem sie ihre theologischen Studien absolvirt haben, dürfen die jungen Brahmanen, die jungen Xchatria und Vaysia in die Kategorie der Familienväter eintreten.

Der „Zweimalgeborne“ soll dann seinen Stab nehmen und sich auf die Suche machen nach einem Weib aus seiner Kaste, die durch ihre Qualitäten glänzt und den Vorschriften Genüge thut.

Er hüte sich vor der Verbindung mit einem Weibe aus einer Familie, die nicht ihre religiöse Pflicht erfüllt, oder in der die Zahl der Töchter größer ist als die der Söhne, oder in der einzelne Glieder Difformitäten oder Schwindsucht, Dyspepsie, Hämorrhoiden und dergleichen haben.

Er fliehe diese Familie, wie groß auch ihre Macht, ihr Name, ihr Reichthum sei.

Er hüte sich, ein Mädchen zu heirathen, das keinen Bruder hat oder dessen Vater man nicht kennt.

Er suche eine Frau schön von Gestalt, deren Name sich angenehm ausspricht, mit dem Schritt eines jungen Elephanten, mit seidenweichem Haar, sanfter Stimme und kleinen regelmäßigen Zähnen: eine solche, deren Leib wie mit leichtem Flaum bedeckt ist.

Ein schönes Weib macht die Freude eines Hauses, hält die Liebe ihres Gatten fest und bringt ihm wohlgestaltete Kinder.

---

3. Kunst und Künstler.

a) Entstehung der Kunst.

261.

Das Stille-werden vor dem Schönen ist ein tiefes Erwarten, ein Hören-wollen auf die feinsten, fernsten Töne, — wir benehmen uns einem Menschen ähnlich, der ganz Ohr und Auge wird: die Schönheit hat uns Etwas zu sagen, deshalb werden wir stille und denken an Nichts, an was wir sonst denken. Die Stille, jenes Beschauliche, Geduldige ist also eine Vorbereitung, nicht Mehr! So steht es mit aller „Contemplation".

Aber die Ruhe darin, das Wohlgefühl, die Freiheit von Spannung? Offenbar findet ein sehr gleichmäßiges Ausströmen von unserer Kraft dabei statt: wir passen uns dabei gleichsam den hohen Säulengängen an, in denen wir gehen, und geben unsrer Seele solche Bewegungen, welche durch Ruhe und Anmuth Nachahmungen Dessen sind, was wir sehen. So wie uns eine edle Gesellschaft Inspiration zu edlen Gebärden giebt. (Zuerst Assimilation an das Werk, später Assimilation an dessen Schöpfer, der nur in Zeichen redete!)

262.

Bei der Schönheit bleibt das Auge an der Oberfläche stehn. Aber es muß Schönheit noch in jedem inneren

Vorgange des Leibes geben: alle seelische Schönheit ist nur ein Gleichniß und etwas Oberflächliches gegen diese Menge von tiefen Harmonien.

263.

Seit Kant ist alles Reden von Kunst, Schönheit, Erkenntniß, Weisheit vermanscht und beschmutzt durch den Begriff „ohne Interesse".

Mir gilt als schön (historisch betrachtet): was an den verehrtesten Menschen einer Zeit sichtbar wird, als Ausdruck des Verehrungs-Würdigsten.

264.

Vom Ursprung der Kunst. — Die Fähigkeit, zu lügen und sich zu verstellen, am längsten entwickelt: Gefühl der Sicherheit und der geistigen Überlegenheit dabei beim Täuschenden. Bewunderung des Zuhörers: beim Erzähler, wie als ob er dabei gewesen wäre. Ebenso Sicherheit des Zuhörers, zu wissen, daß es Täuschung ist und daß diese gefährliche Kunst nicht zu seinem Schaden geübt wird. Bewunderung übermenschlicher Beihülfe. — Beim Dichter häufig Entfremdung seiner Person: er fühlt sich „verwandelt". Ebenso beim Tänzer und Schauspieler, mit nervösen Krisen, Halluzinationen u. s. w. Künstler auch jetzt noch lügenhaft und gleich Kindern. Unfähigkeit, zwischen „wahr" und „Schein" zu scheiden.

265.

Der Schauspieler hat das Gefühl nicht, das er darstellt. Er wäre verloren, wenn er es hätte.

266.

Manche der ästhetischen Werthschätzungen sind fundamentaler, als die moralischen, z. B. das Wohlgefallen am Geordneten, Übersichtlichen, Begrenzten, an der Wiederholung, — es sind die Wohlgefühle aller organischen Wesen im Verhältniß zur Gefährlichkeit ihrer Lage, oder zur Schwierigkeit ihrer Ernährung. Das Bekannte thut wohl, der Anblick von Etwas, dessen man sich leicht zu bemächtigen hofft, thut wohl u. s. w. Die logischen, arithmetischen und geometrischen Wohlgefühle bilden den Grundstock der ästhetischen Werthschätzungen: gewisse Lebensbedingungen werden als so wichtig gefühlt und der Widerspruch der Wirklichkeit gegen dieselben so häufig und groß, daß Lust entsteht beim Wahrnehmen solcher Formen.

267.

Die Verfeinerung der Grausamkeit gehört zu den Quellen der Kunst.

268.

Das Urtheil „angenehm“, „unangenehm“ (vgl. Musik) wechselt und formirt sich nach Dem, was wir als „gesetzlich“, vernünftig, sinnvoll, bedeutsam empfinden.

269.

Der erste Sinnen-Eindruck wird bearbeitet vom Intellekt: vereinfacht, nach früheren Schematen zurechtgemacht, die Vorstellung der Erscheinungswelt ist als Kunstwerk unser Werk. Aber das Material nicht. —

Kunst ist eben Das, was die Hauptlinien unterstreicht, die entscheidenden Züge übrig behält, Vieles wegläßt. Dies absichtliche Umgestalten in etwas Bekanntes, dies Fälschen —

„Historischer Sinn" ist dasselbe: ist den Franzosen gut gelehrt durch Taine, die Hauptthatsachen voran (Rangordnung der Fakta feststellen ist das Produktive des Historikers). Das Nachfühlen-können, die Impression haben ist freilich die Voraussetzung: deutsch.

270.

Das Kunstwerk als ein Zeugniß unsrer Lust an der Vereinfachung, an dem Fort-Schaffen durch Concentration unter Ein Gesetz.

271.

Die Identität im Wesen des Eroberers, Gesetzgebers und Künstlers, — das Sich-hinein-bilden in den Stoff: höchste Willenskraft; ehemals sich als „Werkzeug Gottes" fühlend, so unwiderstehlich sich selber erscheinend. Höchste Form des Zeugungs-Triebes und zugleich der mütterlichen Kräfte. Die Umformung der Welt, um es in ihr aushalten zu können — ist das Treibende: folglich als Voraussetzung ein ungeheures Gefühl des Widerspruchs. Bei den Künstlern genügt schon, sich mit Bildern und Abbildern davon zu umgeben, z. B. Homer unter den „erbärmlichen Sterblichen".

Das „Los-sein von Interesse und ego" ist Unsinn und ungenaue Beobachtung: — es ist vielmehr das Entzücken, jetzt in unserer Welt zu sein, die Angst vor dem Fremden loszusein!

272.

1) Versuch, die Ästhetik durch die Elimination des „Ich" der unegoistischen Ethik anzunähern (als deren Vorbereitung)!

2) Versuch, sie der Erkenntniß anzunähern („reines Subjekt", „reiner Spiegel des Objekts")!

— Dagegen: das Objekt, in der ästhetischen Betrachtung, ist durch und durch gefälscht.

„Reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntniß" — durchaus nicht „Erkenntniß"!

Der Wille, der alles Das unterstreicht (und das Übrige eliminirt), was ihm an einem Objekte dazu dient, mit sich selbst zufrieden und harmonisch zu sein.

Die Erdichtung und Zurechtmachung einer Welt, bei der wir selbst, in unsern innersten Bedürfnissen, uns bejahen. Farben, Töne, Gestalten, Bewegungen, — unbewußtes Gedächtniß thätig, in dem nützliche Eigenschaften dieser Qualitäten (oder Assoziationen) erhalten bleiben.

Eine im höchsten Grad interessirte, und rücksichtslos interessirte Zurechtmachung der Dinge. Eine wesentliche Fälschung, eine Ausschließung gerade des bloß feststellenden, erkennenden, objektiven Sinnes. Das Vereinfachen, Hervorheben des Typischen; Genuß an der Überwältigung durch Hineinlegen eines Sinnes.

Das Wegdenken aller schädigenden und feindseligen Faktoren im Angeschauten (z. B. einer Landschaft, eines Gewitters). Interesse für die Ursachen und das Typische (Dominirende).

— Der ästhetische Zuschauer gestattet ein Überwältigen, und thut das Gegentheil von Dem, was er sonst gegen das von Außen Kommende thut, — er

hängt sein Mißtrauen aus: keine Defensive; ein Ausnahmezustand: das zutrauende, ehrfurchtsvolle, liebevolle Empfangen.

273.

Mittheilung von Zuständen, — da reicht die Prosa lange nicht aus; — die Wissenschaft aber kann nur den wissenschaftlichen Zustand mittheilen und soll nichts Anderes!!

Von der Vielheit der Sprachen (durch Bilder, Töne) als Mitteln des volleren Menschen, sich mitzutheilen.

274.

Der Genuß an Formen in den bildenden Künsten: sie theilen einen Zustand des Künstlers mit (ruhig-verehrend). Der Musiker ist von den Affekten bewegt, ohne daß er Objekte dazu sieht — und theilt seinen Zustand mit: viel umfänglicher als die Zustände des Malers.

275.

Die Musik offenbart nicht das Wesen der Welt und ihren „Willen", wie es Schopenhauer behauptet hat (der sich über die Musik betrog wie über das Mitleiden, und aus dem gleichen Grunde, — er kannte beide zu wenig aus Erfahrung —): die Musik offenbart nur die Herrn Musiker! Und sie wissen es selber nicht! — Und wie gut vielleicht, daß sie es nicht wissen! —

276.

Ich halte, mit Doudan, die große Mehrzahl der Musiker für charlatans und auch für dupes.
— chantaient déjà, faute d'idées.

277.

Es giebt 1) monologische Kunst (oder „im Zwiegespräch mit Gott");
2) gesellschaftliche Kunst, société vorausgesetzt, eine feinere Art von Mensch;
3) demagogische Kunst, z. B. Wagner (für das deutsche „Volk"), Victor Hugo.

278.

Es ist sehr interessant, einmal Menschen ohne Zügel und Grenze zu sehn: fast alle höheren Menschen (wie Künstler) fallen in irgend eine Unterwerfung zurück, sei es das Christenthum oder die Vaterländerei.

279.

Die Künstler fangen an, ihr Werk zu schätzen und zu überschätzen, wenn sie aufhören, Ehrfurcht vor sich selber zu haben. Ihr rasendes Verlangen nach Ruhm verhüllt oft ein trauriges Geheimniß: das Werk gehört nicht zu ihrer Regel, sie fühlen es als ihre Ausnahme. Vielleicht auch wollen sie, daß ihr Werk Fürsprache für sie einlege, vielleicht, daß Andere sie über sie selber täuschen. Endlich: vielleicht wollen sie Lärm in sich, um sich selber nicht mehr zu „hören".

280.

Der große Landschaftsmaler Turner, der, statt zu den Sinnen, zur Seele und zum Geiste reden will, malt philosophische und humanitäre Epopeen. Er giebt sich für den Ersten der Menschen, und starb toll. „Inmitten eines Sturmes, die Sonne in den Augen, den Schwindel im Kopf" — so fühlt sich der Zuschauer. „Infolge der tiefen Aufmerksamkeit auf das Moralische am Menschen ist seine optische Sensibilität désaccordée. Unangenehm für's Auge! Übertrieben, brutal, schreiend, hart, dissonant." (Taine).

Ingres: l'inventeur au XIX. siècle de la photographie en couleur pour la reproduction des Pérugin et des Raphaël.

Delacroix: c'est l'antipôle — Bild der décadence dieser Zeit, le gâchis, la confusion, la littérature dans la peinture, la peinture dans la littérature, la prose dans les vers, les vers dans la prose, les passions, les nerfs, les faiblesses de notre temps, le tourment moderne. Des éclairs du sublime dans tout cela. (Delacroix eine Art Wagner.)

281.

Die Deutschen haben keine Cultur: sie sind nach wie vor von Paris abhängig: — die Ursache ist, sie haben noch keinen Charakter.

Unsere großen Menschen bezeichnen keine Rasse, sondern Einzelne. Was ist aber Das, was ich ehemals ausnahm und worauf ich Hoffnungen gründete, die deutsche Musik? —

282.

Die Musik als Nachklang von Zuständen, deren begrifflicher Ausdruck Mystik war, — Verklärungs-Gefühl des Einzelnen, Transfiguration. Oder: die Versöhnung der inneren Gegensätze zu etwas Neuem, Geburt des Dritten.

283.

Musik und ihre Gefährlichkeit: — ihre Schwelgerei, ihre Auferweckungskunst für christliche Zustände, vor Allem für jene Mischung von versetzter Sinnlichkeit und Gebets-Brünstigkeit (Franz von Assisi) — geht Hand in Hand mit der Unsauberkeit des Kopfes und der Schwärmerei des Herzens; zerbricht den Willen, überreizt die Sensibilität, — die Musiker sind geil.

NB. Ursachen (innere Zustände), aus denen die Kunst wächst: und, sehr verschieden davon, die Wirkungen.

284.

Kant: „Der Musik hängt ein gewisser Mangel an Urbanität an", „sie drängt sich gleichsam auf", „sie thut der Freiheit Anderer Abbruch".

Die Musik und die Farbenkunst bilden eine eigene Gattung unter dem Namen des „schönen Spiels der Empfindungen".

Malerei und Gartenkunst zu einander gesellt.

285.

Die vorletzten Jahrhunderte. — Deutschland hat erst in dem 17. und 18. Jahrhundert seine eigenste Kunst,

die Musik, auf die Höhe gebracht: man vergebe es einem mitunter melancholischen Beobachter, wenn er die deutsche Musik des 19. Jahrhunderts auch nur als eine glänzende, vielfache und gelehrte Form des Verfalls zu erkennen vermag. Es hat in denselben vielverlästerten Jahrhunderten ebenfalls in den bildenden Künsten eine verschwenderische Lust und Kraft gezeigt: der deutsche Barockstil in Kirche und Palast gehört als Nächstverwandter zu unsrer Musik, — er bildet im Reiche der Augen dieselbe Gattung von Zaubern und Verführungen, welche unsre Musik für einen anderen Sinn ist. Zwischen Leibniz und Schopenhauer (geboren 1788) hat Deutschland den ganzen Kreis origineller Gedanken ausgedacht, also ebenfalls innerhalb jener Jahrhunderte: — und auch diese Philosophie, mit ihrem Zopf und Begriffs-Spinngewebe, ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Schwermuth, ihrer heimlichen Unendlichkeit und Mystik gehört zu unsrer Musik und ist eine Art Barocco im Reiche der Philosophie.

286.

Die Vertrauensseligkeit des vorigen Jahrhunderts. Ducis. Zärtlichkeit, Schwung, Delikatesse — Beethoven.

Das Vertrauen in die Weltordnung („in Gott“) als Ausfluß nobler Gefühle.

Mozart — städtisch, sozial, höfisch.

Haydn ländlicher, vielleicht Zigeunerblut (schwarz); „Heide“ (paganus)?

287.

B e e t h o v e n gehört zu Rousseau und zu jener humanitären Strömung, welche der Revolution theils voraus-

lief, theils verklärend nachlief, noch mehr aber zu dem Hauptereigniß des letzten Jahrtausends, dem Erscheinen Napoleon's.

Mozart die Gesellschaft des Rokoko-Zeitalters voraussetzend.

288.

Brahms — kein „Ereigniß", keine Ausnahme, kein Riß der Kette vor Wagner, vielmehr ein Ring mehr. Wenn man von Dem absieht, was er gleichsam einem gastfreundlichen Genius fremder Arten und Menschen gelegentlich geopfert hat — auch Opfer der Pietät gegen große Lehrer, alte und neue, hinzugerechnet — so ist er der Musiker, welcher bisher allein auf die Bezeichnung „der norddeutsche Musiker" Anspruch hat.

289.

Wie heute die brave Mittelmäßigkeit in Deutschland sich bei der Musik ihres Brahms wohl, nämlich verwandt fühlt!

290.

Die nordische Unnatürlichkeit: Alles mit silbernen Nebeln überzogen, man muß künstlich erst zum Wohlgefühle kommen; die Kunst ist dort eine Art Ausweichen vor sich selber. Ach, diese blasse Freude, dies Oktober-Licht auf allen Freuden!

291.

Die russische Musik bringt mit einer rührenden Einfalt die Seele des Muschik, des niederen Volkes an's

Licht: Nichts redet mehr zu Herzen, als ihre heiteren Weisen, — die absolut traurige Weisen sind. Ich würde das Glück des ganzen Westens eintauschen gegen die russische Art, traurig zu sein. — Aber wie kommt es, daß die herrschenden Kasten Rußlands nicht in seiner Musik vertreten sind? Genügt es, zu sagen „böse Menschen haben keine Lieder“?

292.

Es gab ein Jahrhundert lang nur einen Gegensatz von französischer und italienischer Musik.

Im Kampfe Gluck's mit Piccini verschärfte er sich und kam auf seine Spitze: Gluck wurde hierbei durchaus als Vertreter des französischen Geschmacks empfunden — als Vertreter des Vornehmen, Pomphaften und Rationalistischen.

Die Deutschen als Musiker haben bald nach Frankreich, bald nach Italien hingehorcht; einen eigenen deutschen Geschmack in der Musik giebt es auch heute noch nicht.

Es scheint mir, daß Wagner noch einmal den französischen Geschmack zum Übergewicht über den italianisirenden gebracht hat (d. h. über Mozart, Haydn, Rossini, Bellini, Mendelssohn), aber es ist der Geschmack Frankreichs von 1830: die Litteratur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei: „Programm-Musik“, das „sujet“ voran!

293.

Wie die Pasta einmal gegen Mérimée bemerkte: „Man hat seit Rossini keine Oper gemacht, welche Einheit hätte, und wo die Stücke alle zusammenhalten.

Das, was Verdi z. B. macht, gleicht alles einer Harlekins-Jacke."

294.

Unter guten Musikern gilt Verdi für reich, gegen Wagner gerechnet: der Gründe hatte, sparsam zu sein und seine „Erfindungen" gut „anzulegen", Wucher mit „Leitmotiven" zu treiben und sein „Gold" bei sich zu behalten, daß man daraufhin einen tausendfach zu großen Credit gewährte. Hat es Wagner den Juden abgelernt?

295.

Rossini, nach der ersten Vorstellung der Hugenotten, wurde gefragt: „Nun, Maëstro, was halten Sie von dieser Musik?" — „Musik? ... Ich habe Nichts davon gehört."

296.

Über das „Genie". Wie wenig Begabung z. B. bei Richard Wagner! Gab es je einen Musiker, der in seinem 28. Jahre so arm war (nicht so unentwickelt, unaufgeschlossen, sondern so arm), daß er auf Meyerbeer neidisch war — so arg neidisch, um sich sein Leben lang darüber zu ärgern? um folglich, mit der Folgerichtigkeit „schöner Seelen", es ihm sein Leben lang nachzutragen? Andererseits lernt man, wie Kant mit Recht Fleiß und Beharrlichkeit als Das rühmt, was u. s. w.

297.

[Die erfinderischen und bahnbrechenden Geister in den Wissenschaften, die sogenannten „großen Köpfe" — urtheilt Kant — sind spezifisch vom Genie verschie-

den: was sie entdeckt und erfunden haben, hätte auch durch Fleiß und Beharrlichkeit können gelernt werden und ist vollständig begriffen und gelernt worden. In Newton's Werk ist nichts Unlernbares; Homer ist nicht ebenso begreiflich als Newton! „Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach verschieden.“

Psychologischer Idiotismus!!]

298.

Wie Winckelmann am Laokoon, gleichsam am Ende des Alterthums, den Sinn für dasselbe sich erwarb, so Richard Wagner an der Oper, der schlechtesten aller Kunstgattungen, den Sinn für Stil, d. h. Einsicht, daß es nicht möglich ist, Künste zu isoliren.

Der demagogische Charakter der Kunst Wagner's: zuletzt mit der Consequenz, daß er sich vor Luther beugte, um Einfluß zu bekommen.

Die deutsche Musik steht nicht außerhalb der Cultur-Bewegung: in Mozart ist sehr viel Rokoko und jene Zärtlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts. In Beethoven die Luft von Frankreich her, die Schwärmereien, aus denen die Revolution entsprang: immer Nachklang, Ausklang. Wagner und die Romantik.

Wie steht es mit dem Zusammenhang der Musik und der bildenden Kunst? Und der Poesie? Verhältnißmäßige Einsamkeit des Musikers: er lebt weniger mit, seine Erregungen sind Nachklänge früherer Gefühle.

Es fehlt immer noch der große Stil in der Musik; und es ist dafür gesorgt, daß er jetzt nicht wächst!

299.

Die Größe eines Musikers mißt sich nicht nach den schönen Gefühlen, die er erregt — das glauben die Weiber —: sie mißt sich nach der Spannkraft seines Willens, nach der Sicherheit, mit der das Chaos seinem Befehl gehorcht und Form wird, nach der Nothwendigkeit, welche seine Hand in eine Abfolge von Formen legt. Die Größe eines Musikers — mit Einem Worte — wird gemessen an seiner Fähigkeit zum großen Stil.

300.

Der große Stil besteht in der Verachtung der kleinen und kurzen Schönheit, ist ein Sinn für Weniges und Langes.

301.

Der Künstler und der Wille zur Macht. Der Eindruck von *Neutralität* ist bezaubernd für Heerdenthiere. — Palazzo Pitti und Phidias. Kunst, je nach der Moral, für Heerde oder Führer.

302.

Vor dem Kunstwerk kann man sich gehn lassen. Vor dem großen Menschen *nicht*! Daher die Pflege der Künste bei den *Unterworfenen*, die sich eine Welt der Freiheit *schaffen*; — die Künstler sind meistens Solche, welche *nicht* Herrscher sind.

Die Herrscher lieben die Kunst, weil sie *Abbilder von sich* wollen.

303.

Bisher gehörten die meisten Künstler, selbst einige der größten (eingerechnet die Historiker), unter die Bedienten (sei es von Ständen oder Fürsten oder Frauen oder „Massen“), nicht zu reden von ihrer Abhängigkeit von Kirche und Moralgesetz. So hat Rubens die vornehme Welt seiner Zeit porträtirt, aber nach einem ihr vorschwebenden Geschmack, nicht nach seinem Maß der Schönheit, — im Ganzen also wider seinen Geschmack. Darin war Van Dyck vornehmer: welcher allen Denen, die er malte, etwas von Dem beilegte, was er selber bei sich am höchsten ehrte: er stieg nicht hinab, sondern zu sich hinauf, wenn er „wiedergab“.

Die sklavische Unterthänigkeit des Künstlers vor seinem Publikum (wie sie selbst Sebastian Bach in unsterblich beleidigenden Worten dem Widmungsschreiben seiner Hohen Messe anvertraut hat) ist aus der Musik heraus vielleicht schwerer zu erkennen, aber sie steckt umso tiefer und gründlicher darin. Man würde es nicht aushalten, mir zuzuhören, wenn ich hierüber meine Beobachtungen mittheilen wollte. — Vornehmheit hat Chopin, gleich Van Dyck. Eine Art Bauernstolz hat Beethoven, eine Art Bedientenstolz hat Haydn. Auch Mendelssohn ist vornehm — ähnlich wie Goethe, auf die natürlichste Weise von der Welt.

304.

Ich ehre Michelangelo höher als Raffael, weil er — durch alle christlichen Schleier und Befangenheiten seiner Zeit hindurch — das Ideal einer vornehmeren Cultur gesehen hat, als es die christlich-raffaelische ist:

während Raffael treu und bescheiden nur die ihm gegebenen Werthschätzungen verherrlichte und keine weitersuchenden, sehnsüchtigen Instinkte in sich trug. Michelangelo aber sah und empfand das Problem des Gesetzgebers von neuen Werthen: ebenso das Problem des Siegreich-Vollendeten, der erst nöthig hatte, auch „den Helden in sich“ zu überwinden; den zuhöchst gehobenen Menschen, der auch über sein Mitleiden erhaben ward und erbarmungslos das ihm Unzugehörige zerschmetterte und vernichtet, — glänzend und in ungetrübter Göttlichkeit. Michelangelo war, wie billig, nur in Augenblicken so hoch und so außerhalb seiner Zeit und des christlichen Europa's: zumeist verhielt er sich condescendent gegen das Ewig-Weibliche am Christenthum; ja es scheint, daß er zuletzt gerade vor diesem zerbrach und das Ideal seiner höchsten Stunden aufgab. Es war nämlich ein Ideal, dem nur der Mensch der stärksten und höchsten Lebens-Fülle gewachsen sein kann, nicht aber ein altgewordner Mann! Im Grunde hätte er ja das Christenthum von seinem Ideale aus vernichten müssen! Aber dazu war er nicht Denker und Philosoph genug. — Lionardo da Vinci hat vielleicht allein von jenen Künstlern einen wirklich überchristlichen Blick gehabt. Er kennt „das Morgenland“, das innewendige so gut als das äußere. Es ist etwas Über-Europäisches und Verschwiegenes an ihm, wie es Jeden auszeichnet, der einen zu großen Umkreis von guten und schlimmen Dingen gesehn hat.

305.

Ich stelle das Problem von der Rangordnung des Künstlers neu; zugleich bilde ich den Künstler so hoch ich kann. Thatsächlich finden wir alle Künstler unter-

worfen unter große geistige Bewegungen, nicht deren Leiter: oft Vollender, z. B. Dante für die katholische Kirche, Richard Wagner für die romantische Bewegung, Shakespeare für die Freigeisterei Montaigne's.

Die höheren Formen, wo der Künstler nur ein Theil des Menschen ist — z. B. Plato, Goethe, Giordano Bruno. Diese Formen gerathen selten.

306.

Vielheit der Eigenschaften und deren Band — mein Gesichtspunkt. Die Doppel-Zwillings-Kräfte, z. B. bei Wagner Poesie und Musik; bei den Franzosen Poesie und Malerei; bei Plato Poesie und Dialektik u. s. w. Die Vereinzelung einer Kraft ist eine Barbarei, — „umgekehrte Krüppel".

307.

Zusammenhang des Ästhetischen und Sittlichen: der große Stil will Einen starken Grundwillen und verabscheut am meisten die Zerfahrenheit.

Der Tanz und eine leichte Entwicklung aus einer Phase in die andere ist äußerst gefährlich, — ein Schwertertanz. Denn die grobe Consequenz und Hartnäckigkeit geben dem Individuum sonst die Dauerhaftigkeit.

Am schwersten vereinigt: Ein Wille, Stärke des Grundgefühls und Wandel der Bewegungen (Verwandlungen).

b) Erste Aufzeichnungen zum „Fall Wagner".

308.

I.

Das Mißverständniß über Richard Wagner ist heute in Deutschland ungeheuer: und da ich dazu beigetragen habe, es zu vermehren, will ich meine Schuld abtragen und versuchen, es zu verringern.

(Das fortsetzende Blatt fehlt.)

II.

— Was ich selber einstmals, in meinen „jungen Jahren", über Schopenhauer und Richard Wagner schrieb, und weniger schrieb als *malte* — vielleicht in einem allzuverwegenen, übermüthigen, überjugendlichen Al-fresco — das will ich am wenigsten heute auf „wahr" und „falsch" hin in's Einzelne prüfen. Gesetzt aber, ich hätte mich damals geirrt: mein Irrthum gereicht zum Mindesten weder den Genannten, noch mir selber zur Unehre! Es *ist* etwas, sich *so* zu irren; es *ist* auch etwas, gerade *mich* dergestalt zum Irrthum zu verführen. Auch war es mir in jedem Falle eine unschätzbare Wohlthat, damals als ich „den Philosophen" und „den Künstler" und gleichsam meinen eigenen „kategorischen Imperativ" zu malen beschloß, meine neuen Farben nicht ganz in's Unwirkliche hinein, sondern gleichsam auf vorgezeichnete Gestalten aufmalen zu können. Ohne daß ich es wußte, sprach ich nur für mich, ja im Grunde nur von mir. Indessen: Alles, was ich damals erlebt habe, das sind für

eine gewisse Art von Menschen typische Erlebnisse, welchen zu einem Ausdruck zu verhelfen mir Pflicht schien. Und wer mit einer jungen und feurigen Seele jene Schriften liest, wird vielleicht die schweren Gelöbnisse errathen, mit denen ich damals mich für mein Leben band, — mit denen ich mich zu meinem Leben entschloß: möchte er einer jener Wenigen sein, die sich zu einem gleichen Leben und zu gleichen Gelöbnissen entschließen — dürfen!

III.

Es gab einen Zeitpunkt, wo ich im Geheimen anfieng, über Richard Wagner zu lachen, damals, als er zu seiner letzten Rolle sich anschickte und mit den Gebärden eines Wundermannes, Heilverkünders, Propheten, ja sogar Philosophen vor den lieben Deutschen auftrat. Und da ich noch nicht aufgehört hatte, ihn zu lieben, so biß mich mein eignes Gelächter noch in's Herz: wie es zur Geschichte eines Jeden gehört, der von seinem Lehrer unabhängig wird und endlich seinen eignen Weg findet. In dieser Zeit entstand der hier folgende lebhafte Aufsatz, aus dem, wie mir scheint, mancher junge Deutsche auch heute noch seinen Gewinn ziehen kann: — ich selber, so wie ich jetzt gesinnt bin, würde Alles geduldiger, auch herzlicher und schonender gesagt wünschen. Inzwischen errieth ich Allzuviel von der schmerzlichen und schauerlichen Tragödie, welche hinter dem Leben eines solchen Menschen, wie Richard Wagner es war, verborgen liegt.

IV.

Welchen Werth Richard Wagner für den Nicht-Musiker haben mag, auch fürderhin behalten mag, diese Frage soll uns für jetzt noch erspart bleiben. Wagner hat ohne allen Zweifel den Deutschen dieses Zeitalters

die umfänglichste Ahnung davon gegeben, was ein Künstler sein könnte: die Ehrfurcht vor „dem Künstler“ ist plötzlich in's Große gewachsen: überall hat er neue Werthschätzungen, neue Begierden, neue Hoffnungen erweckt; und vielleicht nicht am wenigsten gerade durch das nur ankündigende, unvollständige, unvollkommne Wesen seiner Kunstgebilde. Wer hat nicht von ihm gelernt! wenn auch nicht so unmittelbar wie die Künstler des Vortrags und die Attitüden-Menschen jeder Art, so doch mindestens mittelbar, „bei Gelegenheit von Richard Wagner“, wie man sagen dürfte. Sogar die philosophische Erkenntniß hat keinen geringen Anstoß durch sein Erscheinen bekommen, daran ist nicht zu zweifeln. Es giebt heute eine Menge ästhetischer Probleme, von welchen, vor Wagner, auch die Feinsten noch keinen Geruch hatten, — vor Allem das Problem des Schauspielers und seines Verhältnisses zu den verschiedenen Künsten, nicht zu reden von psychologischen Problemen, wie sie der Charakter Wagner's und die Wagner'sche Kunst in Fülle vorlegt. Freilich: so weit er sich selber in das Reich der Erkenntniß begeben hat, verdient er kein Lob, vielmehr eine unbedingte Zurückweisung; den Gärten der Wissenschaft nahte er sich immer nur als der unbescheidenste und ungeschickteste Eindringling, und das „Philosophiren“ Wagner's gehört zu den unerlaubtesten Arten der Dilettanterei; daß man darüber nicht einmal zu lachen verstanden hat, ist deutsch und gehört zum alten deutschen „Cultus der Unklarheit“. Will man ihm aber durchaus auch noch als einem „Denker“ zu Ehren und Statuen verhelfen — der gute Wille und die Unterthänigkeit seiner Anhänger wird das sich nicht ersparen können — wohlan! so empfehle ich, ihn als den Genius der deutschen Unklarheit selber darzustellen, mit einer qualmenden

Fackel in der Hand, begeistert und eben über einen Stein stolpernd. Wenn Wagner „denkt“, stolpert er. —

V.

Aber der Musiker Richard Wagner? — „Wagner und kein Ende“: das ist heute die Losung.

(Das fortsetzende Blatt fehlt).

VI.

Aber wir Freunde der Musik sind damit am Ende unserer Geduld. Wir haben so lange die beste Miene zum bösen Spiele der Wagnerei gemacht und mit Hülfe aller Tugenden und Aesthetiken uns einen ganzen langen Regentag hindurch zugeredet und ermahnt: „wie schön ist auch das schlechte Wetter! Wie viel Reize liegen im Unwetter und in schwarzen Wolken versteckt! Wie fein sich der Regen auf die „unendliche Melodie“ versteht! Wie unvergleichlich leuchtet ein Blitz inmitten langer, grauer Trübsal! Und gar der Donner: wie schön ist die Chromatik des Donners!“ Aber endlich, endlich wollen wir auch den aufgeklärten Himmel wieder sehn und zum Mindesten den schönen Abend haben, den wir verdienen, nach einem so tugendhaften, aber so bösen Tage! — Wirklich? Den Abend? Will es denn wirklich schon „Abend werden“? Geht nun auch noch unsre beste Kunst, die Musik, auf die Neige? . . Meine Freunde, hier ist Einer, der nicht mehr daran glaubt! Es ist noch lange nicht Zeit für den Abend! Und Wagner bedeutete weder den Tag, noch den Abend unsrer Kunst, — sondern nur einen gefährlichen Zwischenfall, eine Ausnahme und ein Fragezeichen, welches alle strengen Künstler-Gewissen auf die Probe gestellt hat! Noch zur rechten Zeit lernten wir Nein! sagen: jeder rechtschaffne und tiefe Musiker sagt heute Nein zu Wagner und zu

sich selber, soweit er noch „wagnerisirt" — und zwar je gründlicher gerade er bei Wagner in die Schule gegangen, bei Wagner gelernt hat.

VII.

Es mag heute freilich schlimm um die geringer begabten, auch um die geld- und ehrgeizigen Musiker bestellt sein: es giebt gerade für sie ausgesuchte Verführungen in der Art Wagner's, Musik zu machen. Es ist nämlich leicht, mit Wagner'schen Mitteln und Kunstgriffen zu componiren, es mag auch bei dem demagogischen Verlangen heutiger Künstler nach Aufregung der „Massen" lohnbringender sein, nämlich „wirkungsvoller", „überwältigender", „schlagender", „packender", und wie die verrätherischen Lieblingsworte des Theaterpöbels und der dilettantischen Schwärmer lauten. Aber was bedeutet zuletzt, in Sachen der Kunst, der Lärm und die Begeisterung von „Massen"! Gute Musik hat niemals ein „Publikum": — sie ist und kann niemals „öffentlich" sein, sie gehört den Ausgesuchtesten zu, sie soll immer und allein — im Gleichnisse gesprochen — für die „camera" da sein. „Massen" fühlen Den heraus, der ihnen am besten zu schmeicheln versteht: sie sind auf ihre Art allen demagogischen Talenten dankbar und geben es ihnen zurück, so gut sie können. (Wie „Massen" zu danken verstehen, mit welchem „Geiste" und „Geschmacke", dafür gab der Tod Victor Hugo's ein belehrendes Zeugniß: ist in allen Jahrhunderten Frankreichs zusammen so viel Frankreich entwürdigender Unsinn gedruckt und geredet worden, wie bei dieser Gelegenheit? Aber auch bei dem Begräbnisse Richard Wagner's verstiegen sich die Schmeicheleien der Dankbarkeit bis hinauf zu dem „frommen" Wunsche „Erlösung dem Erlöser!" —)

VIII.

Es ist kein Zweifel, daß die Wagner'sche Kunst heute auf die Massen wirkt; daß sie das kann — sollte damit nicht über diese Kunst selber etwas ausgesagt sein? — Für drei gute Dinge in der Kunst haben „Massen" niemals Sinn gehabt, für Vornehmheit, für Logik und für Schönheit — pulchrum est paucorum hominum —: um nicht von einem noch besseren Dinge, vom großen Stile zu reden. Vom großen Stile steht Wagner am fernsten: das Ausschweifende und Heroisch-Prahlerische seiner Kunstmittel steht geradezu im Gegensatz zum großen Stile; und ebenso das Zärtlich-Verführerische, das Vielfältig-Reizende, das Unruhige, Ungewisse, Spannende, Augenblickliche, Heimlich-Überschwängliche, die ganze „übersinnliche" Maskerade kranker Sinne und was nur Alles im typischen Sinne „Wagnerisch" heißen darf. Vor Allem und zuerst die ergreifende Attitüde! Etwas, das umwirft und schaudern macht! Was liegt am „zureichenden Grunde"! Eine Art Vieldeutigkeit, selbst in der rhythmischen Phrasirung, gehört unter seine liebsten Kunstmittel, eine Art Trunkenheit und Traumwandeln, welches nicht mehr zu „folgern" weiß und einen gefährlichen Willen zum blinden Folgen und Nachgeben entfesselt. Es liegt im Unlogischen, Halblogischen viel Verführerisches — das hat Wagner gründlich errathen —: namentlich für Deutsche, bei denen Unklarheit als „Tiefe" empfunden wird. Die Männlichkeit und Strenge einer logischen Entwicklung war ihm versagt: aber er fand „Wirkungsvolleres"! „Die Musik, hat er gelehrt, ist immer nur ein Mittel: der Zweck ist das Drama." Das Drama? Im Grunde sogar die Attitüde! — so wenigstens verstand es Wagner bei sich selber.

IX.

Man sehe nur unsre Frauen an, wenn sie „wagnetisirt“ sind: welche „Unfreiheit des Willens“! Welcher Fatalismus im erlöschenden Blicke! Welches Geschehenlassen, Über-sich-ergehen-lassen! Vielleicht ahnen sie sogar, daß sie, in diesem Zustande des „ausgehängten“ Willens, einen Zauber und Reiz mehr für manche Art Männer haben? —: welcher Grund mehr zur Anbetung ihres Cagliostro und Wundermannes! Bei den eigentlichen „Mänaden“ der Wagner-Anbetung darf man unbedenklich sogar auf Hysterie und Krankheit schließen; irgend Etwas ist in ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung; oder es fehlt an Kindern, oder, im erträglichsten Falle, an Männern.

X.

Etwas anders mag es mit den Wagnerischen Jünglingen bestellt sein: es ist vielleicht gerade die Freiheit des Willens, des Wagnerischen Willens, welche sie aus seiner vieldeutigen Kunst herauslesen; — und im Ganzen mag es das Gleiche sein, was gegen 1828 die leidenschaftlichen Jünger Victor Hugo's an ihrem Abgott ehrten und anbeteten. Diese Wagnerischen Jünglinge, in deren Glanz und jugendlichen Tugenden augenblicklich das Bild Wagner's selbst noch leuchtet, verehren in ihm den Meister großer Worte und Gebärden — Wagner's Musik ist immer Gebärde —, den Fürsprecher aller schwellenden Gefühle, aller erhabenen Begierden, sodann den wagenden Neuerer und Kettenlöser im Kampfe und Gegensatze zur älteren, strengeren, vielleicht beschränkteren Kunstschulung, den Eröffner neuer Zugänge, neuer Ausblicke, neuer Fernen, neuer Tiefen und Höhen der Kunst, endlich, und nicht am wenigsten: diese deutsche Jugend ver-

ehrt in Wagner einen Befehlshaber, Einen, der die Fähigkeit hat, zu commandiren, auf sich allein zu stehen, auf sich allein zurückzuweisen, hartnäckig zu sich selber Ja zu sagen, und immer im Namen des „auserwählten Volks", der Deutschen! — kurz, das Volkstribunenhafte und Demagogische dieses Künstlers, das in seiner Natur lag; denn auch Wagner gehört zu den Demagogen der Kunst, die auf die Instinkte der Massen zu wirken wissen und eben damit auch die Instinkte solcher Jünglinge verführen, deren Begierde auf Macht gerichtet ist. Von welchem schlechten, ja abscheulichen Geschmack diese ganze „Selbst-in-Scene-Setzung" Wagner's ist, davon sehen solche begeisterte Jünglinge noch Nichts: die Jugend hat einmal das Recht zum schlechten Geschmack, — es ist ihr Recht. Will man aber kennen lernen, wohin die Unschuld und die unbedenkliche Bereitwilligkeit von Jünglingen durch einen alten umgetriebenen Rattenfänger des Geistes geführt und verführt werden kann, so werfe man einen Blick auf jenen litterarischen Sumpf, aus welchem zuletzt der altgewordene Meister mit seinen „Jungen" zu singen liebt (ist „Singen" das rechte Wort?) — ich meine die übel berufenen „Bayreuther Blätter". Das ist wirklich ein Sumpf: Anmaßung, Deutschthümelei und Begriffs-Wirrwarr im trübsten Durcheinander, ein unausstehlicher Zucker „süßesten" Mitleidens darüber gegossen, dazwischen die nur theoretische Zuneigung zu grünen Gemüsen und eine zweckbewußte Rührseligkeit zu Gunsten der Thiere, dicht neben dem ungeschminkten, echten und gründlichen, auch durchaus untheoretischen Hasse auf die Wissenschaft, und überhaupt der Verhöhnung und Verunglimpfung alles Dessen, was Wagnern im Wege steht und stand, — wie stand seinem Einflusse die vornehmere Natur Mendelssohn's, die reinere Natur

Schumann's im Wege! — dabei ein kluges Ausschielen nach neuen Hülfstruppen, ein „Entgegenkommen“ nach der Seite mächtiger Parteien hin, zum Beispiel das vollends unsaubere Spielen und Äugeln mit christlichen Symbolen, — Wagner, der alte Atheist, Antinomist und Immoralist, ruft sogar einmal salbungsvoll das „Blut des Erlösers“ an! — im Ganzen die Unbescheidenheit eines dick-umräucherten Oberpriesters, der über alle erdenklichen, gerade ihm gänzlich entzogenen und verbotenen Bereiche des Denkens seine dunklen Gefühle wie Offenbarungen verlautbart; und dies in einem Deutsch, einem eigentlichen Sumpf-Deutsch der Unklarheit und Übertreibung, wie es vielleicht selbst von den Deutsch-feindlichsten Schülern Hegel's nicht erreicht worden ist!

Was aber die Musik betrifft, die zu diesem Deutsch gehört, die Musik des „letzten Wagner“: so mögen ein paar Reime verrathen, welche Gefährlichkeit dieser Parsifal-Musik innewohnt.

— Ist Das noch deutsch? —
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Entfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Händespreizen,
Dies weihrauch-düftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stocken, Stürzen, Taumeln,
Dies ungewisse Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Äugeln, Ave-Glocken-Bimmeln,
Dies ganze falsch verzückte Himmel-Überhimmeln?
— Ist Das noch deutsch? —
Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte: —
Denn, was ihr hört, ist Rom, — **Rom's Glaube ohne Worte!**

XI.

— Dieser **letzte** Wagner, im Grunde ein zerbrochner und überwundener Mensch, der aber die große Schau-

spielerei seines Lebens auf die Spitze brachte, dieser Wagner, der zuletzt gar noch von den „Entzückungen" sprach, die er dem protestantischen Abendmahle abzugewinnen wisse, während er zu gleicher Zeit mit seiner Parsifal-Musik allem eigentlich Römischen die Hände entgegenstreckte: dieser überallhin sich anbietende Schmeichler aller deutschen Eitelkeiten, Unklarheiten und Anmaßungen, — dieser letzte Wagner sollte der letzte und höchste Gipfel unsrer Musik und der Ausdruck der endlich erreichten Synthesis der „deutschen Seele" sein, der Deutsche selber? — Es war im Sommer 1876, daß ich diesem Glauben bei mir abschwor; und damit begann jene Bewegung des deutschen Gewissens, von der sich heute immer ernstere, immer deutlichere Zeichen zu erkennen geben, — und der Rückgang der Wagnerei!

XII.

Zur Rangordnung. — Vielleicht, daß heute bereits verrathen werden kann, wohin Richard Wagner gehört: nämlich nicht in die große Reihe der Eigentlichen und Echten höchsten Ranges, nicht an diesen olympischen „Hof der Höfe", von wo aus man vielmehr verwundert und mit heiterer Kälte dergleichen ehrgeizige schwitzende Plebejer heranstürmen sieht, welche zu glauben scheinen, daß der „gute Wille" und jener „Schweiß vor der Tugend", von dem mit bäurischem Ungeschmack der griechische Bauer und Dichter Hesiod gesprochen hat, bereits ausreiche, die ewige unverrückbare Rangordnung der Seelen umzuwerfen, — oder gar „der unzufriedne Geist, der stets auf Neues sinnt", welchen Wagner als seinen Dämon in Anspruch genommen hat. Vielmehr gebührt Wagner ein ganz anderer Rang und eine ganz andere Ehre — und in der That keine kleine und gemeine:

Wagner ist eines von jenen drei Schauspieler-Genie's der Kunst, von welchen die Menge in diesem Jahrhundert — und es ist ja das „Jahrhundert der Menge"! — erst den Begriff „Künstler" zu lernen hatte: ich meine jene drei wunderlichen und gefährlichen Menschen — Paganini, Liszt und vielleicht, in einem beträchtlichen Theile seiner Natur, eben auch Wagner —, welche ebensosehr zum „Nachmachen" als zum Erfinden, zum Schaffen in der Kunst des Nachmachens selber vorherbestimmt waren, und deren Instinkt Alles errathen hat, was zum Zweck des Vortrags, des Ausdrucks, der Wirkung, der Bezauberung, der Verführung ausfindig und ausgiebig gemacht werden kann. Als dämonische Mittler und Kunst-Interpreten wurden sie — und sind sie heute die Meister aller Künstler der Interpretation überhaupt: Jedermann in diesen Kreisen hat von ihnen gelernt; — unter Schauspielern und ausübenden Spielleuten jeder Art wird man deshalb auch den Herd und insgleichen die Herkunft des eigentlichen „Wagner-Cultus" zu suchen haben. Abgesehen aber von diesen Kreisen, denen man alles Recht zu ihrem Glauben und Aberglauben zusprechen darf, und im Hinblick auf die gesammte Erscheinung jener drei Schauspieler-Genie's und ihren geheimsten und allgemeinsten Sinn, komme ich bei mir nicht darüber hinweg, immer dieselbe Frage wieder aufzuwerfen: Was sich in jenen Dreien scheinbar neu ausdrückt, ist das vielleicht doch nur der alte und ewige „Cagliostro", nur neu verkleidet, neu in Scene gesetzt, „in Musik gesetzt", in Religion gesetzt, — wie es dem Geschmack des neuen Jahrhunderts — dem Jahrhundert der Menge, wie gesagt, — am besten entsprechen mag? Also nicht mehr wie der letzte Cagliostro als der Verführer einer vornehmen und ermüdeten Cultur, sondern — als dema-

gogischer Cagliostro? — Und unsre Musik, mit deren Hülfe hier „gezaubert“ wird: — was, ich bitte und frage euch, bedeutet diese Musik?

---

c) Anderweitige Vorstufen zum „Fall Wagner“.

309.

— „Also mein Freund: man wird es seinem Urtheile anmerken, selbst wenn man demselben nicht beipflichtet, daß er Wagner sehr geliebt hat: denn ein Gegner nimmt seinen Gegenstand niemals so tief. Es ist kein Zweifel, daß indem er an Wagner leidet, er auch mit Wagner leidet.“

310.

Ich habe mir lange Zeit die allerbeste Mühe gegeben, in Richard Wagner eine Art von Cagliostro zu sehen: man vergebe mir diesen nicht unbedenklichen Einfall, der zum Mindesten nicht vom Haß und der Abneigung eingegeben ist, sondern von der Bezauberung, welche dieser unvergleichliche Mensch auch auf mich ausgeübt hat: hinzugerechnet, daß nach meiner Beobachtung die wirklichen „Genie's“, die Echten höchsten Ranges, allesammt nicht dergestalt „bezaubern“, sodaß „das Genie“ allein mir nicht zur Erklärung jenes geheimnißvollen Einflusses auszureichen schien.

311.

Man gestehe es sich doch ein: wie viel Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch jener

hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu Hause: man frage nur die Irrenärzte —; und nirgendswo werden einmal die hypnotisirenden Griffe und Hand-Auflegungen, mit denen unser musikalischer Magus und Cagliostro seine Weiblein zur wollüstigen Nachtwandelei mit offnen Augen und geschlossnem Verstande zwingt und überredet, so gut verstanden werden, als unter Pariserinnen. Die Nähe von krankhaften Begierden, die Brunst rasend gewordener Sinne, über welche der Blick durch Dünste und Schleier des Übersinnlichen auf gefährliche Weise getäuscht wird: wohin gehört das mehr, als in die Romantik der französischen Seele? Hier wirkt ein Zauber, der unvermeidlich einmal noch die Pariser zu Wagner bekehren wird. — Wagner aber soll durchaus der eigentlich deutsche Künstler sein: so dekretirt man heute in Deutschland, so verehrt man ihn, in einer Zeit, welche wieder einmal die prahlerische Deutschthümelei auf die Höhe bringt. Diesen „eigentlich deutschen“ Wagner giebt es gar nicht: ich vermuthe, der ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit diesem Dekrete selbst verherrlichen wollen. Daß irgend Etwas an Wagner deutsch sein mag, ist wahrscheinlich: aber was? Vielleicht nur der Grad, nicht die Qualität seines Wollens und Könnens? Vielleicht nur, daß er alles stärker, reicher, verwegener, härter gemacht hat, als es irgend ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts machen könnte? Daß er gegen sich selber strenger und den längsten Theil seines Lebens in deutscher Weise, auf eigne Faust, als unerbittlicher Atheist, Antinomist und Immoralist gelebt hat? Daß er die Figur eines sehr freien Menschen, des Siegfried, erdichtete, welche in der That zu frei, zu hart, zu wohl-

gemuth, zu unchristlich für den lateinischen Geschmack sein mag? — Freilich hat er auch diese Sünde wider die französische Romantik am Ende wieder quitt zu machen gewußt: der letzte Wagner in seinen alten Tagen ist mit seiner Siegfried-Karikatur, ich meine mit seinem Parsifal, nicht nur dem romanischen, sondern geradezu dem römisch-katholischen Geschmack entgegengekommen: bis er zuletzt gar noch mit einer Kniebeugung vor dem Kreuze und mit einem nicht unberedten Durste nach „dem Blute des Erlösers" Abschied genommen hat! Auch von sich selber! Denn es gehört bei altgewordnen Romantikern zur leidigen Regel, daß sie am Schluß ihres Lebens sich selber „verleugnen" und verkennen und ihr Leben — durchstreichen! —

312.

Der Rückschluß vom Werk auf den Schöpfer: die furchtbare Frage, ob die Fülle oder die Entbehrung, der Wahnsinn des Entbehrens zum Schaffen drängt: der plötzliche Blick dafür, daß jedes romantische Ideal eine Selbst-Flucht, eine Selbst-Verachtung und Selbst-Verurtheilung Dessen ist, der es erfindet.

Es ist zuletzt eine Sache der Kraft: diese ganze romantische Kunst könnte von einem überreichen und willensmächtigen Künstler ganz in's Antiromantische oder — um meine Formel zu brauchen — in's Dionysische umgebogen werden: ebenso wie jede Art Pessimismus und Nihilismus in der Hand des Stärksten nur ein Hammer und Werkzeug mehr wird, mit dem eine neue Treppe zum Glück gebaut wird.

Ich erkannte mit Einem Blick, daß Wagner zwar sein Ziel erreicht, aber nur so wie Napoleon sein Moskau

erreicht hatte, — an jeder Etappe war so viel verloren, unersetzbar verloren, daß gerade am Ende des ganzen Aufmarsches und scheinbar im Augenblick des Siegs, das Schicksal schon entschieden war. Verhängnißvoll die Schlußverse Brünnhilde's (zweite Variante). So kam Napoleon nach Moskau (Richard Wagner nach Bayreuth).

Sich mit keinen krankhaften und von vornherein besiegten Mächten verbünden! —

Hätte ich nur mir selber mehr getraut! —

Mir hat die Wagner'sche Unfähigkeit, zu gehn (noch mehr: zu tanzen, — und ohne Tanz giebt es für mich keine Erhebung und Seligkeit) immer Noth gemacht.

Das Verlangen nach vollständigen Passionen ist verrätherisch: wer ihrer fähig ist, verlangt den Zauber des Gegentheils, d. h. der Skepsis.

313.

Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst Jemand; und hätte er zuletzt nicht den schlechten Geschmack — oder die traurige Nöthigung — gehabt, mit einer mir unmöglichen Qualität von „Geistern" gemeinsame Sache zu machen, mit seinen Anhängern, den Wagnerianern, so hätte ich keinen Grund gehabt, ihm schon bei seinen Lebzeiten Lebewohl zu sagen, ihm, dem Tiefsten und Kühnsten, auch Verkanntesten aller Schwer-zu-Erkennenden von heute, dem begegnet zu sein meiner Erkenntniß mehr als irgend eine andre Begegnung förderlich gewesen ist, — vorangestellt, was voransteht: daß seine Sache und meine Sache nicht verwechselt werden wollte und daß es ein gutes Stück Selbst-Überwindung bedurfte, ehe ich dergestalt „Sein" und „Mein" mit gebührendem Schnitte zu trennen lernte.

Daß ich über das außerordentliche Problem des Schauspielers zur Besinnung gekommen bin — ein Problem, das mir vielleicht ferner liegt als irgend ein anderes, aus einem schwer aussprechbaren Grunde —, daß ich den Schauspieler im Grunde jedes Künstlers entdeckte und wiedererkannte, das Typisch-Künstlerhafte, dazu bedurfte es der Berührung mit jenem Manne. Es scheint mir, daß ich vom Künstler und Schauspieler höher und — schlimmer denke, als frühere Philosophen. Die Verbesserung des Theaters geht mich wenig an, seine „Verkirchlichung" noch weniger: die eigentliche Wagner'sche Musik gehört mir nicht genug zu, — ich würde sie zu meinem Glücke und zu meiner Gesundheit entbehren können (quod erat demonstrandum et demonstratum).

314.

Ein Zeitalter der Demokratie treibt den Schauspieler auf die Höhe, — in Athen ebenso wie heute. Richard Wagner hat bisher Alles darin überboten und einen hohen Begriff vom Schauspieler erweckt, der Schauder machen kann. Musik, Poesie, Religion, Cultur, Buch, Familie, Vaterland, Verkehr — Alles vorerst Kunst, will sagen Bühnen-Attitüde!

315.

Die Malerei an Stelle der Logik, die Einzel-Beobachtung, der Plan, das Überwiegen des Vordergrundes, der tausend Einzelheiten — alles schmeckt nach den Bedürfnissen nervöser Menschen, bei Richard Wagner wie bei den Goncourts. Richard Wagner gehört in die französische Bewegung: Helden und Monstra, extreme Passion und dabei lauter Einzelheiten, momentaner Schauder.

316.

Hier sind die zwei Formeln, aus denen ich das Phänomen Wagner begreife.

Die eine heißt:

Die Prinzipien und Praktiken Wagner's sind allesammt zurückführbar auf physiologische Nothstände: sie sind deren Ausdruck („Hysterismus“ als Musik).

Die andere heißt:

Die schädliche Wirkung der Wagner'schen Kunst beweist deren tiefe organische Gebrechlichkeit, deren Corruption. Das Vollkommene macht gesund; das Kranke macht krank. Die physiologischen Nothstände, in die Wagner seine Hörer versetzt (unregelmäßiges Athmen, Störung des Blutumlaufs, extreme Irritabilität mit plötzlichem Coma) enthalten eine Widerlegung seiner Kunst.

Mit diesen zwei Formeln ist nur die Folgerung jenes allgemeinen Satzes gezogen, der für mich das Fundament aller Ästhetik abgiebt: daß die ästhetischen Werthe auf biologischen Werthen ruhen, daß die ästhetischen Wohlgefühle biologische Wohlgefühle sind.

317.

Wagner, im Banne einer unglaubwürdig krankhaften Sexualität, wußte nur zu gut, was ein Künstler damit einbüßt, daß er vor sich die Freiheit, die Achtung verliert. Er ist verurtheilt, Schauspieler zu sein. Seine Kunst selbst wird ihm zum beständigen Fluchtversuch, zum Mittel des Sich-Vergessens, des Sich-Betäubens, — es verändert, es bestimmt zuletzt den Charakter seiner Kunst. Ein solcher „Unfreier“ hat eine Haschisch-Welt

nöthig, fremde, schwere, einhüllende Dünste, alle Art Exotismus und Symbolismus des Ideals, nur um seine Realität einmal loszusein, — er hat Wagner'sche Musik nöthig ... Eine gewisse Katholizität des Ideals vor Allem ist bei einem Künstler beinahe der Beweis von Selbstverachtung, von „Sumpf": der Fall Baudelaire's in Frankreich, der Fall Edgar Allan Poe's in Amerika, der Fall Wagner's in Deutschland. — Habe ich noch zu sagen, daß Wagner seiner Sinnlichkeit auch seinen Erfolg verdankt? daß seine Musik die untersten Instinkte zu sich, zu Wagner überredet? daß jener heilige Begriffs-Dunst von Ideal, von Drei-Achtel-Katholizismus eine Kunst der Verführung mehr ist? (— er erlaubt, unwissend, unschuldig, christlich „den Zauber" auf sich wirken zu lassen . . .). Wer wagte das Wort, das eigentliche Wort für die ardeurs der Tristan-Musik? Ich ziehe Handschuhe an, wenn ich die Partitur des Tristan lese . . . Die immer mehr um sich greifende Wagnerei ist eine leichtere Sinnlichkeits-Epidemie, die „es nicht weiß"; gegen Wagner'sche Musik halte ich jede Vorsicht für geboten. —

318.

Das hysterisch-heroische Weib, das Richard Wagner erfunden und in Musik gesetzt hat, ist ein Zwittergebilde zweideutigsten Geschmacks. Daß dieser Typus selbst in Deutschland nicht gänzlich degoutirt hat, hat darin seinen Grund (wenn auch durchaus noch nicht sein Recht), daß bereits ein unvergleichlich größerer Dichter als Wagner, der edle Heinrich von Kleist, ihm daselbst die Fürsprache des Genie's gegeben hatte. Ich bin fern davon, Wagner selbst hier abhängig von Kleist zu denken: Elsa, Senta,

Isolde, Brünnhilde, Kundry sind vielmehr Kinder der französischen Romantik.

319.

Wagner's Helden ganz moderne Typen der Degenerescenz, seine Heldinnen hysterisch-hypnotisch. Wagner ist hier Kenner, er ist hier naturwahr bis zum Peinlichen, — seine Musik ist vor Allem eine psychologisch-physiologische Analyse kranker Zustände und für Zukunfts-Psychologen vielleicht interessanter als Analyse, als in Hinsicht der Musik. Daß die lieben Deutschen dabei von Urgefühlen germanischer Tüchtigkeit und Kraft zu schwärmen verstehen, gehört zu den scherzhaften Anzeichen der psychologischen Cultur der Deutschen: — wir Anderen sind bei Wagner'scher Musik im Hospital und, nochmals gesagt, sehr interessirt.

320.

Mit dieser schlechtesten aller möglichen schlechten Musik, mit dieser von Takt zu Takt vorwärts abenteuernden Unruhe und Unform, welche Leidenschaft bedeuten will und in Wahrheit die niedrigste Stufe der ästhetischen Verrohung ist, habe ich kein Erbarmen: hier muß man ein Ende machen.

321.

Unter Musikern: — „Wir sind späte Musiker. Eine ungeheure Vergangenheit ist in uns vererbt. Unser Gedächtniß citirt beständig. Wir dürfen unter uns auf eine fast gelehrte Weise anspielen: wir verstehn uns schon. Auch unsre Zuhörer lieben es, daß wir anspielen: es schmeichelt ihnen, sie fühlen sich dabei gelehrt."

322.

Die intellektuelle Charakterlosigkeit. — Als Richard Wagner mir gar von dem Genusse zu sprechen begann, den er dem christlichen Abendmahle (dem protestantischen) abzugewinnen wisse, da war es aus mit meiner Geduld. Er war ein großer Schauspieler: aber ohne Halt und inwendig die Beute von allen Sachen, welche stark berauschen. Er hat alle Wandlungen durchgemacht, welche die guten Deutschen seit den Tagen der Romantik durchgemacht haben: Wolfsschlucht und Euryanthe, Schauer-Hoffmann, dann „Emanzipation des Fleisches" und Durst nach Paris, dann den Geschmack für große Oper, für Meyerbeer'sche und Bellini'sche Musik, Volkstribune, später Feuerbach und Hegel (— die Musik sollte aus der „Unbewußtheit" heraus), dann die Revolution, dann die Enttäuschung, und Schopenhauer, und eine Annäherung an deutsche Fürsten, dann Huldigungen vor Kaiser und Reich und Heer, dann auch vor dem Christenthum (welches seit dem letzten Kriege und seinen vielen „Todtenopfern" wieder in Deutschland zum guten Geschmacke gehört —), mit Verwünschungen gegen die „Wissenschaft".

323.

Mit dem Schlusse seines Lebens hat Richard Wagner sich durchgestrichen: unfreiwillig gestand er ein, daß er verzweifelte und sich vor dem Christenthum niederwarf.

Ein Überwundener! — Das ist ein Glück: denn welche Confusion hätte sonst sein Ideal noch hervorgebracht! Die Stellung zum Christenthum entschied mich

— zugleich über allen Schopenhauerianismus und den Pessimismus.

Wagner hat vollkommen Recht, wenn er sich vor jedem tiefen Christen in den Staub wirft: nur soll er sich nicht beikommen lassen, die ihm überlegnen höheren Naturen zu seiner Attitüde herabzuziehn!

Sein Intellekt, ohne Strenge und Zucht, war sklavisch an Schopenhauer gebunden: gut!

324.

Was Richard Wagner betrifft, so gab es einen Augenblick meines Lebens, wo ich ihn mit Heftigkeit von mir stieß. Weg von mir! — das schrie ich. Diese Art Künstler ist gerade darin unzuverlässig, wo ich keinen Spaß verstehe. Er versuchte sich mit dem bestehenden Christenthum zu „arrangiren“, indem er die linke Hand dem protestantischen Abendmahle entgegenstreckte — er hat mir von den Entzückungen gesprochen, die er dieser Mahlzeit abzugewinnen wisse —, die rechte Hand aber zu gleicher Zeit der katholischen Kirche: er bot ihr seinen „Parsifal“ an und gab sich für Alle, die Ohren haben, als „Römling“ in partibus infidelium zu erkennen.

325.

Das Lästigste, was die Schriften unklarer, schlecht geschulter, unphilologischer Geister an sich haben, ist noch nicht einmal ihre mangelhafte Schlußfähigkeit und der unfeste, wackelnde Gang ihrer Logik, zum Beispiel bei Richard Wagner oder bei Victor Hugo oder bei der George Sand. Es ist die Unfestigkeit der Begriffe selber, für welche sie sich der Worte bedienen: diese Menschen

haben nur ungestaltete, schwimmende Kleckse von Begriffen im Kopfe. — Den guten Autor aber zeichnet nicht nur die Kraft und Bündigkeit seiner Satzform aus: sondern man erräth, man riecht, falls man der Mensch feiner Nüstern ist, daß ein solcher Schriftsteller sich beständig zwingt und übt, vorerst seine Begriffe auf strenge Weise festzustellen und fester zu machen (also mit seinen Worten eindeutige Begriffe zu verbinden) und, bevor das nicht gethan ist, nicht schreiben mag! — Übrigens giebt es manche Zauber auch im Unsicheren, Dämmernden, Halblichten: so wirkte vielleicht Hegel auf das Ausland am meisten durch seine Kunst, in der Weise eines Betrunkenen von den allernüchternsten und kältesten Dingen zu reden. Dies war wirklich in dem großen Reiche der Berauschungen eine der seltsamsten, die je erfunden wurden, — und recht eigentlich eine Sache der deutschen Genialität! Denn wir haben, wohin nur Deutsche und deutsche „Tugenden“ gedrungen sind, überall auch die Lust und Begierde der groben und feinen Alkoholika hingetragen und mitgebracht. — Vielleicht gehört hierhin auch die berückende Gewalt unsrer deutschen Musik.

326.

Wagner's Stil hat auch seine Jünger angesteckt: das Deutsch der Wagnerianer ist der verblümteste Unsinn, der seit Schelling's Zeit geschrieben worden ist. Wagner selbst gehört als Stilist noch in jene Bewegung, gegen die Schopenhauer seinen Zorn ausgelassen hat: — und der Humor kommt auf die Spitze, wenn er sich als „Retter der deutschen Sprache“ gegen die Juden aufspielt. — Um den Geschmack dieser Jünger zu zeichnen,

gestatte ich mir ein einziges Beispiel. Der König von Bayern sagte einmal zu Wagner: „Also Sie mögen die Weiber auch nicht? — sie sind so langweilig!“ . . . Nohl (der Verfasser eines in sechs Sprachen übersetzten „Leben Wagner's“) findet diese Meinung „jugendlich umfangen“!

327.

F. A. Lange: „Liegt etwa die Begreiflichkeit der Dinge darin, daß man von seinem Verstand grundsätzlich nur einen mittelmäßigen Gebrauch macht?“ (Gegen die Bayreuther.)

328.

Wenn man von der Musik die dramatische Musik abrechnet, bleibt der guten Musik immer noch genug übrig.

329.

Wagner vor allen Dingen tüchtig zusammenstreichen, sodaß drei Viertel übrig bleibt: vor Allem sein Recitativ, das den Geduldigsten zur Verzweiflung bringt . . . Es ist ein bloßer Ehrgeiz Wagner's, seine Werke als nothwendig bis in's Kleine und Einzelne zu lehren . . . Das Gegentheil ist wahr: es ist des Überflüssigen, Willkürlichen, Entbehrlichen viel zu viel! . . . Es fehlt ihm die Fähigkeit selbst der Nothwendigkeit: wie sollte er sie uns auferlegen können!

330.

Was allein kann uns wiederherstellen? — Der Anblick des Vollkommenen.

---

d) Dichter und Schriftsteller.

331.

Das ungeheure Genießen des Menschen und der Gesellschaft im Zeitalter Ludwig's XIV. machte, daß der Mensch in der Natur sich langweilte und verödet fühlte. Am peinlichsten war die öde Natur, das Hochgebirge.

Die Preciösen wollten den Geist, mindestens den esprit in die Liebe bringen: — Symptom eines ungeheuren Genusses am Geiste (dem hellen, distinguirenden, wie zur Zeit der Perserkriege).

Die künstlichsten Formen (Ronsard, selbst die Skandinavier) machen die größte Freude bei sehr saftigen und kräftigen sinnlichen Naturen: es ist ihre Selbst-Überwindung. Auch die künstlichste Moral.

Unsre Menschen wollen hart, fatalistisch, Zerstörer der Illusionen sein, — Begierde schwacher und zärtlicher Menschen: welche das Formlose, Barbarische, Form-Zerstörende goutiren (z. B. die „unendliche Melodie“ — Raffinement der deutschen Musiker). Der Pessimismus und die Brutalität als Reizmittel unsrer Preciösen.

332.

Wer als Dichter mit baarem Golde zahlen will, muß mit seinen Erlebnissen zahlen: deshalb verbittet sich aber der Dichter seine nächsten Freunde als Interpreten, — sie errathen, indem sie zurückrathen. Aber sie sollten bewundern, wohinaus einer kommt, auf dem Wege

seiner Leiden, — sie sollten vorwärts und hinauf blicken lernen, und nicht zurück, hinab —

333.

Die Erklärer von Dichtern mißverstehen, daß der Dichter Beides hat, die Realität und die Symbolik. Ebenso den ersten und den zweiten Sinn eines Ganzen. Ebenso Lust an dem Schillernden, Zwei-, Dreideutigen, auch die Kehrseite ist gut.

334.

Deutschland hat nur Einen Dichter hervorgebracht, außer Goethe: das ist Heinrich Heine — und der ist noch dazu ein Jude. Aber in Frankreich ebenso wie in Italien, Spanien und England und wo man nur — —; er hatte den feinsten Instinkt für die blaue Blume „deutsch", freilich auch für den grauen Esel „deutsch". Die Pariser behaupten außerdem, daß er mit zwei anderen Nicht-Parisern die Quintessenz des Pariser Geistes darstelle.

335.

Jude. — Ich hebe mit Auszeichnung Siegfried Lipiner hervor, einen polnischen Juden, der die mannichfaltigen Formen der europäischen Lyrik auf das Zierlichste nachzubilden versteht, — „beinahe echt", wie ein Goldschmied sagen würde —.

336.

Nachahmung — als Talent des Juden. „Sich anpassen an Formen" — daher Schauspieler, daher Dichter wie Heine und Lipiner.

337.

Für die stete Wiederholung — ◡ — ◡ u. s. w., den Rhythmus der Reim-Dichtung, sind wir musikalisch zu anspruchsvoll (vom mißverstandenen Hexameter noch abgesehen!). Wie wohl thut uns schon die Form Platen's und Hölderlin's! Aber viel zu streng für uns! Das Spiel mit den verschiedensten Metren und zeitweilig das Unmetrische ist das Rechte: die Freiheit, die wir bereits in der Musik, durch Richard Wagner, erlangt haben, dürfen wir uns wohl für die Poesie nehmen! Zuletzt: es ist die einzige, die stark zu Herzen redet! — dank Luther!

338.

Unter Künstlern der Zukunft. — Ich sehe hier einen Musiker, der die Sprache Rossini's und Mozart's wie seine Muttersprache redet, jene zärtliche, tolle, bald zu weiche, bald zu lärmende Volkssprache der Musik mit ihrer schelmischen Indulgenz gegen Alles, auch gegen das „Gemeine", — welcher sich aber dabei ein Lächeln entschlüpfen läßt, das Lächeln des Verwöhnten, Raffinirten, Spätgeborenen, der sich zugleich aus Herzensgrunde beständig noch über die gute alte Zeit und ihre sehr gute, sehr alte, altmodische Musik lustig macht: aber ein Lächeln voll Liebe, voll Rührung selbst . . . Wie? ist das nicht die beste Stellung, die wir heute zum Vergangnen überhaupt haben können, — auf diese Weise dankbar zurückblicken und es selbst „den Alten" nachmachen, mit viel Lust und Liebe für die ganze großväterliche Ehrbarkeit und Unehrbarkeit, aus der wir herstammen, und ebenso mit jenem sublimen Körnchen eingemischter Verachtung, ohne welches alle Liebe zu schnell

verdirbt und modrig wird, „dumm“ wird .... Vielleicht dürfte man sich etwas Ähnliches auch für die Welt des Worts versprechen und ausdenken: nämlich daß einmal ein verwegener Dichter-Philosoph käme, raffinirt und „spätgeboren“ bis zum Exzeß, aber befähigt, die Sprache der Volks-Moralisten und heiligen Männer von Ehedem zu reden, und dies so unbefangen, so ursprünglich, so begeistert, so lustig-geradewegs, als wenn er selbst einer der „Primitiven“ wäre; Dem aber, der Ohren noch hinter seinen Ohren hat, einen Genuß ohne Gleichen bietend, nämlich zu hören und zu wissen, was da eigentlich geschieht, — wie hier die gottloseste und unheiligste Form des modernen Gedankens beständig in die Gefühlssprache der Unschuld und Vorwelt zurückübersetzt wird, und in diesem Wissen den ganzen heimlichen Triumph des übermüthigen Reiters mitzukosten, der diese Schwïerigkeit, diesen Verhau vor sich aufthürmte und über die Unmöglichkeit selbst hinweggesetzt ist. —

339.

Die Sprache Luther's und die poetische Form der Bibel als Grundlage einer neuen deutschen Poesie: — das ist meine Erfindung! Das Antikisiren, das Reim-Wesen — alles falsch und redet nicht tief genug zu uns: oder gar der Stabreim Wagner's!

340.

Es giebt eine große Litteratur der Verleumdung des Lebens (zu der das neue Testament gehört; die Kirchenväter; die imitatio Christi; Pascal; Schopenhauer), der auch eine Kunst der Verleumdung sekundirt (zu letzterer gehört z. B. Wagner's Parsifal).

341.

Wie verstehe ich es, daß Epikur bei Tische sich die ästhetischen Gespräche verbat! — er dachte zu gut vom Essen und von den Dichtern, als daß er das Eine zur Zukost des Andern machen wollte!

342.

„Hungriger Männer Schnack ist langweilig.“

343.

Petronius: hellster Himmel, trockne Luft, presto der Bewegung: kein Gott, der im Miste liegt; nichts Unendliches, nichts Lüstern-Heiliges, Nichts vom Schweine des St. Antonius. Wohlwollender Hohn; echter Epikureismus.

344.

Derbheit und Delikatesse zusammen bei Petronius, auch bei Horaz: mir am angenehmsten. Es gehört zum griechischen Geschmack. Homer war den Menschen um La Rochefoucauld herum zu derb, sie konnten das Triviale nicht genießen. Sie hielten eine gewisse hohe Empfindung bei sich fest, wie jetzt viele Deutsche, und verachteten sich, wenn Etwas wie Genuß an niederen Sphären in ihnen sich regte. Aristophanes ist das Gegenstück: nihil humani — ist antik.

345.

„Man ist erstaunt über das viele Zögern und Zaudern in der Argumentation des Montaigne. Aber auf

den Index im Vatikan gesetzt, allen Parteien längst verdächtig, setzt er vielleicht freiwillig seiner gefährlichen Toleranz, seiner verleumdeten Unparteilichkeit, die Sordinen einer Art Frage auf. Das war schon viel in seiner Zeit: Humanität, welche zweifelt" ...

346.

Montaigne, als Schriftsteller, ist oft „auf dem Gipfel der Vollkommenheit durch Lebhaftigkeit, Jugend und Kraft. Il a la grâce des jeunes animaux puissants — L'admirable vivacité et l'étrange énergie de sa langue. Er gleicht Lucrez pour cette jeunesse virile.. „Un jeune chêne tout plein de sève, d'un bois dur et avec la grâce des premières années." (Doudan.)

347.

Diderot zeigte sich, nach Goethe's Urtheil, wahrhaft deutsch (Saint-Ogan p. 248) in Allem, was die Franzosen tadelten. Aber auch die Neapolitaner, nach Galiani, acceptirten seinen Geschmack vollständig.

Baudelaire, von deutschem Geschmack, wenn ihn irgend ein Pariser haben kann, empfindet deutsch, wenn er Victor Hugo nicht aushält und ihn einen „Esel von Genie" nennt.

348.

Die Italiener allein in der blutigen Satire echt und ursprünglich. Von Buratti an, der dem Genie Byron's die entscheidende Wendung gab. Selbst an Carducci ist Nichts, was nicht Deutsche oder Franzosen besser gemacht hätten.

349.

Die paar guten Bücher, die von diesem Jahrhundert übrig bleiben werden, richtiger: die mit ihren Ästen über dies Jahrhundert hinweg reichen, als Bäume, welche nicht in ihm ihre Wurzeln haben — ich meine das Mémorial von St. Helena und Goethe's Gespräche mit Eckermann.

350.

Auch heute noch ist die feinste und weiteste Cultur des europäischen Geistes unter Franzosen und in Paris zu finden: aber man muß gut zu suchen verstehn. Diese Ausgesuchten halten sich jetzt verborgener als je; sie haben sich mit stiller Wuth von allen Geschmacks-Bewegungen der Masse gelöst und sind vor der „rasenden Dummheit“ des demokratischen bourgeois in schwerzugängliche Winkel geflüchtet. Diese gegenwärtigen Aristokraten des französischen Geistes, eine zarte Art von Menschen, welche nicht gerade auf den kräftigsten Beinen steht und auch der Zahl nach gering sein mag, — sie insgesammt erkennen als ihre Vorfahren und Meister etwa folgende höhere Geister an. Vorerst Stendhal, das letzte große Ereigniß des französischen Geistes, der mit einem Napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschirt ist und zuletzt sich allein fand — schauerlich allein: denn es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahe zu kommen. Jetzt wie gesagt commandirt er, ein Befehlshaber für die Ausgewähltesten; und wer mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker beinahe aus Ekel, Räthselrather und Freund der Sphinx gleich jedem geborenen Europäer, der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm

auch darin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten, welche die große Leidenschaft hat, stehen zu bleiben! Diese Noblesse des Schweigen-könnens, Stehen-bleiben-könnens hat er z. B. vor Michelet und sonderlich vor den deutschen Gelehrten voraus. — Sein Schüler ist Mérimée, ein vornehmer, zurückgezogener Artist und Verächter jener schwammichten Gefühle, welche ein demokratisches Zeitalter als seine „edelsten Gefühle“ preist, streng gegen sich und voll der härtesten Ansprüche an seine künstlerische Logik, beständig bereit, kleine Schönheiten und Reize einem starken Willen zur Nothwendigkeit zu opfern: — eine echte, wenngleich nicht reiche Seele, in einer unechten und schmutzigen Umgebung, und Pessimist genug, um die Komödie mitspielen zu können, ohne sich zu erbrechen. — Ein andrer Schüler Stendhal's ist Taine, jetzt der erste lebende Historiker Europa's, ein entschlossener und noch in seiner Verzweiflung tapferer Mensch, welchem der Muth so wenig als die Willenskraft unter dem fatalistischen Druck des Wissens in Stücke gegangen ist, ein Denker, welchen weder Condillac in Hinsicht auf Tiefe, noch Hegel in Hinsicht auf Klarheit beeinträchtigt haben, Einer vielmehr, der zu lernen verstand und für lange Zeit verstehen wird zu lehren: — die Franzosen der nächsten Generation haben in ihm ihren geistigen Zuchtmeister. Er vornehmlich ist es, der den Einfluß Renan's und Sainte-Beuve's zurückdrängt, welche beide ungewiß und skeptisch bis auf den letzten Grund ihres Herzens sind: Renan, eine Art katholischer Schleiermacher, süßlich, bonbon, Landschaften und Religionen anempfindend; Sainte-Beuve, ein abgebrannter Dichter, der sich auf die Seelen-Anschnüffelei verlegt und gar zu gern verbergen möchte, daß er weder im Willen, noch in der Philosophie irgend einen Halt hat, ja

sogar, was nach Beidem nicht Wunder nimmt, eines eigentlichen festen Geschmacks in artibus et litteris ermangelt. Zuletzt merkt man ihm die Absicht an, noch aus diesem Mangel eine Art Prinzip und Methode von kritischer Neutralität zu bilden: aber der Verdruß verräth sich zu oft, einmal darüber, daß er in der That für gewisse Bücher und Menschen wirklich einigemale nicht neutral, nämlich begeistert gewesen ist — er möchte diese schrecklichen „petits faits“ aus seinem Leben wegstreichen, weglügen —, sodann aber über das viel unangenehmere grand fait, daß alle großen französischen Menschenkenner auch noch ihren eignen Willen und Charakter im Leibe hatten, von Montaigne, Charron, La Rochefoucauld bis auf Chamfort und Stendhal: — denen allen gegenüber ist Sainte-Beuve nicht ohne Neid und jedenfalls ohne Vorliebe und Vorverständniß. — Viel wohlthätiger, einseitiger, tüchtiger in jedem Sinne ist der Einfluß Flaubert's: mit seinem Übergewicht von Charakter, der sogar die Einsamkeit und den Mißerfolg vertrug — etwas Außerordentliches unter Franzosen —, regiert er augenblicklich in dem Reiche der Roman-Ästhetik und des Stils: — er hat das klingende und bunte Französisch auf die Höhe gebracht. Zwar fehlt auch ihm wie Renan und Sainte-Beuve die philosophische Zucht, insgleichen eine eigentliche Kenntniß der wissenschaftlichen Prozeduren: aber ein tiefes Bedürfniß zur Analyse und sogar zur Gelehrsamkeit hat sich zusammen mit einem instinktiven Pessimismus bei ihm Bahn gebrochen, wunderlich vielleicht, aber kräftig genug, um den gegenwärtigen Romanschriftstellern Frankreichs damit ein Vorbild zu geben. In der That geht auf Flaubert der neue Ehrgeiz der jüngsten Schule zurück, sich in wissenschaftlichen und pessimistischen Attitüden vorzuführen. — Was von Dichtern jetzt in



Frankreich blüht, steht unter Heinrich Heine's und Baudelaire's Einfluß, vielleicht Leconte de Lisle ausgenommen: denn in gleicher Weise wie Schopenhauer jetzt schon mehr in Frankreich geliebt und gelesen wird als in Deutschland, ist auch der Cultus Heinrich Heine's nach Paris übergesiedelt. Was den pessimistischen Baudelaire betrifft, so gehört er zu jenen kaum glaublichen Amphibien, welche ebensosehr deutsch als pariserisch sind; seine Dichtung hat etwas von Dem, was man in Deutschland Gemüth oder „unendliche Melodie" und mitunter auch „Katzenjammer" nennt. Im Übrigen war Baudelaire der Mensch eines vielleicht verdorbenen, aber sehr bestimmten und scharfen, seiner selbst gewissen Geschmackes: damit tyrannisirt er die Ungewissen von Heute. Wenn er seinerzeit der erste Prophet und Fürsprecher Delacroix' war: vielleicht daß er heute der erste „Wagnerianer" von Paris sein würde. Es ist viel Wagner in Baudelaire.

351.

Die Franzosen *tief* artistisch: — das Durchdenken ihrer Cultur, die Consequenz im Durchführen des schönen *Anscheines* — spricht gar nicht gegen ihre *Tiefe* — —

352.

Die Historiker wollen heute zu viel und sündigen allesammt wider den guten Geschmack. Sie drängen sich ein in die Seelen von Menschen, zu deren Rang und in deren Gesellschaft sie nicht gehören. Was hat z. B. so ein schwitzender Plebejer wie Michelet mit Napoleon zu schaffen! (es ist gleichgültig, ob er ihn haßt oder liebt;

aber weil er schwitzt, gehört er nicht in seine Nähe). Was der mittelmäßige, im schlimmsten Sinne elegante Thiers mit demselben Napoleon! Er macht lachen, der kleine Mann, wenn er den großen Mann bewundert und gegen Cäsar, Hannibal und Friedrich mit der Miene eines weisen Richters abschätzt. Ich schätze es höher, wenn Einer auch als Historiker zu erkennen giebt, wo für seinen Fuß der Boden zu heiß oder zu heilig ist. Ein Historiker, der zur rechten Zeit die Schuhe auszuziehen und die Augen niederzuschlagen weiß, ist aber heutzutage, im Zeitalter der unschuldigen Unverschämtheit und des Pöbel-Geschmacks, ein seltener Vogel. Die deutschen Gelehrten, welche den historischen Sinn erfunden haben (— jetzt üben sich die Franzosen auf ihn ein), verrathen sammt und sonders, daß sie aus keiner herrschenden Kaste stammen; sie sind als Erkennende zudringlich und ohne Scham.

353.

Die Schule der „Objektiven" und „Positivisten" zu verspotten. Sie wollen um die Werthschätzungen herumkommen und nur die Fakta entdecken und präsentiren. Aber man sehe z. B. bei Taine: im Hintergrunde *hat* er Vorlieben: für die starken expressiven Typen z. B., auch für die Genießenden mehr als für die Puritaner.

354.

Auf die Schule des romantisme ist in Frankreich gefolgt l'école du document humain (*wissenschaftliche Hysterie* — sage ich). Der Urheber des Ausdrucks ist Edmond de Goncourt. Consequenz: die *wissenschaft-*

liche Lust des Menschen an sich selber. — Das Unwissenschaftliche daran ist die Lust am Ausnahmefall.

355.

Wie groß das Gefühl der Unsicherheit ist: das verräth sich am meisten in dem Entzücken an kleinen, festen Thatsachen (eine Art von „fait-alisme“, welcher jetzt über Frankreich herrscht) — eine Art Wahnsinn, die auf Erden noch nicht da war; und nicht nur die Wissenschaft, sondern auch ein großer Theil der gegenwärtigen Kunst entstammt diesem Bedürfniß. Es verkleidet sich oft: z. B. in die Forderung der Unpersönlichkeit des Künstlers — das Werk selber soll ihn nicht verrathen, sondern wie ein getreuer Spiegel irgend ein Faktum bis in's Kleinste wiedergeben, feststellen: aber dies Bedürfniß selber nach solchen Fakten, die Stand halten — gleichsam wie Schmetterlinge festgeheftet sind vom Sammler — ist etwas sehr Persönliches. Am Märchen und der Féerie haben wir das entgegengesetzte Gelüst, von Menschen, die selber sich festgeheftet fühlen mit Sitten und Urtheilen. — Zur Seite geht ein grobes Tasten nach nächstem Genuß: „das Nächste“ wird das Wichtigste.

356.

Man will den Leser zur Aufmerksamkeit zwingen, „vergewaltigen“: daher die vielen packenden kleinen Züge des „naturalisme“ — das gehört zu einem demokratischen Zeitalter: grobe und durch Überarbeit ermüdete Intellekte sollen gereizt werden!

357.

Daß die corrupten Pariser Romanciers jetzt nach Weihrauch duften, macht sie meiner Nase nicht wohlriechender: Mystik und katholisch-heilige Falten im Gesicht sind nur eine Form der Sinnlichkeit mehr.

358.

„Le public! le public! Combien faut-il de sots pour faire un public?“ (Ducis.)

359.

Die Fülle pöbelhafter Instinkte unter dem jetzigen ästhetischen Urtheil der französischen Romanschriftsteller. — Und zuletzt: es giebt viel Verborgenes, was sie nicht heraussagen wollen, ganz wie bei Richard Wagner; 1) ihre Methode ist leichter, bequemer, die wissenschaftliche Manier der Stoff-Masse und der Colportage: es bedarf des großen Prinzipien-Lärms, um diese Thatsache zu verhüllen — aber die Schüler errathen es, die geringeren Talente; 2) der Mangel an Zucht und schöner Harmonie in sich macht ihnen das Ähnliche interessant, sie sind neugierig mit Hülfe ihrer niedrigen Instinkte, sie haben den Ekel und die aiguille nicht; 3) ihr Anspruch auf Unpersönlichkeit ist ein Gefühl, daß ihre Person mesquin ist, z. B. Flaubert, selber seiner satt, als „bourgeois“; 4) sie wollen viel verdienen und Skandal machen als Mittel zum großen momentanen Erfolg.

360.

Es giebt heute eine sehr bunte und vielgestaltige Ankünstelung von Wissenschaftlichkeit — begreiflich in einem

so unechten Jahrhundert, wo „gleiche Rechte" auch „das Gefühl gleicher Ansprüche" nach sich ziehen, z. B. auch den Anspruch, wissenschaftlich sein zu können, falls man es nur will. Fast alle Litteraten glauben es von sich; mehr noch, es gehört jetzt zum Ehrgeiz der Romanschriftsteller.

361.

Zu lesen Custine's Roman Éthel. Gehört mehr zur littérature idée, als zur littérature imagée: also zum XVIII. Jahrhundert durch die Beobachtung à la Chamfort et à l'esprit de Rivarol par la petite phrase coupée.

362.

„Geboren in einer Periode, deren Meisterwerk René ist, muß ich mich der unfreiwilligen Tyrannei entledigen, die er auf mich ausübt." (De Custine 1811. Chateaubriand's Einfluß.)

363.

„Bei Shakespeare herrscht der Sinn des Wahren über den des Schönen. Sein Stil, bisweilen erhaben, ist unter seinen Conceptionen; selten befreit er sich von den Fehlern seines Jahrhunderts als da sind: schiefe Einfälle, Gesuchtheit, Trivialität, Wortschwall." (De Custine.)

364.

Die Bewunderung für Cicero: c'est une aimable et noble créature. Le petit parvenu d'Arpinum est tout simplement le plus beau résultat de toute la longue ci-

vilisation qui l'avait précédé. Je ne sais rien de plus honorable pour la nature humaine que l'état d'âme et d'esprit de Cicéron. (Doudan.) — „Il y a quelque chose de Cicéron dans Voltaire.“

365.

Sainte-Beuve: Nichts von Mann; voll eines kleinen Ingrimms gegen alle Mannsgeister; schweift umher, feig, neugierig, gelangweilt, verleumderisch, — eine Weibsperson im Grunde, mit einer Weibs-Rachsucht und Weibs-Sinnlichkeit (— letztere hält ihn in der Nähe von Klöstern und andern Brutstätten der Mystik fest, zeitweilig selbst in der Nähe der Saint-Simonisten). Als Psycholog ein Genie der médisance, unerschöpflich reich an Mitteln dazu. Niemand versteht besser auf eine lebensgefährliche Weise zu loben; nicht ohne eine anmuthige Virtuosen-Bereitwilligkeit, seine Kunst zur Schau zu stellen, wo es irgend am Platze ist: nämlich vor aller Art Zuhörerschaft, an der Etwas zu fürchten ist. Freilich nimmt er hinterdrein auch an seinen Zuhörern bei sich Rache, heimlich, kleinlich, unreinlich; in Sonderheit müssen es alle unabweislich vornehmen Naturen büßen, daß sie vor sich selber Ehrfurcht haben, — die hat er nicht! Schon das Männliche, Stolze, Ganze, Selbstgewisse reizt ihn, schüttelt ihn bis zum Aufruhr. — Dies ist nun der Psychologe comme il faut: nämlich nach dem Maß und dem Bedürfniß des jetzigen esprit français, der so spät, so krank, so neugierig ist, so aushorcherisch, so lüstern wie er, Heimlichkeiten schnüffelnd, wie er; instinktiv die Bekanntschaft mit Menschen von Unten und Hintenher suchend, nicht viel anders als es die Hunde untereinander machen (die ja auch auf ihre Art Psychologen sind). Ple-

bejisch im Grunde und mit dem ressentiment Rousseau's verwandt: folglich Romantiker — denn unter allem romantisme grunzt und giert der Instinkt Rousseau's; revolutionär, aber durch die Furcht leidlich noch im Zaum gehalten. Ohne Freiheit vor Allem, was Stärke hat (öffentliche Meinung, Akademie, Hof, selbst Port-Royal). Seiner im letzten Grunde überdrüssig, bei Zeiten schon ohne Glauben an sein Recht, da zu sein; ein Geist, der sich von jung auf vergeudet hat, der sich vergeudet fühlt, der sich selbst immer dünner und älter wird. Das lebt zuletzt noch fort, von einem Tag zum andern, bloß aus Feigheit; das erbittert sich gegen alles Große an Mensch und Ding, gegen Alles, was an sich glaubt, da es leider Dichter und Halbweib genug ist, um das Große noch als Macht zu fühlen; das krümmt sich beständig, wie jener berühmte Wurm, weil es sich beständig von irgend etwas Großem getreten fühlt. Als Kritiker ohne Maßstab, Rückgrat und Halt, mit der Zunge des kosmopolitischen libertin für Vielerlei, aber ohne den Muth selbst zum Eingeständniß der libertinage, folglich einem unbestimmten Classicismus sich unterwerfend. Als Historiker ohne Philosophie und die Macht des Blicks, instinktiv die Aufgabe des Richtens in allen Hauptsachen ablehnend und die Maske der Objektivität vorhaltend (— damit eins der schlimmsten Muster, die das letzte Frankreich gehabt hat): abgesehn, wie billig, von den kleinen Dingen, wo ein feiner und vernutzter Geschmack die höchste Instanz ist, und wo er wirklich den Muth zu sich selber, die Lust an sich selber hat (— darin ist er den Parnassiens verwandt, die wie er die raffinirteste und eitelste Form der modernen Selbstverachtung, Selbstentäußerung darstellen). „Sainte-Beuve a vu une fois le premier Empereur. C'était à Boulogne:

il était en train de pisser. N'est-ce pas un peu dans cette posture-là qu'il a vu et jugé depuis tous les grands hommes?" (Journal des Goncourt, II, p. 239) — so erzählen seine boshaften Feinde, die Goncourts.

366.

Wie im Abnehmen der Lebenskraft man zum Beschaulichen und zur Objektivität heruntersinkt: ein Dichter kann es fühlen (Sainte-Beuve).

367.

Sainte-Beuve: „la jeunesse est trop ardente pour avoir du goût.

Pour avoir du goût, il ne suffit pas d'avoir en soi la faculté de goûter les belles et douces choses de l'esprit, il faut encore du loisir, une âme libre et vacante, redevenue comme innocente, non livrée aux passions, non affairée, non bourrelée d'âpres soins et d'inquiétudes positives; une âme désintéressée et même exempte du feu trop ardent de la composition, non en proie à sa propre verve insolente; il faut du repos, de l'oubli, du silence, d'espace autour de soi. Que de conditions, même quand on a en soi la faculté de les trouver, pour jouir des choses délicates!"

368.

Das Volk von Willensschwachen (wie Sainte-Beuve) hat einen innerlichen Widerwillen vor der entgegengesetzten Rasse, z. B. vor Stendhal.

369.

Zuletzt wehren wir uns noch gegen die Menschenkenntniß solcher Sainte-Beuve's und Renan's, gegen die Art Seelen-Aushorchung und -Anschnüffelung, wie sie von diesen unmännlichen Genüßlingen des Geistes ohne Rückgrat gehandhabt wird: es scheint uns gegen die Scham zu gehen, wenn sie mit neugierigen Fingern an den Geheimnissen von Menschen oder Zeiten herumtasten, welche höher, strenger, tiefer waren und in jedem Betracht vornehmer als sie selber: sodaß sie nicht so leicht ihre Thüren irgend welchen herumschweifenden Halbweibern aufgethan hätten. Aber dieses neunzehnte Jahrhundert, welches alle feineren Instinkte der Rangordnung eingebüßt hat, weiß nicht mehr den unerwünschten Eindringlingen und Thore-Erbrechern auf die Finger zu schlagen; ja es ist stolz auf seinen „historischen Sinn“, vermöge dessen es dem schwitzenden Plebejer erlaubt wird, vorausgesetzt, daß er mit gelehrten Folterwerkzeugen und Fragebogen kommt, sich auch in die Gesellschaft von höchster Unnahbarkeit einzudrängen, unter die Heiligen des Gewissens so gut als unter die ewig verhüllten Herrschenden des Geistes. Unter dem historischen Sinn und Umspähen liegt mehr Skepsis verborgen, als man zunächst sieht: eine beleidigende Skepsis, gegen die Rangverschiedenheit von Mensch und Mensch gewendet, wird sogar in Hinsicht auf die Todten mit demselben unverschämten Anspruch auf „Gleichheit“ ausgedehnt, welchen sich die bezahlten Diener der öffentlichen Meinung jetzt gegen jeden Lebenden herausnehmen.

Wir aber sind keine Skeptiker, wir glauben noch an eine Rangordnung der Menschen und Probleme und warten die Stunde ab, wo diese Lehre vom Range und

von der Ordnung sich der pöbelhaften Gesellschaft von heute wieder in's breite Gesicht einschreiben wird. Vielleicht ist diese Stunde auch unsre Stunde.

370.

Victor Hugo, ein „Esel von Genie" — der Ausdruck ist von Baudelaire —, welcher immer den Muth zu seinem schlechten Geschmacke gehabt hat: er verstand damit zu commandiren, er der Sohn eines Napoleonischen Generals. In seinen Ohren hatte er die Bedürfnisse einer Art von militärischer Rhetorik, er ahmte Kanonenschüsse und das Knattern von Raketen in Worten nach; der französische esprit erscheint bei ihm gleichsam durch Dampf und Lärm verdunkelt, oft bis zur baren nackten Dummheit. Niemals hat ein Sterblicher solche dumpfe platzende Antithesen geschrieben. Zum anderen Theil gab er auch den Maler-Begierden seiner Augen die Herrschaft über seinen Geist: er strotzt von pittoresken Einfällen und thut oft Nichts, als genau abschreiben was er sieht, was die Maler-Hallucination ihm vor seine Augen stellt. Er, der Plebejer, der seinen starken Sinnes-Begierden, ich meine seinen Ohren und Augen, auch mit dem Geiste zu Willen ist — das nämlich ist die Grundthatsache des französischen romantisme, als einer plebejischen Reaktion des Geschmacks —: er ist damit auf der entgegengesetzten Bahn und will gerade das Umgekehrte von Dem, was die Dichter einer vornehmen Cultur, wie zum Beispiel Corneille, von sich wollten. Denn diese hatten ihren Genuß und Ehrgeiz daran, ihre vielleicht noch stärker gearteten Sinne mit dem Begriffe zu überwältigen und gegen die brutalen Ansprüche von Farben, Tönen und Gestalten einer feinen, hellen Geistig-

keit zum Siege zu verhelfen: womit sie, wie mich dünkt, auf der Spur der großen Griechen waren, so wenig sie gerade davon gewußt haben mögen. Genau Das, was unserem plump sinnlichen und naturalistischen Geschmack von Heute Mißbehagen an den Griechen und den älteren Franzosen macht, war die Absicht ihres künstlerischen Wollens, — auch ihr Triumph: denn sie bekämpften und besiegten gerade den „Sinnen-Pöbel", dem zu einer Kunst zu verhelfen der Ehrgeiz unserer Dichter, Maler und Musiker ist. Zu diesem künstlerischen Wollen Viktor Hugo's stimmt sein politisches und moralisches: er ist flach und demagogisch, vor allen großen Worten und Gebärden auf dem Bauche, ein Volks-Schmeichler, der mit der Stimme eines Evangelisten zu allen Niedrigen, Unterdrückten, Mißrathenen, Verkrüppelten redet und nicht einen Hauch davon weiß, was Zucht und Redlichkeit des Geistes, was intellektuelles Gewissen ist, — im Ganzen ein unbewußter Schauspieler, wie fast alle Künstler der demokratischen Bewegung. Sein Genie wirkt auf die Masse nach Art eines alkoholischen Getränks, das zugleich berauscht und dumm macht. — Dieselbe Gattung von Sympathien und Antipathien und manches Ähnliche in der Begabung besitzt ein anderer Fürsprecher des Volks, der Historiker Michelet, nur an Stelle der Maler-Augen eine bewunderungswürdige Fähigkeit, Gemüths-Zustände bei sich nachzubilden, nach Art der Musiker: — im unklaren Deutschland würde man ihn heute daraufhin als einen Menschen des Mitleids ansprechen. Dieses „Mitleid" ist jedenfalls etwas Zudringliches; in seinem Verkehr und noch in seiner Verehrung vergangener Menschen liegt viel Unbescheidenheit, ja es scheint mir bisweilen, daß er an seine Gefühls-Arbeit mit einem Eifer herangeht, daß er dazu nöthig hat, seinen Rock auszuziehn. Seine

Augen sehen nicht die Tiefe: alle leicht „begeisterten" Geister waren bisher oberflächlich. Er ist mir zu erregt: Gerechtigkeit ist ihm ebenso unzugänglich als jene Gnade, welche nur aus der höchsten Überlegenheit quillt. Auf einer gewissen Höhe von Erregung überkommt ihn jedesmal der Anfall des Volks-Tribunen, er kennt auch aus eigner Erfahrung die Raubthier-Wuthanfälle des Pöbels. Daß ihm Napoleon ebensosehr als Montaigne fremd ist, bezeichnet das Unvornehme seiner Moralität genügend. Seltsam, daß auch er, der arbeitsame sittenstrenge Gelehrte, reichlich an der neugierigen Geschlechts-Lüsternheit seiner Rasse Theil hat: und je älter er wurde, desto mehr wuchs diese Art der Neugierde. — Demokratisch endlich und folglich ebenfalls schauspielerisch ist das Talent der George Sand: sie ist beredt in jener schlimmen Manier, daß ihr Stil, ein bunter zuchtloser übertreibender Weiber-Stil, jede halbe Seite mit ihrem Gefühle durchgeht, — nicht umgekehrt, so sehr sie wünscht, daß man das Umgekehrte glaube. In der That, man hat viel zu sehr an ihr Gefühl geglaubt: während sie reich in jener kalten Geschicklichkeit des Schauspielers war, der seine Nerven zu schonen weiß und das Gegentheil davon alle Welt glauben macht. Man darf ihr zugestehen, daß sie eine große Begabung zum Erzählen hat; aber sie verdarb Alles und für immer durch ihre hitzige Weibs-Koketterie, sich in lauter Manns-Rollen zu zeigen, welche gerade ihrem Wuchse nicht zusagten — ihr Geist war kurzbeinig —: sodaß ihre Bücher nur eine kleine Zeit ernst genommen wurden und schon heute unter die unfreiwillig komische Litteratur gerathen sind. Und wenn es vielleicht nicht nur Koketterie, sondern auch Klugheit war, was sie trieb, sich immer mit Manns-Problemen und männlichem Zubehör zu drapiren, eingerechnet Hosen und

Cigarren: zuletzt springt das sehr weibliche Problem und Unglück ihres Lebens trotzdem in die Augen, nämlich daß sie zuviel Männer nöthig hatte und daß auch noch in diesen Ansprüchen ihre Sinne und ihr Geist uneins waren. Was konnte sie dafür, daß die Männer, an denen ihr Geist Wohlgefallen fand, jedesmal zu kränklich waren, um ihren Sinnen genug zu thun? Daher das ewige Problem zweier Liebhaber zugleich und eine ewige Nöthigung der weiblichen Scham, über diesen Thatbestand zu täuschen und sich zu geben, wie als ob ganz andere, viel allgemeinere, viel unpersönlichere Probleme bei ihr im Vordergrunde stünden. Zum Beispiel das Problem der Ehe: aber was gieng sie die Ehe an!

371.

Über Stendhal. Un des esprits les plus remarquables de ce temps. „Er hat sich zu wenig um die Form gekümmert", — „er schreibt wie die Vögel singen" —. „Notre langue est une sorte de madame Honesta qui ne trouve rien de bien que ce qui est irréprochable, ciselé, léché." — „La ‚Chartreuse de Parme' ein wunderbares Buch, le livre des esprits distingués." „Ich würde unfähig sein, sie zu machen. Je fais une fresque et vous avez fait des statues italiennes." „Alles ist original und neu." „Schön wie l'italien, und wenn Macchiavell in unsern Tagen einen Roman schriebe, so würde es die Chartreuse sein." „Vollkommen klar." „Vous avez expliqué l'âme de l'Italie." (Balzac.)

372.

Mérimée sagt von einigen lyrischen Gedichten Puschkin's „griechisch durch Wahrheit und Einfachheit, très supérieurs pour la précision et la netteté."

373.

Mérimée, supérieur comme joaillier en vices et comme ciseleur en difformités, gehört zur Bewegung von 1830, nicht durch die passion (sie fehlt ihm —), sondern durch die Neuheit des procédé calculé, und die kühne Wahl der Stoffe.

374.

Der Gil Blas — ein angenehmes Land, in dem keine Deutschen vorkommen; Prosper Mérimée — ein noch angenehmeres: man stolpert nirgendswo über eine Tugend.

375.

In Allem, was Goethe gemacht hat, sagt Mérimée, giebt es eine Mischung von Genie und von deutscher niaiserie: „moquirt er sich über sich selber (gut! das ist deutsch!) oder über die Andern?" — Wilhelm Meister: die schönsten Dinge von der Welt abwechselnd mit den lächerlichsten Kindereien.

376.

Balzac — „tiefe Verachtung für alle Massen". „Es giebt innere Rufe, denen man gehorchen muß: irgend etwas Unwiderstehliches zieht mich zum Ruhm und zur Macht." „Mes deux seuls et immenses désirs, être célèbre et être aimé." (1832.)

377.

Balzac über Walter Scott. 1838 nach zwölfjähriger Bekanntschaft: „Kenilworth" in Hinsicht auf Plan das

Meisterstück („der größte, der vollständigste, der außerordentlichste von allen"). „Les eaux de St.-Ronan" das Meisterstück und Hauptwerk comme détail et patience du fini. Les „Chroniques de la Canongate" comme sentiment. „Ivanhoe" (le premier volume s'entend) comme chef-d'œuvre historique. „L'antiquaire" commé poésie. „La prison d'Édimbourg" comme intérêt. — „Auprès de lui, lord Byron n'est rien ou presque rien." — „Scott grandira encore, quand Byron sera oublié." — „Le cerveau de Byron n'a jamais eu d'autre empreinte que celle de sa personnalité, tandis que le monde entier a posé devant le génie créateur de Scott et s'y est miré pour ainsi dire."

378.

Dies Jahrhundert, wo die Künste begreifen, daß die eine auch Wirkungen der andern hervorbringen kann, ruinirt vielleicht die Künste! Z. B. mit Poesie zu malen (Victor Hugo, Balzac, Walter Scott u. s. w.), mit Musik poetische Gefühle erregen (Wagner), mit Malerei poetische Gefühle, ja philosophische Ahnungen zu erregen (Cornelius), mit Romanen Anatomie und Irrenheilkunde treiben u. s. w.

379.

Maler wie Dickens, Victor Hugo, Gautier — auch dies heißt das Wort mißverstehn. — Der Gegensatz des Malens ist das Beschreiben (wie Balzac).

380.

Die Demagogen in der Kunst. — Hugo, Michelet, Sand, Richard Wagner.

381.

Frankreich, welches immer das meisterhafte Geschick gehabt hat, auch die unangenehmen Thatsachen des Geistes in's Reizende und Verführerische zu wenden, zeigt auch heute, als Schule und Schaustellung aller Zauber der Skepsis, seinen Cultur-Vorrang über Europa. Es fehlt da freilich für Verwegnere nicht an Gründen zum Lachen und Lächeln; nicht Jeder dieser „Zauberhaften" riecht Unsereinem so gut, als ein Pariser es wünschen möchte. Ich gestehe z. B., daß der weichlich-unbestimmte Bonbon-Geruch Renan's meinen Nüstern nicht zusagt: als welcher Gelehrte, ungewiß und undulatorisch, wie eine Biene von Blume zu Blume flatternd, als eine Art katholischer Schleiermacher gern darüber täuschen möchte, daß sein Wille ersichtlich ganz außer Stande ist, zwischen allen den Wohlgerüchen des Orients und Occidents, die er kennt, noch zu wählen. Schlimmer noch stand es mit Sainte-Beuve, jenem vorzeitig abgebrannten Dichter und Mystiker der Sinne, dem die Fertigkeit übrig blieb, „Seelen" anzuempfinden, wie Renan Religionen und Landschaften anempfindet: was hat er sich bemüht, zu verbergen, daß er weder im eignen Rückgrat, noch in der Philosophie irgend einen Halt mehr habe, ja sogar eines festen Geschmacks in artibus et litteris entbehre! . . . .

382.

Wie die feinen und unsicheren Windhunde des Pariser Geistes heute mit einem wollüstigen Geschmeichel um ihren Renan herumschnüffeln!

383.

Was soll man von dem französischen Geschmack halten! Doudan sagt: c'est un bruit dans les oreilles et un petit mal de cœur indéfinissable qu'on n'aime pas à sentir.

384.

Goncourt: „Voltaire der letzte Geist des alten Frankreich, Diderot der erste des neuen. Voltaire hat das Epos, die Fabel, die kleinen vers, die Tragödie zu Grabe getragen. Diderot hat den modernen Roman, das Drama und die Kunstkritik inaugurirt."

385.

Scribe: kennt das Metier, aber er kennt die Kunst nicht. Er hat Talent, aber kein dramatisches Genie; es fehlt völlig an Stil!

386.

Flaubert: „De la forme naît l'idée" — höchste Formel der Schule, nach Théophile Gautier.

387.

Das „Objektiv-sein-wollen", z. B. bei Flaubert, ist ein modernes Mißverständniß. Die große Form, die von allem Einzelreiz absieht, ist der Ausdruck des großen Charakters, der die Welt sich zum Bilde schafft: der von allem „Einzelreiz weit absieht" — Gewalt-Mensch! Es ist Selbstverachtung aber bei den Modernen: sie möchten

wie Schopenhauer sich in der Kunst „los werden" — hineinflüchten in's Objekt, sich selber „leugnen". Aber es giebt kein „Ding an sich" — meine Herren! Was sie erreichen, ist Wissenschaftlichkeit oder Photographie, d. h. Beschreibung ohne Perspektiven, eine Art chinesischer Malerei, lauter Vordergrund und alles überfüllt. — In der That ist sehr viel Unlust in der ganzen modernen historischen und naturhistorischen Wuth, — man flüchtet vor sich und auch vor dem Ideal-bilden, dem Besser-machen, dadurch daß man sucht, wie Alles gekommen ist: der Fatalismus giebt eine gewisse Ruhe vor dieser Selbst-Verachtung.

Die französischen Romanschriftsteller schildern Ausnahmen, und zwar theils aus den höchsten Sphären der Gesellschaft, theils aus den niedrigsten — und die Mitte, der bourgeois, ist ihnen allen gleich verhaßt. Zuletzt werden sie Paris nicht los.

388.

Die Goncourts fanden Flaubert campagnardisé, zu gesund, zu robust für sie, — sie bemerken, daß sein Talent sich für sie vergröbert ... Was muß sich für Die das Talent Heine's vergröbert haben: — daher der Haß ... Ungefähr der Haß des Novalis gegen Goethe.

389.

Flaubert hielt weder Mérimée noch Stendhal aus; man konnte ihn wüthend machen, wenn man „Monsieur Beyle" in seiner Gegenwart citirte. Der Unterschied liegt darin: Beyle stammt von Voltaire, Flaubert von Victor Hugo.

Die „Männer von 1830" (— Männer? . . .) haben eine unsinnige Vergötterung mit der Liebe getrieben: Alfred de Musset, Richard Wagner; auch mit der Ausschweifung und dem Laster . . .

„Je suis de 1830, moi! J'ai appris à lire dans Hernani, et j'aurai voulu être Lara! J'exècre toutes les lâchetés contemporaines, l'ordinaire de l'existence et l'ignominie des bonheurs faciles." Flaubert.

390.

„In Salambo kommt Flaubert zum Vorschein, geschwollen, deklamatorisch, melodramatisch, verliebt in die dicke Farbe." (Goncourt.)

391.

Die Psychologie dieser Herren Flaubert ist in summa falsch: sie sehen immer nur die Außenwelt wirken und das ego geformt (ganz wie Taine?), — sie kennen nur die Willens-Schwachen, wo désir an Stelle des Willens steht.

392.

Was ich lache über Flaubert, mit seiner Wuth über den bourgeois, der sich verkleidet, ich weiß nicht als was! Und Taine, als Monsieur Graindorge, der durchaus Weltmann, Frauenkenner u. s. w. sein will!

393.

Zola: — ein gewisser Wetteifer mit Taine, ein Ablernen von dessen Mitteln, in einem skeptischen Milieu

es zu einer Art von Diktatur zu bringen. Dahin gehört die absichtliche Vergröberung der Prinzipien, damit sie als Commando wirken.

394.

Das Gemeinsame in der Entwicklung der Europäer-Seele ist z. B. zu merken bei einer Vergleichung Delacroix' und Richard Wagner's: der Eine peintre-poète, der Andere Ton-Dichter, nach der Differenz der französischen und deutschen Begabung. Aber sonst gleich. Delacroix übrigens auch sehr Musiker. Eine Coriolan-Ouverture. Sein erster Interpret Baudelaire, eine Art Richard Wagner ohne Musik. Der Ausdruck, expression, von Beiden vorangestellt, alles Übrige geopfert. Von Litteratur abhängig Beide, höchst gebildete und selbst schreibende Menschen. Nervös-krankhaft-gequält, ohne Sonne.

395.

Baudelaire — ganz deutsch bereits, eine gewisse hyper-erotische Ankränkelung abgerechnet, welche nach Paris riecht.

396.

Die wahre Civilisation besteht, nach Baudelaire, dans la diminution du péché originel.

397.

Tartuffe. Keine Komödie, sondern ein Pamphlet. Ein Atheist, wenn er zufällig ein Mann von guter Er-

ziehung ist, wird in Hinsicht auf das Stück denken, daß man gewisse schwere Fragen nie der Canaille ausliefern soll. (Baudelaire.)

398.

Baudelaire sagt von sich: „De Maistre und Edgar Poe haben mich räsonniren gelehrt."

1844 c. Baudelaire abhängig von Sainte-Beuve (Joseph Delorme). Sainte-Beuve sagt zu ihm: „Vous dites vrai, ma poésie se rattache à la vôtre. J'avais goûté du même fruit amer, plein de cendres, au fond."

399.

Baudelaire: Concevoir un canevas pour une bouffonnerie lyrique — et traduire cela en un roman sérieux. Noyer le tout dans une atmosphère anormale et songeuse, — dans l'atmosphère des grands jours. — Que ce soit quelque chose de berçant et même de serein dans la passion. — Régions de la poésie pure.

4. Modernität.

400.

Den Verfall der modernen Seele in allen Formen darzustellen —: inwiefern von Sokrates an der Verfall beginnt; meine alte Abneigung gegen Plato, als anti-antik; die „moderne Seele" war schon da!

Griechisch die zunehmende Härte: Sinnen-Kraft; Schamlosigkeit; das Unhistorische; Wettkampf; Gefühl gegen das Barbarische; Haß des Unbestimmten, Ungeformten, der Wölbung; die Schlichtheit der Lebensweise; Götter schaffen, als seine höhere Gesellschaft.

401.

Gegen den großen Irrthum, als ob unsre Zeit (Europa) den höchsten Typus Mensch darstelle. Vielmehr: die Renaissance-Menschen waren höher, und die Griechen ebenfalls; ja vielleicht stehn wir ziemlich tief: das „Verstehen" ist kein Zeichen höchster Kraft, sondern einer tüchtigen Ermüdung; die Moralisirung selbst ist eine décadence.

402.

Auch die „Wilden" sind unsäglich hoch entwickelte Menschen, gegen die längsten Zeiten gerechnet.

403.

Das griechisch-römische Alterthum hatte endlich eine tyrannische und übertreibende Antinatur-Moral nöthig; die Germanen ebenfalls, in anderer Hinsicht.

Unsre jetzige Art Mensch entbehrt eigentlich der Zucht und der strengen Disziplin; die Gefahr ist dabei nicht groß, weil die Art Mensch schwächer ist, als frühere, und andrerseits, weil die unbewußten Zuchtmeister (wie Fleiß, der Ehrgeiz im Vorwärtskommen, die bürgerliche Achtbarkeit) sehr hemmend wirken und ihn im Zaume halten. — Aber wie Menschen aus der Zeit Pascal's zusammengehalten werden mußten?

Das überflüssige Christenthum: dort wo keine extremen Mittel mehr nöthig sind! Da wird Alles falsch, und jedes Wort, jede christliche Perspektive eine Tartüfferie und Schönrednerei.

404.

Modernität. — Die Abwesenheit der moralischen Zucht; man hat die Menschen wachsen lassen. (Vielleicht sind die Menschen von Port-Royal wie künstliche Gärten.)

Es fehlt die Autorität.

Es fehlt die Mäßigung innerhalb ruhiger Horizonte; — man hat aus der Unendlichkeit eine Art Betrunkenheit gemacht.

Es fehlt die Feinheit in der Beurtheilung.

Es herrscht ein Chaos von widersprechenden Werthschätzungen.

405.

Es ist etwas Fundamental-Verfehltes im Menschen, — er muß überwunden werden. Versuche!

406.

Die zunehmende Verdummung und Vergemeinerung Europa's.

Nachwuchs des Adels, l'homme supérieur, immer mehr angefeindet.

Die moralistische Cultur der Spanier und Franzosen im Zusammenhang mit dem Jesuitismus. Dieser wird mißverstanden.

Das Fehlen aller moralischen Praktik: Gefühle — statt Prinzipien.

407.

Die Skepsis mit den heroischen Gefühlen verknüpfen. Skepsis der Schwäche und Skepsis des Muthes. Einen Menschen ohne Moral imaginiren, der überall auch das entgegengesetzte Urtheil hervorruft (Napoleon).

408.

Höhepunkte der Redlichkeit: Macchiavell, der Jesuitismus, Montaigne, Larochefoucauld. Die Deutschen als Rückfall in die moralische Verlogenheit.

409.

Dühring, oberflächlich, sieht überall Corruption; — ich empfinde vielmehr die andere Gefahr des Zeitalters, die große Mittelmäßigkeit: es gab nie so viel Rechtlichkeit und Gutartigkeit.

410.

Die Heuchelei wäre abzuschaffen, wenn es nicht lustig wäre, sie anzusehen. Nicht Götter nach Epikur, sondern nach Homer: oder wie Galiani.

411.

An sich verlangen, daß nur „Wahres“ gesagt wird, würde voraussetzen, daß man die Wahrheit hätte; soll es aber nur heißen, daß man sagt, was einem wahr gilt, so giebt es Fälle, wo es wichtig ist, dasselbe so zu sagen, daß es einem Andern auch wahr gilt: daß es auf ihn wirkt.

Sobald wir selbst die Moral absolut nehmen, z. B. das Verbot der Lüge im religiösen Verstande, so wird die ganze Geschichte der Moral, wie die der Politik, eine Nichtswürdigkeit. Wir leben von Lügen und Falschmünzerei, — die herrschenden Stände haben immer gelogen.

412.

Die allgemeine Vergröberung des europäischen Geistes, ein gewisses täppisches Geradezu, welches sich gerne als Geradheit, Redlichkeit oder Wissenschaftlichkeit rühmen hört: das ist die Wirkung des demokratischen Zeitgeistes und seiner feuchten Luft: noch bestimmter — es ist die Wirkung des Zeitunglesens. Bequemlichkeit will man oder Betrunkenheit, wenn man liest. Bei weitem das Meiste, was gelesen wird, ist Zeitung oder Zeitungs-Art. Man sehe unsre Revuen, unsre gelehrten Zeitschriften an: Jeder, der da schreibt, redet wie vor „un-

gewählter Gesellschaft" und läßt sich gehn, oder vielmehr sitzen, auf seinem Lehnstuhl. — Da hat es Einer schlimm, welcher am meisten Werth auf die Hintergedanken legt und mehr als alles Ausgesprochne die Gedankenstriche in seinen Büchern liebt. Die Freiheit der Presse richtet den Stil zu Grunde, und schließlich den Geist: das hat vor hundert Jahren schon Galiani gewußt. — Die „Freiheit des Gedankens" richtet die Denker zu Grunde. — Zwischen Hölle und Himmel und in der Gefahr von Verfolgungen, Verbannungen, ewigen Verdammnissen und ungnädigen Blicken der Könige und Frauen war der Geist biegsam und verwegen geworden: wehe, wozu wird heute der „Geist"!

413.

Man muß an der Kirche die Lüge empfinden, nicht nur die Unwahrheit — so weit die Aufklärung in's Volk treiben, daß die Priester alle mit schlechtem Gewissen Priester werden —, ebenso muß man es mit dem Staate machen. Das ist Aufgabe der Aufklärung, den Fürsten und Staatsmännern ihr ganzes Gebahren zur absichtlichen Lüge zu machen, sie um das gute Gewissen zu bringen und die unbewußte Tartüfferie aus dem Leibe des europäischen Menschen wieder herauszubringen.

414.

Die Feigheit vor der Consequenz: — das moderne Laster.

Romantik: die Feindschaft gegen die Renaissance (Chauteaubriand, Richard Wagner); gegen das antike

Werthideal; gegen die dominirende Geistigkeit; gegen den klassischen Geschmack, den einfachen, den strengen, den großen Stil; gegen die „Glücklichen"; gegen die „Kriegerischen".

415.

Der Schauspieler. — Der historische Sinn: davon hat Plato und alle Philosophen keinen Begriff. Es ist eine Art von Schauspieler-Kunst, zeitweilig eine fremde Seele anzunehmen: Folge der großen Rassen- und Völker-Mischungen, vermöge deren in Jedem ein Stück von Allem ist, das war; — ein Künstler-Sinn, auf dem Gebiete der Erkenntniß. Zugleich ein Zeichen von Schwäche und Mangel der Einheit.

Exotismus, Kosmopolitismus u. s. w., Romantik. Der Sinn hat sich verschärft, z. B. ist Walter Scott uns jetzt nicht mehr möglich. Ebensowenig Richard Wagner. Rousseau, George Sand, Michelet, Sainte-Beuve — ihre Art von Schauspielerei. Die Einen vor dem Volke, Andere (wie Voltaire) vor der Gesellschaft.

Ganz andere Schauspieler die Mächtigen, wie Napoleon, Bismarck.

416.

Der Natur-Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbärmlich. Voltaire: Ferney. Caserta. Rousseau: Clarens!

417.

Im 17. Jahrhundert war nichts häßlicher als ein Gebirge; man hatte tausend Gedanken an's Unglück dabei. Man war müde der Barbarei, wie wir heute müde

der Civilisation sind. Die Straßen heute so reinlich, die Gensdarmes in Überfluß, die Sitten so friedlich, die Ereignisse so klein, so vorhergesehn, daß man aime la grandeur et l'imprévu. Die Landschaft wechselt wie die Litteratur; damals bot sie lange zuckersüße Romane und galante Abhandlungen: heute bietet sie la poésie violente et des drames physiologistes.

Diese Wildniß, die allgemeine unversöhnliche Herrschaft der nackten Felsen ennemi de la vie — nous délasse de nos trottoirs, de nos bureaux et de nos boutiques. Nur deshalb lieben wir sie.

Unser Zustand: der Wohlstand macht die Sensibilität wachsen; man leidet an den kleinsten Leiden; unser Körper ist besser geschützt, unsre Seele kränker. Die Gleichheit, das bequeme Leben, die Freiheit des Denkens, — aber zu gleicher Zeit l'envie haineuse, la fureur de parvenir, l'impatience du présent, le besoin du luxe, l'instabilité des gouvernements, les souffrances du doute et de la recherche — man verliert ebenso viel, als man gewinnt —. Ein Bürger von 1850, verglichen mit dem von 1750, glücklicher? moins opprimé, plus instruit, mieux fourni de bien-être, aber nicht plus gai — — —

418.

Es sind uns, wie noch nie irgendwelchen Menschen, Blicke nach allen Seiten vergönnt, überall ist keine Ende abzusehn. Wir haben daher ein Gefühl der ungeheuren Weite, — aber auch der ungeheuren Leere voraus: und die Erfindsamkeit aller höheren Menschen besteht in diesem Jahrhundert darin, über dies furchtbare Gefühl der Öde hinwegzukommen. Der Gegensatz dieses Gefühls ist der Rausch: wo sich gleichsam die ganze Welt in uns ge-

drängt hat und wir am Glück der Überfülle leiden. So ist denn dies Zeitalter im Erfinden von Rauschmitteln am erfinderischesten. Wir kennen alle den Rausch, als Musik, als blinde, sich selber blendende Schwärmerei und Anbetung vor einzelnen Menschen und Ereignissen; wir kennen den Rausch des Tragischen, das ist die Grausamkeit im Anblick des Zugrundegehens, zumal wenn es das Edelste ist, was zu Grunde geht; wir kennen die bescheidneren Arten des Rausches, die besinnungslose Arbeit, das Sich-opfern als Werkzeug einer Wissenschaft oder politischen oder geldmachenden Partei; irgend ein kleiner dummer Fanatismus, irgend ein unvermeidliches Sich-herumdrehn im kleinsten Kreise hat schon berauschende Kräfte. Es giebt auch eine gewisse excentrisch werdende Bescheidenheit, welche das Gefühl der Leere selber wieder wollüstig empfinden läßt: ja einen Genuß an der ewigen Leere aller Dinge, eine Mystik des Glaubens an das Nichts und ein Sich-opfern für diesen Glauben. Und welche Augen haben wir uns als Erkennende gemacht für alle die kleinen Genüsse der Erkenntniß! Wie verzeichnen wir und führen gleichsam Buch über unsre kleinen Genüsse, wie als ob wir mit dem Summiren des vielen kleinen Genusses ein Gegengewicht gegen jene Leere, eine Füllung jener Leere erlangen könnten —: wie täuschen wir uns mit dieser summirenden Arglist!

419.

Ich bin keinem begabten Menschen begegnet, der mir nicht gesagt hätte, er habe das Gefühl der Pflicht verloren oder es nie besessen. Wer jetzt nicht starken Willen hat —

420.

Es ist merkwürdig, wie die Stoiker und fast alle Philosophen keinen Blick für die Ferne haben. Und dann wieder die Dummheit der Sozialisten, welche immer nur die Bedürfnisse der Heerde repräsentiren.

421.

Das Überhandnehmen der sklavischen Gesinnung in Europa: der große Sklaven-Aufstand; der Sklave im Regiment; das Mißtrauen gegen alle noblesse des Gefühls, Herrschaft der gröbsten Bedürfnisse; die moralische Verlogenheit; das Sklaven-Mißverständniß der Cultur und des Schönen; Mode, Presse, suffrage universel, faits, — er erfindet immer neue Formen des sklavischen Bedürfnisses; der niedere Mensch sich empörend (z. B. Luther gegen die sancti); die Unterwerfung unter die Fakta, als Wissenschaft der Sklaven.

422.

Der große Pöbel- und Sklavenaufstand:

die kleinen Leute, welche nicht mehr an die Heiligen und großen Tugendhaften glauben (z. B. Christus, Luther u. s. w.);

die Bürgerlichen, welche nicht mehr an die höhere Art der herrschenden Kaste glauben (deshalb Revolution);

die wissenschaftlichen Handwerker, welche nicht mehr an den Philosophen glauben;

die Weiber, welche nicht mehr an die höhere Art des Mannes glauben.

423.

Das gegenwärtige Deutschland, das mit Anspannung aller Kräfte arbeitet und eine Überladung und frühzeitiges Alter zu seinen normalen Folgen zählt, wird sich schon in zwei Generationen abzahlen mit einer tiefen Degenerescenz-Erscheinung. Einstweilen constatiren wir nur die zunehmende Entgeistigung und Verpöbelung des Geschmacks, ein immer vulgäreres Erholungs-Bedürfniß: die späteren Zeiten werden die krankhaften Bedürfnisse im Vordergrunde finden, die Steigerung der Reizmittel, die alkoholischen und Musik-Opiate.

424.

Durch Alkohol und Musik bringt man sich auf Stufen der Cultur und Uncultur zurück, welche unsre Voreltern überwunden haben: insofern ist nichts lehrreicher, nichts „wissenschaftlicher", als sich zu berauschen . . . Auch manche Speisen enthalten Offenbarungen über Etwas, woraus wir herkommen. Wie viel Geheimniß steckt zum Beispiel in der Correlation der deutschen Knödel und des deutschen „kindlichen Gemüthes"! . . . Wenn man erstere im Leibe hat, regt sich sofort das letztere: man beginnt zu ahnen! . . . Oh wie fern man alsbald vom „Verstand der Verständigen" ist! —

425.

Der Nationalismus hat in Frankreich den Charakter, in Deutschland den Geist und Geschmack verdorben: um eine große Niederlage — und zwar eine definitive — zu vertragen, muß man jünger und gesünder sein als der Sieger.

426.

Ich las, mit vieler Bosheit der Hintergedanken, was ein deutscher Anarchist unter dem Begriff „freie Gesellschaft“ sich denkt:

„Die freie Gesellschaft“ — alle Züge als groteske Wort- und Farben-Aufputzung einer kleinen Art von Heerdenthieren.

„Die Gerechtigkeit“ und die Moral der gleichen Rechte — die Tartüfferie der moralischen Prädikate.

„Die Presse“, ihre Idealisirung.

„Die Abschaffung des Arbeiters“.

„Es schlägt die vorarische Rasse durch“: und überhaupt die ältesten Arten von Gesellschaft.

Der Niedergang des Weibes.

Die Juden als herrschende Rasse.

Vornehme und gemeine Cultur — wie ich dies Alles gesehn habe, ohne Liebe vielleicht, aber doch ohne Hohn, und was hiernach vielleicht Wunder nimmt — mit der Neugierde eines Kindes, das vor dem buntesten und zierlichsten aller Guckkästen steht.

427.

Zu Gunsten der Gegenwart. — Die Gesundheit wird gefördert; asketisch-weltverneinende Denkweisen (mit ihrem Willen zur Krankheit) kaum begriffen. Alles Mögliche gilt und wird gelten gelassen und anerkannt; feuchte milde Luft, in der jede Art Pflanze wächst. Es ist das Paradies für alle kleine üppige Vegetation.

428.

Die zahme Barbarei. — Die thatsächliche Barbarei Europa's — und zunehmend:

die Verdummung („der Engländer“ als Normal-Mensch sich anlegend);

die Verhäßlichung („Japonisme“. — Der revoltirende Plebejer);

die Zunahme der sklavischen Tugenden und ihrer Werthe („der Chinese“);

die Kunst als neurotischer Zustand bei den Künstlern, Mittel des Wahnsinns: die Lust an dem Thatsächlichen (Verlust des Ideals);

die Deutschen als Nachzügler: in der Politik die Centralisation des Monarchischen, wie Richelieu; in der Philosophie mit Kant Skepsis (zu Gunsten der Biedermännerei und Beamten-Tugend), mit Hegel Pantheismus zu Gunsten der Staats-Anbetung, mit Schopenhauer Pessimismus zu Gunsten der christlichen Mystik („Pascalismus“);

die schlechte Ernährung des ganzen europäischen Südens. Englands bessere Gesellschaft ist durch Ernährung voran;

„der gute Mensch“ als das Heerdenvieh, aus dem Raubthier umgewandelt;

die historische Krankheit als Mangel der bildenden idealen Kraft, — „Gerechtigkeit“ bleibt übrig und „Unschädlichkeit“ im äußerlichen Sinne.

Es ist die zahme Barbarei, die heraufzieht! Die Geltung der Dummen, der Frauen u. s. w.

429.

Wo ist heute der Tiefstand der europäischen Cultur, ihr Sumpf? — Bei den Antisemiten; bei der Heilsarmee (den Salutisten); bei den Spiritisten; bei den Anarchisten; bei den Engländern, — das heißt bei den fünf Spezialitäten des cant. Sie alle nämlich geben vor, sie alle seien die höheren Menschen . . .

430.

Daß die Civilisation den physiologischen Niedergang einer Rasse nach sich zieht. — Der Bauer von den großen Städten aufgefressen: eine unnatürliche Überreizung des Kopfes und der Sinne. Die Ansprüche an ihr Nervensystem sind zu groß: Skropheln, Schwindsucht, Nervenkrankheiten, jedes neue Reizmittel steigert nur das rasche Verschwinden der Schwachen: die Epidemien raffen die Schwachen fort . . . Die Unproduktiven.

Die Faulheit ist eigen den Nervenschwachen, den Hysterischen, den Melancholikern, den Epileptikern, den Verbrechern.

431.

Zeichen der décadence:

Faulheit, Armuth, Verbrechen, Parasitismus, Überarbeitung, Erschöpfung, Stimulanz-Bedürfniß. Das Unvermögen zum Kampf: das ist Degenerescenz. Luxus einer der ersten Instinkte der décadence.

432.

Die Frage der décadence: zu begreifen, welche Phänomene zu einander gehören und hier ihren gemeinsamen Herd haben: Anarchismus, Weibs-Emanzipation, Abnahme der Defensiv-Kräfte (Krankheit, Seuchen u. s. w.), Übergewicht des Ressentiments (der Entrüstungs-Pessimismus), das Mitgefühl mit allem Leidenden (Mitleiden), der Mangel an Hemmungs-Apparaten: Laster, Corruption (Kritik der Sinne, der Leidenschaften), die Zunahme der Häßlichkeit (die Schönheit als erarbeitet), die „Toleranz“ (die Skepsis, die „Objektivität“), Übergewicht der Schwäche-Gefühle (die Pessimisten, physiologisch décadent), die auflösenden Instinkte (die liberalen Institutionen), Talent, mehrere Personen darzustellen (Heuchelei, Schauspielerei: die Schwächung der Person), das „Umsonst“, die „Sinnlosigkeit“ (der Nihilismus), übermäßige Reizbarkeit, die Hyperirritabilität („Musik“, der „Artist“, der „romancier“), Bedürfniß nach Reizmitteln (Luxus als Bedürfniß der Narkotika, der Ausschweifung in Weib und Alkohol, auch Buch), die Tyrannei des Milieu's.

433.

Die Lehre vom Milieu eine décadence-Theorie, aber eingedrungen und Herr geworden in der Physiologie.

434.

Die Theorie vom Milieu, heute die Pariser Theorie par excellence, ist selbst ein Beweis von einer verhängnißvollen Disgregation der Persönlichkeit. Wenn das Milieu anfängt zu formen und es dem Thatbestand entspricht,

die Vordergrunds-Talente als bloße Concrescenzen ihrer Umgebung verstehen zu dürfen, da ist die Zeit vorbei, wo noch gesammelt, gehäuft, geerntet werden kann, — die Zukunft ist vorbei! Der Augenblick frißt auf, was er hervorbringt, — und wehe! er bleibt dabei noch hungrig . . .

435.

Genie und Zeitalter. — Der Heroismus ist kein Eigennutz, — denn man geht daran zu Grunde . . . Oft ist die Verwendung der Kraft bedingt durch den Zufall der Zeit, in die der große Mensch fällt: und dies bringt den Aberglauben mit sich, als ob er der Ausdruck dieser Zeit wäre. Aber dieselbe Kraft könnte sich in vielen andern Formen ausgeben, und zwischen ihm und der Zeit bleibt immer der Unterschied, daß die „öffentliche Meinung" den Instinkt der Heerde (d. h. der Schwachen) anzubeten gewohnt ist und daß er der Starke, das Starke ist.

436.

In willensschwächeren und vielfacheren Zeitaltern ist ein hoher Grad von Entartung und Absonderlichkeit nicht sofort gefährlich und bedingt keine Ausmerzung aus dem gesellschaftlichen Körper; andrerseits geht man nicht gleich zu Grunde, weil die mittlere Quantität aller Kräfte selbst in sehr willkürlichen und eigensüchtigen Wesen nach Außen zu die aggressive und herrschsüchtige Tendenz verhindert.

Die Gefahr solcher Zeitalter sind die concentrirten Willensmächtigen; während in starken Zeitaltern die Gefahr in den Unsicheren liegt.

437.

Warum die Schwäche nicht bekämpft, sondern nur „gerechtfertigt“ wird. —

Die Abnahme des Heilkraft-Instinktes bei den Geschwächten: sodaß sie als remedium begehren, was ihren Untergang beschleunigt. Z. B. die meisten Vegetarier hätten eine corroborirende Kost nöthig, um der erschlafften Faser wieder Energie zu geben: aber sie halten ihr penchant zum Milden und Sanften für einen Wink der Natur: — und schwächen sich noch ὑπὲρ μόρον.

438.

Die décadence-Moralen haben Das eigenthümlich, daß sie eine Praxis, ein Régime empfehlen, welches die décadence beschleunigt, — sowohl physiologisch, als psychologisch: der Instinkt der Reparation und Plastik fungirt nicht mehr.

Die Energie der Gesundheit verräth sich bei Kranken in dem brüsken Widerstande gegen die krankmachenden Elemente, — einer Reaktion des Instinkts, z. B. gegen Musik bei mir —.

439.

Furcht vor dem Tode als europäische Krankheit.

Furcht leicht anzuzüchten, sogar den dummen Fischen. Heerdenthiere hauptsächlich furchtsam, fein im Hören von Noth-Signalen.

Moral-Urtheile (Furcht und Abneigung) sehr verschieden früh eingetrichtert. Die Art, gegen andre Urtheile einzunehmen, allen Lehrern der Tugend gemeinsam.

440.

Die Consequenzen absterbender Rassen verschieden, z. B. pessimistische Philosophie, Willens-Schwäche; — wollüstige Ausbeutung des Augenblicks, mit hysterischen Krämpfen und Neigung zum Furchtbaren. Zeichen des Alters kann auch Klugheit und Geiz sein (China), Kälte.

Europa unter dem Eindruck einer sklavenhaft gewöhnten furchtsamen Denkweise: eine niedrigere Art wird siegreich, — seltsames Widerstreiten zweier Prinzipien der Moral.

441.

Das zwanzigste Jahrhundert hat zwei Gesichter: eines des Verfalls. Alle die Gründe, wodurch von nun an mächtigere und umfänglichere Seelen, als es je gegeben hat (vorurtheilslosere, unmoralischere) entstehen könnten, wirken bei den schwächeren Naturen auf den Verfall hin. Es entsteht vielleicht eine Art von europäischem Chinesenthum, mit einem sanften, buddhistisch-christlichen Glauben, und in der Praxis klug-epikureisch, wie es der Chinese ist, — reduzirte Menschen.

442.

Ein Christenthum, das vor Allem kranke Nerven beruhigen soll, hat die furchtbare Lösung eines „Gottes am Kreuze“ überhaupt nicht nöthig: — weshalb im Stillen überall der Buddhismus in Europa Fortschritte macht.

443.

Zum Zugrunderichten, zum Verzögern und Vertiefen von Völkern und Rassen kann eine pessimistische Denkweise, eine Religion der Verneinung und Weltflucht, eine ekstatische Entsinnlichung und Verhäßlichung des Lebens, unentbehrlich sein.

444.

Das Dasein als Strafe und Buße! „Der Mythus vom Sündenfall ist es allein, was mich mit dem alten Testament aussöhnt"! Schopenhauer (Par. II, p. 323).

445.

Der Pessimismus als Instinkt und der Wille zum Pessimismus: Hauptcontrast.

Der Pessimist des Intellekts,

Der Pessimist der Sensibilität,

jener dem Unlogischen, dieser dem Schmerzhaften nachspürend.

Alle diese Maßstäbe sind es nur aus moralischen Gründen: oder, wie bei Plato, auch die ἡδονή, als Werth-Umwertherin und Verführerin gefürchtet.

Causalität: „Warum bin ich so und so?" Der unsinnige Gedanke, für sein Dasein, auch für sein So- und So-sein selbst freiwählend sich zu denken! . . . Hintergrund: die Forderung „es müßte ein Wesen geben, welches ein sich selbst verachtendes Geschöpf, wie ich es bin, am Entstehen verhindert hätte". Sich als Gegenargument gegen Gott fühlen —.

446.

Ohne die Wiedergeburt sind alle menschlichen Tugenden, nach Kant, glänzende Armseligkeiten. Diese Besserung ist möglich nur vermöge des intelligiblen Charakters; ohne ihn giebt es keine Freiheit, weder in der Welt noch im Willen des Menschen, noch zur Erlösung vom Bösen. Wenn die Erlösung nicht in der Besserung besteht, kann sie nur in der Vernichtung bestehn. Der Ursprung des empirischen Charakters, der Hang zum Bösen, die Wiedergeburt sind bei Kant Thaten des intelligiblen Charakters; der empirische Charakter muß an seiner Wurzel eine Umkehr erfahren. —

Der ganze Schopenhauer!!

447.

Den vollkommenen Pessimismus imaginiren (Schopenhauer hat ihn verdorben! — Begehren absolut unentrinnbar, aber zugleich als dumm begriffen und geschätzt, d. h. ein zweites Gegen-Begehren!): — Unerkennbarkeit — inwiefern betrübend? (nur für eine dogmatisch geübte Menschheit!): — der Gedanke des Todes, „Todesfurcht“ angezüchtet, „europäische Krankheit“ (mittelalterliche Todes-Sucht): — die Nutzlosigkeit alles Ringens — betrübend unter Voraussetzung moralischer Grundurtheile, d. h. wenn Etwas festgehalten wird als Maßstab (— es könnte auch Anlaß zum Lachen sein!).

Der vollkommene Pessimismus wäre der, welcher die Lüge begreift, aber zugleich unfähig ist, sein Ideal abzuwerfen: Kluft zwischen Wollen und Erkennen.

Absoluter Widerspruch: der Mensch ein Dividuum zweier feindseligen Mächte, die zu einander nur Nein sagen.

Es gehört also zum Pessimismus, daß er an gebrochenen, zweitheiligen Wesen hervortritt — er ist ein Zeichen des Verfalls — als Zeit-Krankheit. Das Ideal wirkt nicht belebend, sondern hemmend.

448.

Man hat mit einem willkürlichen und in jedem Betracht zufälligen Wort, dem Worte „Pessimismus", einen Mißbrauch getrieben, der wie ein Contagium um sich greift: man hat das Problem dabei übersehn, in dem wir leben, das wir sind —. Es handelt sich nicht darum, wer Recht hat, — es fragt sich, wohin wir gehören, ob zu den Verurtheilten, den Niedergangs-Gebilden . . . In diesem Fall urtheilen wir nihilistisch.

Man hat zwei Denkweisen gegen einander gestellt, wie als ob sie miteinander über die Wahrheit zu streiten hätten: während sie beide nur Symptome von Zuständen sind, während ihr Kampf das Vorhandensein eines cardinalen Lebens-Problems — und nicht eines Philosophen-Problems — beweist. Wohin gehören wir? —

449.

Es handelt sich ganz und gar nicht um die beste oder die schlechteste Welt: — Nein oder Ja, das ist die Frage. Der nihilistische Instinkt sagt Nein; seine mildeste Behauptung ist, daß Nicht-sein besser ist als Sein: daß der Wille zum Nichts mehr Werth habe, als der Wille zum Leben: daß, wenn das Nichts die oberste Wünsch-

barkeit ist, dieses Leben, als Gegensatz dazu, absolut werthlos ist.

Von solchen Werthschätzungen inspirirt, wird ein Denker unwillkürlich suchen, alle die Dinge, denen er instinktiv noch Werth beimißt, zur Rechtfertigung einer nihilistischen Tendenz heranzuziehn. Das ist die große Falschmünzerei Schopenhauer's, der zu vielen Dingen mit tiefem Interesse gestellt war, dem aber der Geist des Nihilismus verbot, dies zum Willen zum Leben zu rechnen: und so sehen wir denn eine Reihe feiner und beherzter Versuche, die Kunst, die Weisheit, die Schönheit in der Natur, die Religion, die Moral, das Genie, wegen ihrer scheinbaren Lebensfeindlichkeit, als Verlangen in's Nichts zu Ehren zu bringen.

450.

Ich will einmal zeigen, wie Schopenhauer's Mißverständniß des Willens ein „Zeichen der Zeit" ist — es ist die Reaktion gegen die Napoleonische Zeit, man glaubt nicht mehr an Heroen, d. h. Willensstärke. (In „Stello" steht das Bekenntniß: „es giebt keine Heroen und Monstra", — antinapoleonisch.)

451.

Hedonismus = Lust als Prinzip. Lust als Maßstab, thatsächlich gefunden bei den Utilitariern (comfort — Engländer). Lust als regulatives Prinzip, thatsächlich nicht gefunden bei den Schopenhauerianern. Hartmann ein oberflächlicher Querkopf, der den Pessimismus durch Teleologie vermanscht und eine Behaglich-

keits-Philosophie daraus machen will (nähert sich darin den Engländern an).

Das, was auf den Pessimismus folgt, ist die Lehre von der Sinnlosigkeit des Daseins; daß Lust und Schmerz keinen Sinn haben, daß ἡδονή kein Prinzip sein kann. Dies im nächsten Jahrhundert —. Lehre der großen Müdigkeit. „Wozu? Es lohnt sich Nichts!“

452.

Kant: Wenn sich die Menschheit zunehmend verschlechtert, so ist ihr Ziel das absolut Schlechte: die terroristische Vorstellungsart im Gegensatz zu der eudämonistischen Vorstellungsart oder dem „Chiliasmus“. Schwankt die Geschichte zwischen Fort- und Rückschritt hin und her, ist ihr ganzes Treiben zweck- und ziellos, Nichts als eine geschäftige Thorheit, sodaß sich Gutes und Böses gegenseitig neutralisiren und das Ganze als ein Possenspiel erscheint: das nennt Kant die abderitische Vorstellungsart.

(— Er sieht in der Geschichte nichts Anderes als eine moralische Bewegung!)

453.

Die Mächte in der Geschichte sind wohl zu erkennen, bei Abstreifung aller moralischen und religiösen Teleologie. Es müssen die Mächte sein, die auch im ganzen Phänomen des organischen Daseins wirken. Die deutlichsten Aussagen im Pflanzenreich.

Die großen Siege über das Thier: das Thier als Sklave, oder als Feind.

Der Sieg des Mannes über das Weib.

(Siege neben den großen Schwankungen, z. B. zwischen Gesunden und Kranken.)
Wohinein die Würde des Menschen gesetzt worden ist:
über das Thier im Menschen Herr geworden zu sein,
über das Weib im Menschen Herr geworden zu sein
griechisches Ideal.
Dagegen die christliche Würde:
über den Stolz im Menschen Herr geworden zu sein;
u. s. w.

454.

Die Weiter-Entwicklung der Menschheit nach Baudelaire's Vorstellung: — Nicht daß wir dem wilden Zustande uns wieder näherten, etwa nach Art des désordre bouffon südamerikanischer Republiken, wo man, das Gewehr in der Hand, seine Nahrung sucht, zwischen den Trümmern unsrer Civilisation. Das würde noch eine gewisse vitale Energie voraussetzen. Die Mechanik wird uns derart amerikanisirt, der Fortschritt wird die spiritualistisch Starken dermaßen unter uns atrophiirt haben, daß alles Verrückte, was geträumt worden ist von Sozialisten, hinter der positiven Wirklichkeit zurückbleibt. Keine Religion, kein Eigenthum; selbst keine Revolution mehr. Nicht in politischen Institutionen wird sich der allgemeine Ruin zeigen (ou le progrès universel: es liegt wenig an Namen). Habe ich nöthig zu sagen, daß das Wenige von Politik, das übrig bleibt, se débattra péniblement dans les étreintes de l'animalité générale, und daß die politischen Gouvernements gezwungen sein werden, um sich aufrecht zu erhalten, ein Phantom von Ordnung zu schaffen, zu Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen

qui feraient frissonner notre humanité actuelle, pourtant si endurcie! (haarsträubend!) Dann wird der Sohn die Familie fliehen, mit zwölf Jahren, émancipé par sa précocité gloutonne, um sich zu bereichern, um seinem infamen Vater Concurrenz zu machen, fondateur et actionnaire d'un journal, das Licht verbreitet u. s. w. — Dann werden selbst die Prostituirten von unbarmherziger Weisheit sein, qui condamne tout, fors l'argent, tout, même les erreurs des sens! Dann wird Alles, was uns Tugend heißt, als etwas ungeheuer Lächerliches angesehen werden, — Alles, was nicht ardeur vers Plutus ist. Die Gerechtigkeit wird Bürger verbieten, welche nicht ihr Glück zu machen wissen u. s. w. — avilissement —.

Was mich betrifft, der ich bisweilen das Lächerliche eines Propheten in mir fühle, ich weiß, daß ich niemals la charité d'un médecin darin finden werde. Verloren in dieser erbärmlichen Welt, coudoyé par les foules, bin ich wie ein müder Mensch, der rückwärts blickend Nichts sieht, als désabusement et amertume in langen, tiefen Jahren, und vor sich einen Sturm, in dem es nichts Neues giebt, weder Lust noch Schmerz. Le soir, où cet homme a volé à la destinée quelques heures de plaisir, bercé dans sa digestion, oublieux autant que possible du passé, content du présent et résigné à l'avenir, enivré de son sang-froid et de son dandysme, fier de n'être pas aussi bas que ceux qui passent, il se dit, en contemplant la fumée de son cigare: „Que m'importe, où vont ces consciences?“ —

455.

Unsre europäische Cultur — worauf sie drängt, im Gegensatz zur buddhistischen Lösung in Asien? —

456.

Gienge es nach meinem Willen, so wäre es an der Zeit, der europäischen Moral den Krieg zu erklären, und ebenso Allem, was auf ihr gewachsen ist: man müßte diese zeitweilige Völker- und Staaten-Ordnung Europa's zertrümmern. Die christlich-demokratische Denkweise begünstigt das Heerden-Thier, die Verkleinerung des Menschen, sie schwächt die großen Triebfedern (das Böse —), sie haßt den Zwang, die harte Zucht, die großen Verantwortlichkeiten, die großen Wagnisse. Die Mittelmäßigsten tragen den Preis davon und setzen ihre Werthmaße durch.

457.

Prinzip: 1) Eine Gattung von Wesen zu schaffen, die den Priester, Lehrer und Arzt *ersetzen*. (*Die Eroberung der Menschheit.*)

2) Eine Geistes- und Leibes-Aristokratie, die sich züchtet, immer neue Elemente in sich hinein nimmt und gegen die demokratische Welt der Mißrathenen und Halbgerathenen sich abhebt. („*Die Herren der Erde*".)

458.

Die synthetischen Menschen *können* nicht aus der „Ameise" wachsen.

459.

Die Aufgabe ist, eine *herrschende Kaste* zu bilden, mit den umfänglichsten Seelen, fähig für die ver-

schiedensten Aufgaben der Erdregierung. Alle bisherigen Einzel-Fähigkeiten in Eine Natur zu centralisiren.

Stellung der Juden dazu: große Vorübung in der Anpassung. Sie sind einstweilen die größten Schauspieler darum; auch als Dichter und Künstler die glänzendsten Nachmacher und Nachfühler. Was ihnen andererseits fehlt. Wenn erst das Christenthum vernichtet ist, wird man den Juden gerechter werden: selbst als Urhebern des Christenthums und des höchsten bisherigen Moral-Pathos.

460.

Anti-Antisemitisches. — Die Juden sind in unbedingtem Sinne gescheut: einem Juden zu begegnen ist eine Wohlthat, gesetzt daß man unter Deutschen lebt. Ihre Gescheutheit hindert sie, auf unsre Weise närrisch zu werden, z. B. national. Sie sind selbst ein Antidoton gegen diese letzte Krankheit der europäischen Vernunft. Sie sind ehemals zu gut geimpft — ein wenig blutig selbst —, um der rabies nationalis zu verfallen.

Sie sind im unsicheren Europa vielleicht die stärkste Rasse: sie sind dem ganzen Westen Europa's überlegen durch die Länge ihrer Entwicklung. Ihre Organisation setzt ein reicheres Werden, eine größere Zahl von Stufen voraus, als unsre übrigen Völker aufweisen. Aber das ist beinahe eine Formel für Vollkommenheit . . .

Eine Rasse, wie irgend ein organisches Gebilde, kann nur wachsen oder zu Grunde gehn: es giebt keinen Stillstand. Eine Rasse, die nicht zu Grunde gegangen, ist eine Rasse, die immerfort gewachsen ist. Vielleicht gilt auch hier, daß Wachsen soviel wie Vollkommner-werden heißt. Die Dauer ihres Daseins entschiede dann über

die Höhe ihrer Entwicklung: die älteste müßte die höchste sein.

Die Juden aber haben im modernen Europa an die supremste Form der Geistigkeit gestreift: diese ist die geniale Buffonerie. Mit Offenbach, mit Heinrich Heine ist die Potenz der europäischen Cultur wirklich überboten: in dieser Weise steht es den andern Rassen noch nicht frei, Geist zu haben ... Die älteste und späteste Cultur Europa's hat Paris: aber die verwöhntesten Pariser, solche wie die frères de Goncourt, haben Heinrich Heine die Ehre gegeben, zusammen mit dem Abbé Galiani und dem Fürsten von Ligne die sublimste Form des esprit Parisien darzustellen (— drei Ausländer! merkwürdig!).

461.

Man lobt unter den Gebildeten von Heute (welche Alle, proh pudor! Zeitungen lesen) die tiefen Menschen. Aber was dürften Die, welche tiefe Menschen loben, selber von der Tiefe wissen! — Es sind gefährliche Menschen: daran ist gar nicht zu zweifeln. Man pflegt doch sonst die Abgründe nicht zu loben!

462.

In diesem Jahrhundert der oberflächlichen und geschwinden Eindrücke ist das gefährlichste Buch nicht gefährlich: es sucht sich die fünf, sechs Geister, die tief genug sind. Im Übrigen — was schadet es, wenn es diese Zeit zerstören hilft!

463.

„Magna ingenia conspirant.“

464.

Ein Mensch, dem fast alle Bücher oberflächlich geworden sind, der vor wenigen Menschen der Vergangenheit noch den Glauben übrig hat, daß sie Tiefe genug besessen haben, um — nicht zu schreiben, was sie wußten.

465.

La vie est une tragédie pour ceux qui sentent, et une comédie pour ceux qui pensent. (Horace Walpole.)

466.

„Wer mit vierzig Jahren nicht Misanthrop ist, der hat die Menschen nie geliebt“ pflegte Chamfort zu sagen.

467.

„Solitudo continuata dulcescit.“ (Madonna del Sasso, Locarno.)

468.

Von der Habgier des Geistes: wo, wie beim Geize, das Mittel Zweck wird. Die Unersättlichkeit.

Man liebt heute alles fatalistische Ungeheure: so auch den Geist.

469.

Den größten Ekel haben mir bisher die Schmarotzer des Geistes gemacht: man findet sie, in unserem ungesunden Europa, überall sitzen, und zwar mit dem

besten Gewissen von der Welt. Vielleicht ein wenig trübe, ein wenig air pessimiste, in der Hauptsache aber gefräßig, schmutzig, beschmutzend, sich einschleichend, einschmiegend, diebisch, krätzig — und unschuldig wie alle kleinen Sünder und Mikroben. Sie leben davon, daß andere Leute Geist haben und mit vollen Händen ausgeben: sie wissen, wie es selbst zum Wesen des reichen Geistes gehört, unbekümmert, ohne kleinliche Vorsicht, auf den Tag hin und selbst verschwenderisch sich auszugeben, — denn der Geist ist ein schlechter Haushalter und hat kein Augenmerk darauf, wie Alles von ihm lebt und zehrt.

470.

Ein Garten, an dem selbst das Gitterwerk vergoldet ist, hat sich nicht nur gegen Diebe und Strolche zu schützen: seine schlimmsten Gefahren kommen ihm von seinen zudringlichen Bewunderern, die überall Etwas abbrechen und gar zu gern Dies und Jenes zum Andenken mitnehmen möchten. — Und merkt ihr es denn nicht, ihr Müßiggänger in unseren Gärten, daß ihr euch nicht einmal neben unsern Kräutern und Unkräutern rechtfertigen könnt, daß sie euch in's Gesicht sagen: fort, ihr Eindringlinge, ihr Unzugehörigen!

471.

Wer in unsrer Zeit jung war, der hat zu Viel erlebt: vorausgesetzt, daß er zu den Wenigen gehört, die noch tief genug sind zu „Erlebnissen“. Den Allermeisten nämlich fehlt jetzt diese Tiefe und gleichsam der rechte Magen: sie kennen daher auch die Noth jenes rechten

Magens nicht, welcher mit jedem Erlebniß „fertig werden“ muß; die größten Neuigkeiten fallen durch sie hindurch. Wir Andern haben zu schwere, zu mannichfache, zu überwürzte Kost hinunterschlucken müssen, als wir jung waren: und wenn wir schon den Genuß an seltsamen und unerhörten Speisen voraus haben vor den Menschen einfacherer Zeiten, so kennen wir das eigentliche Verdauen, das Erleben, Hineinnehmen, Einverleiben fast nur als Qual.

472.

Dies Schicksal liegt nunmehr über Europa, daß gerade seine stärksten Söhne spät und selten zu ihrem Frühling kommen —, daß sie zumeist schon jung verekelt, verwintert, verdüstert zu Grunde gehn, gerade weil sie den Becher der Enttäuschung — und das ist heute der Becher der Erkenntniß — mit der ganzen Leidenschaft ihrer Stärke getrunken, ausgetrunken haben: — und sie würden nicht die Stärksten sein, wenn sie nicht auch die Enttäuschtesten gewesen wären! . Denn das ist die Probe ihrer Kraft: erst aus der ganzen Krankheit der Zeit heraus müssen sie zu ihrer Gesundheit kommen. Der späte Frühling ist ihr Abzeichen; fügen wir hinzu: auch die späte Thorheit, die späte Narrheit, die späte Übermüthigkeit! Denn so gefährlich steht es heute: Alles, was wir geliebt haben, als wir jung waren, hat uns betrogen. Unsre letzte Liebe — die, welche uns dies gestehen macht: unsre Liebe zur Wahrheit — sehen wir zu, daß uns nicht auch diese Liebe noch betrügt! —

IV.

Weib, Liebe und Ehe.

Weib, Liebe und Ehe.

473.

Man kann nicht hoch genug von den Frauen denken: aber deshalb braucht man noch nicht falsch von ihnen zu denken. Man soll darin gründlich auf der Hut sein. Daß sie selber im Stande wären, die Männer über „das Ewig-Weibliche" aufzuklären, ist unwahrscheinlich; sie stehn sich vielleicht zu nahe dazu, — und überdies ist alles Aufklären selber — bisher wenigstens — Männer-Sache und Männer-Gabe gewesen. Endlich darf man bei Alledem, was Weiber über das Weib schreiben, ein gutes Mißtrauen sich vorbehalten: nämlich ob nicht, ganz unwillkürlich, ein Weib, auch wenn es schreibt, zuletzt thun muß, was — bisher wenigstens — ewig-weiblich war: nämlich sich putzen! Hat man jemals einem Weibskopfe schon Tiefe zugestanden? und einem Weibsherzen — Gerechtigkeit? Ohne Tiefe aber und Gerechtigkeit — was nützt es, wenn Weiber „über das Weib" urtheilen? Mit der Liebe und dem Lobe, selbst wenn man sich selber liebt und lobt, ist sicherlich die Gefahr nicht vermindert, ungerecht und flach zu sein. Mögen manche Frauen einen guten Grund haben, zu denken, daß ihnen die Männer nicht mit Lob und Liebe entgegenkommen: ganz im Großen gerechnet dünkt mich, daß bisher „das Weib" am meisten von den Weibern geringgeachtet worden ist — und durchaus nicht vom Manne.

474.

Die Weiber sind (obschon die angezüchtete Schamhaftigkeit ihnen selber daraus ein Geheimniß macht) viel sinnlicher als die Männer: für die es zuletzt wichtigere Funktionen giebt als die geschlechtliche. Aber wenn sich ein schöner Mann einem Weibe nähert — Weiber sind überhaupt unfähig, sich ein Verhältniß zwischen Mann und Weib zu denken, das nicht eine Spannung der Geschlechtlichkeit mit sich brächte.

475.

Die Gegensätze sich paarend in Mann und Weib zur Zeugung von etwas Drittem — Genesis der Werke des Genie's!

476.

Zum Weibe redet man nicht von Wahrhaftigkeit. „Gieb dich, wie du bist“ bedeutet zum Weibe geredet beinahe das Gegentheil von Dem, was es als Aufforderung an den Mann bedeutet.

477.

Der Mangel an Philologie: man verwechselt beständig die Erklärung mit dem Text, — und was für eine „Erklärung“!

Frauen, stark gerathen, von altem Schrot und Korn, mit dem Temperament einer Kuh, denen selbst Unfälle wenig anhaben: aber sie nennen es ihr „Gottvertrauen“! — Sie merken Nichts davon, daß ihr „Gottvertrauen“ nur der Ausdruck ihrer starken und sicheren Gesammtverfassung ist, — eine Formulirung, keine Ursache . . .

478.

Das Weib, das Ewig-Weibliche: ein bloß imaginärer Werth, an den allein der Mann glaubt.

479.

Im Grunde, was lieben wir Männer an den Frauen, wenn nicht gerade Das, daß sie, wenn sie „sich geben", immer auch zugleich ein Schauspiel geben?

480.

Das Weib: ein kleiner Feuer-Herd zwischen viel Rauch und Lüge.

481.

Wo für das Volk geschwärmt wird, da horchen immer gleich die Frauen hin: sie fühlen, das ist ihre Sache.

482.

De la féminéité de l'église comme raison de son omni-puissance. (Baudelaire.)

483.

Die Frauen in Europa, ganz abgesehn von ihrem eigentlichen Geschäfte („Kinder zu legen"), sind zu vielen guten Dingen nütze. Mit Wienerinnen ist es angenehm zu tanzen. Mit einer Französin kann man causer, mit einer Italienerin poser, mit einer Deutschen — oser. Unter

den Jüdinnen giebt es allerliebste Schwätzel-Weiber: das Muster davon, ganz in Goethische Spitzen und Selbstgefälligkeiten gewickelt, war die Rahel. Eine Russin hat gewöhnlich Etwas erlebt, bisweilen Etwas gedacht. Engländerinnen wissen auf die weiblichste und himmlischeste Weise zu erröthen, beinahe ohne Grund, gleich den Engeln: — kurz, man kommt nicht zu Ende, wenn man die Nützlichkeit des Weibes — Etwas, woran alle Welt glaubt, — erst noch nach dem Vorbilde der englischen utilitarians steif und standhaft beweisen wollte.

484.

Was, nach Baudelaire, am Weibe bezaubert und die Schönheit ausmacht: „l'air blasé, l'air ennuyé, l'air évaporé, l'air impudent, l'air froid, l'air de regarder en dedans, l'air de domination, l'air de volonté, l'air méchant, l'air malade, l'air chat, enfantillage, nonchalance et malice mêlées.“

485.

Daß man liebt (verzeiht, nachsieht u. s. w.), weil man nicht stark, fest genug ist, feind zu sein, wehe zu thun durch seine Feindschaft, — daß man lieber liebt als gerecht-neutral bleibt, weil es uns zu kalt und unheimlich wird, so allein stehn zu bleiben, — daß man lieber die Entehrung erträgt als Jemandem böse zu sein, — sehr weiblich!

486.

In der meisten Liebe giebt es Einen, der spielt, und Einen, der mit sich spielen läßt: Amor ist vor Allem ein kleiner Theater-Regisseur.

487.

„Worin besteht das größte Vergnügen der Liebe?“ hat man in Gegenwart Baudelaire’s gefragt. Einer antwortete: im Empfangen, ein Anderer: im Sich-geben. Dieser sagte: Wollust des Stolzes, Jener: Wollust der Demuth (volupté d’humilité). Alle diese orduriers redeten wie die imitatio Christi. Endlich fand sich ein unverschämter Utopist, welcher behauptete, das größte Vergnügen der Liebe bestünde darin, Bürger für das Vaterland zu bilden. Moi, je dis: la volupté unique et suprême de l’amour gît dans la certitude de faire le mal. Et l’homme et la femme savent, de naissance, que dans le mal se trouve toute volupté.

488.

Für das Weib giebt es einen einzigen Ehrenpunkt: daß es glauben muß, mehr zu lieben, als es geliebt wird. Jenseits dieses Punktes beginnt sofort die Prostitution.

489.

Die Sinnlichkeit, welche bei kleinen blassen Juden oder Parisern so lächerlich erscheint, und beinahe comme une névrose —

490.

„In protestantischen Ländern fehlt es an zwei Dingen, die unerläßlich für das Glück eines wohlerzogenen Mannes sind: la galanterie et la dévotion.“ (Baudelaire.)

491.

Die Liebe zu Jemandem ist an sich so wenig (und so viel) werthvoll als der Haß oder die Rache. Es giebt in der Liebe so viel Blindheit der Hingebung, so viel Noth und Nöthigung, nämlich durch das Unbehagen im Entbehren der anderen Person, so viel Sklaven-Sinn (im Ertragen aller Art von schlechter Behandlung) — es giebt etwas so Verderbliches und Verderbendes in der Liebe, daß die geliebte Person meistens an Geist und Kraft und Vorsicht durch das Geliebt-werden heruntergeht.

492.

„Bedarf die Liebe der Unruhe und Ängste? ist ihr die Eifersucht als Dünger nöthig? strebt sie sanft in die reine und friedliche Luft der Träume? — Im anderen Falle wäre ein geschickter und desinteressirter Egoismus die erste der Tugenden, le plus raisonnable des devoirs —“

493.

Die Abnahme der Anmuth. — Zu den Symptomen der allgemeinen Verhäßlichung, wie sie einem Zeitalter gemäß ist, das den Pöbel immer mehr zum Herrn macht und wo pöbelhafte Gebärden des Leibes und Geistes überall schon Hausrecht erlangt haben, gehört nicht am wenigsten das wachsende Sich-gehen-lassen und eine Art „Rückkehr zur Natur“ (d. h. zum Pöbel), auch an Orten, an denen man früher auf vornehme und strenge Gewohnheiten wie auf sein Vorrecht hielt: an den Höfen sowohl als bei den liebenswürdigsten Frauen:

— ich meine sogar, in der Unart meines Herzens, nicht nur „an“ und „bei“, sondern „innen“ und „drinnen“. Man steht verwundert vor diesem Mangel an Feinheit.

494.

Fliehen wir, meine Freunde, vor Dem, was langweilig ist, vor dem bedeckten Himmel, vor der Watschel-Gans, vor dem ehrsamen Weibe, vor der alten Jungfer, welche schreibt und Bücher „legt“, — ist das Leben nicht zu kurz, sich zu langweilen?

495.

Man schlägt ein weibliches Buch auf: — und bald seufzt man „wieder eine verunglückte Köchin!“

496.

Weib. — Und wo einmal ein Weib zum Bewußtsein über irgend eine Begabung kommt: wie viel lächerliche Selbstbewunderung, wie viel „Gans“ kommt jedes Mal dabei zum Vorschein!

497.

Wir waren bisher so artig gegen die Frauen. Wehe, es kommt die Zeit, wo man, um mit einer Frau verkehren zu können, ihr vorerst auf den Mund schlagen muß.

498.

Manu: „Das Weib, das seinen Gatten, weil er die Passion des Spiels oder der geistigen Getränke hat, von

sich stößt, anstatt ihn wie einen Kranken zu pflegen, soll drei Monate in die inneren Gemächer eingesperrt werden, ohne jedweden Putz und Zierrath" (— avis à Georges Eliot!).

499.

Schrecklich zu denken, wenn ich durch meine Gedanken über das Weib irgend eine Schriftstellerin, nachdem sie sich und die Welt schon genugsam mit ihren Büchern gequält hat, zu dem Rachegedanken treiben könnte, zu Kindern zu kommen!

500.

„Wenn ein Weib zu Kindern kommen will, läßt es gewöhnlich nicht die Kindlein zu sich kommen, sondern die Männer!" sagte eine alte Hebamme.

501.

Bei der „Emancipation des Weibes" wollen die Weiber, welche nicht zu Gatten und Kindern kommen, die Gesammtstellung des Weibes zum Manne wesentlich beeinflussen, d. h. die mißrathenden Elemente (welche der Zahl nach überall im Übergewicht sind) wollen die Stellung der Art ändern, d. h. zu Gunsten der Zahl soll die Qualität der Art verringert werden. (Man denke nur über die Eine Consequenz nach: daß nun auch die häßlichen Weiber die Befriedigung ihrer Triebe durch die Männer verlangen, — der unbewußt treibende Grund dieser Bewegung. Oder bei der George Sand, die nie Männer genug hatte und die, welche sie hatte, bald satt bekam.)

502.

Vermännlichung der Weiber ist der rechte Name für „Emancipation des Weibes“. Das heißt, sie formen sich nach dem Bilde, welches der Mann jetzt abgiebt, und begehren seine Rechte. Ich sehe darin eine Entartung im Instinkte der jetzigen Weiber: sie müßten wissen, daß sie, auf diesem Wege, ihre Macht zu Grunde richten. — Sobald sie sich nicht mehr erhalten lassen wollen und ernsthaft Concurrenz mit dem Manne im bürgerlich-politischen Sinne machen, folglich auch auf jene milde und nachsichtig-schonende Behandlungsart verzichten wollen, mit der sie bisher behandelt wurden, so — —

503.

Ihr demonstrirt aus dem Elend des Weibes heraus, daß man seine Lage verbessern müsse: aber ich wollte, ihr thätet es auf Grund seiner bessern Lage und Kraft.

504.

Man vergebe mir diese anmaßliche Behauptung: genau weil ich eine höhere und tiefere, auch wissenschaftlichere Auffassung des Weibes habe, als die Emancipatoren und Emancipatricen desselben, wehre ich mich gegen die Emancipation: ich weiß besser, wo ihre Stärke ist, und sage von ihnen: „sie wissen nicht, was sie thun“. Sie lösen ihre Instinkte auf mit ihren jetzigen Bestrebungen!

505.

Man muß hier nicht aus dem Winkel urtheilen, wie die Herren Pariser, die das Weib als Krankheit, d. h. ihren Zufall von Paris und neunzehntem Jahrhundert, zur Lösung vom Problem „Weib“ überhaupt benutzen, — man muß ein wenig Geschichte des Weibes kennen. Daß z. B. an sich schon das Weib das „schwächere“ Geschlecht sein sollte, ist historisch ebenso wenig als ethnologisch aufrecht zu erhalten: fast überall finden sich Culturformen — oder fanden sich —, wo die Herrschaft beim Weibe ist. Es ist ein Ereigniß, es ist, wenn man will, eine Art Entscheidung im Schicksal der Menschheit, daß das Weib endgültig unterlag, — daß alle Instinkte der Unterliegenden obenauf in ihm kamen und den Typus Weib schufen . . . Zweifeln wir nämlich nicht daran, daß erst seitdem das Weib etwas Bezauberndes, Interessantes, Vielfaches, Listiges ist, — ein Filigran von unausrechenbarer Psychologie: es hat damit aufgehört, langweilig zu sein . . . Die Macht ist langweilig — man sehe sich doch das „Reich“ an! . . . Wäre es überhaupt auf Erden auszuhalten, wenn nicht das Weib ein Genie der Unterhaltung und der Anmuth, wenn es nicht Weib geworden wäre? — Aber dazu muß man schwach sein . . . Auch ein Genie in der Bosheit! Ein wenig Mänade selbst! . . .

506.

Ich will die Weiber wieder zurückformen: die Sand und Madame de Staël beweisen gegen sie. (Sévigné und Eliot sollten mehr sein als Schriftstellerinnen und waren es auch, — zum Theil Nothbehelf.) Ich verdamme sie zum Handel: der commis soll in Verachtung!

507.

Vorzug der weiblichen Erziehung des vorigen Jahrhunderts bei den Franzosen. (Madame Roland als die alberne „Bürgerin", bei der die Eitelkeit auf weiblich-pöbelhafte Art eklatirt.)

508.

Was das Weib betrifft, so neige ich zur orientalischen Behandlung: die ausnahmsweisen Weiber selber beweisen immer nur das Gleiche — Unfähigkeit zur Gerechtigkeit und unglaublich reizbare Eitelkeit. Man soll Nichts an ihnen zu ernst nehmen, ihre Liebe am wenigsten: zum Mindesten soll man wissen, daß die treuest und leidenschaftlichst Liebenden gerade eine kleine Untreue zur Erholung nöthig haben, ja zur Ermöglichung der Dauer der Liebe.

509.

Im Orient und im Athen der besten Jahrhunderte schloß man die Frauen ab, man wollte die Phantasie-Verderbniß des Weibes nicht: das verdirbt die Rasse, mehr als der leibliche Verkehr mit einem Manne.

Auf germanische Ursitte und Urkeuschheit nützt es nicht sich zu berufen: es giebt keine Germanen mehr, es giebt auch keine Wälder mehr.

510.

Der Einfluß der Frauen, nicht vom Christenthum her, sondern vom Einfluß der nordischen Barbaren auf die römische Gesellschaft. Die Germanen hatten exaltation,

sie liebten die Seele. Die Römer liebten nur den Leib. Es ist wahr, daß die Weiber lange Zeit keine Seele hatten. Sie haben sie noch nicht im Orient — schade! (Mérimée.)

511.

Die Weiber unter Vormundschaft. Eigenthum.

512.

Die Ehe hat die längste Zeit das schlechte Gewissen gegen sich gehabt: sollte man's glauben? Ja, man soll es glauben.

513.

Die Ehe ist genau so viel werth, als Die, welche sie schließen: also ist sie, durchschnittlich, wenig werth —. Die „Ehe an sich" hat noch gar keinen Werth, — wie übrigens jede Institution.

514.

Der Unsinn in der Mutterliebe. Alle Liebe, wo nicht die Einsicht entsprechend groß ist, richtet Unheil an.

515.

Falsche Auslegung der Mutterliebe durch Die, welche den Vortheil davon haben — und durch die Mütter selber.

516.

Aus Manu: Wenn die Einigung eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens die Frucht einer gegenseitigen

Wahl ist, so heißt diese Einigung, geboren wie sie ist aus der Liebe und die Liebe zum Zweck habend: die Art der „himmlischen Musiker“.

Aus honnetten und lobenswerthen Ehen entstehen honnette und lobenswerthe Kinder; aber die schlechten Ehen sehen nur eine verächtliche Nachkommenschaft.

Die letztern Arten Ehe bringen nur Verschwender, Händelsuchende, Lügner als Kinder hervor, die die Heilige Schrift und die Pflichten, welche sie vorschreibt, nicht kennen.

517.

Manu und die Ehe. — Im Falle der indischen Priester ist nicht nur die allen Priestern eignende Rancune gegen die Sinnlichkeit in Betracht zu ziehn (— darin nämlich stimmen sie überein: sie nehmen die Sinnlichkeit als persönlichen Feind). Das Wesentliche ist, daß nur eine extreme Rigorosität in dieser Hinsicht das Fundament aller Ordnung, die sie geschaffen haben, aufrecht erhält, — den Begriff der Kaste, die Distanz der Kasten, die Reinheit der Kasten . . .

Sie verlangen die Ehe, mit aller Strenge; sie sind, ähnlich wie die Chinesen, am entgegengesetzten Ende der europäischen Schlaffheit: — sie halten es für eine religiöse Pflicht, einen Sohn zu haben; sie machen das persönliche Heil im Jenseits davon abhängig, daß man einen Sohn hat. Man kann nicht genug Werth auf eine solche Gesinnung legen, eine um hundert Grad würdigere und ernsthaftere Gesinnung, als sie z. B. das Christenthum hat. In letzterem kommt die Ehe als Coitus in Betracht und nicht weiter, — als eine Concession an die menschliche Schwachheit und als pis aller der Hurerei.

518.

Zur Zukunft der Ehe: eine Steuer-Mehrbelastung (bei Erbschaften z. B.), auch Kriegsdienst-Mehrbelastung der Junggesellen von einem bestimmten Alter an und anwachsend (innerhalb der Gemeinde).

— Vortheile aller Art für Väter, welche reichlich Knaben in die Welt setzen: unter Umständen eine Mehrheit von Stimmen;

— ein ärztliches Protokoll, jeder Ehe vorangehend und von den Gemeinde-Vorständen unterzeichnet: worin mehrere bestimmte Fragen seitens der Verlobten und der Ärzte beantwortet sein müssen („Familien-Geschichte" —);

— als Gegenmittel gegen die Prostitution (oder als deren Veredelung): Ehen auf Frist, legalisirt (auf Jahre, auf Monate), mit Garantie für die Kinder;

— jede Ehe verantwortet und befürwortet durch eine bestimmte Anzahl Vertrauensmänner einer Gemeinde: als Gemeinde-Angelegenheit.

519.

Wie kostspielig sind alle diese Werthschätzungen der Sittlichkeit! Z. B. die Ehe wird jetzt bezahlt durch die tiefgreifende Verleumdung und innere Verderbniß des andern Geschlechts-Verkehrs!

Alle Heerden-Werthschätzungen sind ebenso sehr gegen die niedrigen Naturen gerichtet, als gegen die ausnahmsweisen, höheren Naturen.

520.

Veredelung der Prostitution, nicht Abschaffung...

521.

Wir sind ja keine albernen Keuschheits-Fasler: wenn man ein Weib braucht, wird man schon ein Weib finden, ohne darum Ehen zu brechen und Ehen zu gründen.

522.

Ich mag auch euer Gesetz der Ehe nicht: mich ekelt seines plumpen Fingers, der auf das Recht des Mannes weist.

Ich wollte, ihr redetet vom Recht zur Ehe und gäbet es, ein seltnes Recht: aber in der Ehe giebt es nur Pflichten und keine Rechte.

523.

Fluch darüber, daß die Besten sich zurückziehn ohne Kinder!

524.

Gegen den falschen Idealismus, wo durch übertriebene Feinheit sich die besten Naturen der Welt entfremden. Wie schade, daß der ganze Süden Europa's um die Vererbung jener gebändigten Sinnlichkeit gekommen ist, durch die Abstinenz der Geistlichen! Und daß solche Shelley's, Hölderlin's, Leopardi's zu Grunde gehn, ist billig; ich halte nicht gar viel von solchen Menschen. Es ergötzt mich, an die Revanchen zu denken, welche die derbe Natürlichkeit der Natur bei solcher Art Menschen nimmt, z. B. wenn ich höre, daß Leopardi früher Onanie trieb, später impotent war.

525.

Die Art Hölderlin und Leopardi: ich bin hart genug, um über deren Zugrundegehn zu lachen. Man hat eine falsche Vorstellung davon. Solche Ultra-Platoniker, denen immer die Naivetät abgeht, enden schlecht. Irgend Etwas muß derb und grob sein am Menschen: sonst geht er auf eine lächerliche Weise zu Grunde vor lauter Widersprüchen mit den einfachsten Thatsachen: z. B. mit der Thatsache, daß ein Mann von Zeit zu Zeit ein Weib nöthig hat, wie er von Zeit zu Zeit eine rechtschaffne Mahlzeit nöthig hat.

526.

„Il faut à des hommes comme nous une femme peu élevée, peu éduquée qui ne soit que gaieté et esprit naturel, parce que celle-là nous réjouira et nous charmera ainsi qu'un agréable animal auquel nous pourrons nous attacher." (Goncourt.)

527.

Wir Vornehmen haben Wohlgefallen an den Frauen als an einer vielleicht kleineren, aber feineren und leichteren Art von Wesen. Welches Glück, Wesen zu begegnen, die immer Tanz und Thorheit und Putz im Kopfe haben! Sie sind das Entzücken aller sehr gespannten und tiefen Mannesseelen gewesen, deren Leben mit großer Verantwortlichkeit beschwert ist.

528.

Man muß es in aller Tiefe nachempfinden, welche Wohlthat das Weib ist.

529.

Alle sehr reichen, ungeordneten Menschen bekommen einen sittlichen Charakter durch den Einfluß des Weibes, das sie lieben. Erst durch die Berührung des Weibes kommen viele Große auf ihre große Bahn: sie sehen ihr Bild im vergrößernden und vereinfachenden Spiegel.

530.

Dem Weibe, das er nicht verdient, verfällt der Mann.

531.

Das Weib, als geborne Götzendienerin, verdirbt den Götzen, — den Gatten.

532.

„L'amour – nach Napoleon – l'occupation de l'homme oisif, la distraction du guerrier, l'écueil du souverain.“

533.

Die Frage der Ehe. Einrichtung zu treffen für den Schaffenden: denn da ist ein Antagonismus zwischen Ehe und Werk.

534.

Natürlich gilt mir eine Ehe ohne alle Sanktion als einzig für den Weisen berechtigt. Es ist eine Komödie, wenn er sich anders dazu stellt, was unter Umständen rathsam (z. B. Goethe).

535.

Man hat immer etwas Nöthigeres zu thun, als sich zu verheirathen: Himmel, so ist mir's immer gegangen!

536.

„Wie Brahma lebt man allein; wie ein Gott lebt man zu Zweien; wie im Dorf lebt man zu Dreien; wo es mehr sind, ist es ein Lärm und ein Getümmel."

537.

In Hinsicht darauf, was fruchtbare Geister zu oberst und zu unterst nöthig haben, um nicht an den Würmern ihres Gewissens zu leiden — nämlich „Eier legen, gackern, Eier brüten" und so weiter mit oder ohne Grazie — mögen sie sich mit gutem Grunde, wie es Stendhal und Balzac gethan haben, — Keuschheit zur Diät verordnen. Und mindestens darf man nicht zweifeln, daß gerade dem „Genie" das Ehebett noch verhängnißvoller sein kann als Concubinage und Libertinage. — Auch in vieler anderer Hinsicht — z. B. was „Nachkommenschaft" betrifft — muß man mit sich bei Zeiten zu Rathe gehn und sich entscheiden: aut liberi aut libri.

538.

En amour, la seule victoire est la fuite. Napoleon.

539.

Naxos.

Aus den Gesprächen
zwischen Dionysos, Theseus und Ariadne.

„Theseus wird absurd,“ sagte Ariadne, „Theseus wird tugendhaft —!“ (Der Held sich selbst bewundernd, absurd werdend.)

Eifersucht des Theseus auf Ariadne's Traum. Dionysos ohne Eifersucht: „Was ich an Dir liebe, wie könnte das ein Theseus lieben? Man ist nicht eifersüchtig, wenn man Gott ist: es sei denn auf Götter.“

* * *

„Ariadne“, sagte Dionysos, „Du bist ein Labyrinth: Theseus hat sich in Dich verirrt, er hat keinen Faden mehr; was nützt es ihm nun, daß er nicht vom Minotaurus gefressen wurde? Was ihn frißt, ist schlimmer als ein Minotaurus.“ — „Du schmeichelst mir,“ antwortete Ariadne, „aber ich will nicht mitleiden, wenn ich liebe; ich bin meines Mitleids müde: an mir sollen alle Helden zu Grunde gehn. Das ist meine letzte Liebe zu Theseus: ich richte ihn zu Grunde.“

* * *

Letzter Akt. Hochzeit des Dionysos und der Ariadne.

Nachträge, Pläne, Varianten und Vorreden.

Zweite Hälfte
des XIV. Bandes.

Vorwort.

Diese zweite Hälfte des XIV. Bandes bedeutet für die II. Abtheilung der Gesammt-Ausgabe eine Art Supplementbändchen, worin wir eine Nachlese von Gedanken und Plänen aus den Jahren 1882—88 bringen, die in den andern Bänden noch nicht veröffentlicht sind. Als ich nämlich die Originalmanuskripte meines Bruders aus den eben genannten sechs bis sieben Jahren für die Biographie selbst durchstudirte, fand ich noch viele Bemerkungen, die mir zur Erklärung seiner Hauptgedanken von Wichtigkeit erschienen. Vorzüglich aus den Jahren 82—84 haben die Herausgeber des XII. Bandes eine etwas zu sparsame Auswahl aus den Zarathustra-Manuskripten getroffen, sodaß z. B. der Gedanke des Übermenschen in der Darstellung jenes Bandes etwas undeutlich erscheint. —

Außerdem enthält die nachfolgende Abtheilung hauptsächlich Bemerkungen, die sich auf die Entwicklung und Entstehung der Gedanken und Werke meines Bruders beziehen und zu deren Erklärung dienen können, selbst wenn sie nur flüchtiger Natur sind.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Nietzsche-Archiv, Weimar,
im Juni 1904.

Gedanken und Pläne aus der Zeit der Entstehung des Zarathustra (1882—85).

1.

Das, was kommt.

Das eigentliche Streben in's Nichts. Kriege über das Prinzip von Besser-Nichtsein als Sein.

A. Erste Consequenz der Moral: das Leben ist zu verneinen. Letzte Consequenz: die Moral selber ist zu verneinen.

B. Also: fällt die erste Consequenz dahin.
Befreiung der Selbstsucht.
Befreiung des Bösen.
Befreiung des Individuums.
Die neuen Guten: „ich will!“, die alten Guten: „ich soll“.
Befreiung der Kunst als Abweisung der unbedingten Erkenntniß. Lob der Lüge.
Rückgewinnung der Religion.

C. Durch alle diese Befreiungen wächst der Reiz des Lebens. Seine innerste Verneinung, die moralische, ist beseitigt. Damit Anfang vom Untergange. Die Nothwendigkeit der Barbarei (wohin z. B. auch die Religion gehört).

Die Menschheit muß in Cyklen leben, einzige Dauerform. Nicht die Cultur möglichst lange, sondern möglichst kurz und hoch. — Wir im Mittage: Epoche.

D. Was bestimmt die Höhe der Höhen in der Geschichte der Cultur? — Der Augenblick, wo der Reiz am größten ist. Gemessen daran, daß der mächtigste Gedanke ertragen, ja geliebt wird.

2.

Die Moral der Ausgewählten oder die freie Moral. Wir als die Erhalter des Lebens.

Unvermeidlich entstehend die Verachtung und der Haß gegen das Leben. Buddhismus. Die europäische Thatkraft wird zum Massen-Selbstmord treiben. Dazu: meine Theorie der Wiederkunft als furchtbarste Beschwerung.

Wenn wir, die Freunde des Lebens, uns nicht selber erhalten — uns selber durch eine Organisation — geht Alles zu Ende.

Nihilismus als kleines Vorspiel.

Unmöglichkeit der Philosophie.

Wie der Buddhismus unproduktiv und gut macht, so wird auch Europa unter seinem Einfluß: müde!

Die Guten, das ist die Ermüdung.

Die Versöhnung, das ist die Ermüdung.

Die Moral, das ist die Ermüdung.

Die gute Sitte (z. B. die Ehe), das ist die Ermüdung.

3.

1. Unzufriedenheit mit uns selber. Gegenmittel gegen die Reue. Die Verwandlung der Temperamente (z. B.

durch die Anorganica). Der *gute* Wille zu dieser Unzufriedenheit. *Seinen* Durst abwarten und voll werden lassen, um *seine* Quelle zu entdecken.

2. Der Tod umzugestalten als Mittel des Sieges und Triumphes.

3. Die Krankheit, Verhalten zu ihr. Freiheit zum Tode.

4. Die Geschlechtsliebe, als das Mittel zum Ideal (Streben, in seinem Gegensatz unterzugehn). Liebe zur leidenden Gottheit.

5. Die Fortpflanzung als die heiligste Angelegenheit. Schwangerschaft, Schaffung des Weibes und des Mannes, welche im Kinde ihre *Einheit* genießen wollen und ein *Denkmal daran* stiften.

6. Mitleiden als Gefahr. Die Gelegenheiten schaffen, damit Jeder sich selber helfen könne und es ihm freistehe, *ob* geholfen werden solle.

7. Die Erziehung zum *Bösen*, zum *eignen* „Teufel".

8. Der innere *Krieg*, als „Entwicklung".

9. „Arterhaltung" und der Gedanke der ewigen Wiederkunft.

10. Inwiefern jeder geschaffne Gott sich wieder einen Teufel schafft. Und das ist *nicht* der, aus dem er entstanden ist. (Es ist das *benachbarte* Ideal, mit dem er *kämpfen* muß.)

4.

Meine Forderung: Wesen hervorzubringen, welche über der ganzen Gattung „Mensch" erhaben dastehn: und diesem Ziele sich und „die Nächsten" zu opfern.

Die bisherige Moral hatte ihr Grenze innerhalb der Gattung: alle bisherigen Moralen waren nützlich, um der

Gattung zuerst unbedingte Haltbarkeit zu geben: wenn diese erreicht ist, kann das Ziel höher genommen werden.

Die eine Bewegung ist unbedingt: die Nivellirung der Menschheit, große Ameisen-Bauten u. s. w.

Die andere Bewegung, meine Bewegung: ist umgekehrt die Verschärfung aller Gegensätze und Klüfte, Beseitigung der Gleichheit, das Schaffen Über-Mächtiger.

Jene erzeugt den letzten Menschen, meine Bewegung den Übermenschen. Es ist durchaus nicht das Ziel, die letzteren als die Herren der ersteren aufzufassen: sondern: es sollen zwei Arten nebeneinander bestehn, — möglichst getrennt; die eine wie die epikurischen Götter sich um die andre nicht kümmernd.

5.

Der Gegensatz des Übermenschen ist der letzte Mensch: ich schuf ihn zugleich mit jenem.

6.

Ich fürchtete mich unter Menschen: es verlangte mich unter Menschen, und Nichts stillte mich. Da gieng ich in die Einsamkeit und schuf den Übermenschen. Und als ich ihn geschaffen, ordnete ich ihm den großen Schleier des Werdens und ließ den Mittag um ihn leuchten.

7.

Ein höheres Wesen, als wir selber sind, zu schaffen ist unser Wesen. Über uns hinaus schaffen! Das ist der Trieb der Zeugung, das ist der Trieb der That und des Werks. — Wie alles Wollen einen Zweck vor-

aussetzt, so setzt der Mensch ein Wesen voraus, das nicht da ist, das aber den Zweck seines Daseins abgiebt. Dies ist die Freiheit alles Willens! Im Zweck liegt die Liebe, die Verehrung, das Vollkommen-sehn, die Sehnsucht.

8.

Jedesmal die Mitte, wenn der Wille zur Zukunft entsteht: das größte Ereigniß steht bevor!

9.

Um die Mitte der Bahn entsteht der Übermensch.

10.

Keine Ungeduld! Der Übermensch ist unsre nächste Stufe! Dazu, zu dieser Beschränkung, gehört Mäßigkeit und Männlichkeit.

Den Menschen über sich hinaussteigern, gleich den Griechen, — nicht unleibliche Phantasmata. Der höhere Geist an einen schwächlichen, nervösen Charakter gebunden — ist zu beseitigen. Ziel: Höherbildung des ganzen Leibes, und nicht nur des Gehirns!

11.

„Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muß“: — es kommt auf das tempo an: die Griechen bewunderungswürdig: ohne Hast. — Meine Vorfahren Heraklit, Empedokles, Spinoza, Goethe.

12.

Das Genie sieht Zarathustra wie die Verkörperung seines Gedankens.

13.

„Zum ersten Male brachte ich wieder den Gerechten, den Helden, den Dichter, den Erkennenden, den Wahrsager, den Führer zusammen: über den Völkern stellte ich mein Gewölbe hin: Säulen, auf denen auch ein Himmel ruht, — stark genug, einen Himmel zu tragen.“ (So soll der Übermensch sprechen!)

14.

Die Lehre der Wiederkehr ist der Wendepunkt der Geschichte.

15.

Die Lehre der ewigen Wiederkehr — zunächst zerdrückend für die Edleren, scheinbar das Mittel, sie auszurotten, — denn die geringeren, weniger empfindlichen Naturen bleiben übrig! „Man muß diese Lehre unterdrücken und Zarathustra tödten.“

16.

Zögern der Jünger. „Wir halten es schon mit dieser Lehre aus, aber die Vielen werden wir damit zerstören!“

Zarathustra lacht: „Ihr sollt der Hammer sein, ich gab euch den Hammer in die Hand.“

17.

Drei Eigenschaften müssen sie vereinigen: wahr sein, sich mittheilen wollen und können, und mitwissend sein.

18.

Ich rede nicht zu euch wie zu dem Volke. Für Jene ist das Höchste, sich zu verachten und zu vernichten: das Zweithöchste, sich untereinander zu verachten und zu vernichten.

19.

Als Schaffender läufst du von dir selber weg, — du hörst auf, dein Zeitgenosse zu sein.

20.

„Mein Wille wohlzuthun zwingt mich, ganz zu schweigen. Aber mein Wille zum Übermenschen heißt mich reden und selbst die Freunde zu opfern."

„Ich will mich und euch formen und verwandeln, wie ertrüge ich's sonst!"

21.

Hauptlehre: Auf jeder Stufe es zur Vollkommenheit und zum Wohlgefühl bringen, — nicht springen!

Erst die Gesetzgebung. Nach der Aussicht auf den Übermenschen auf schauerliche Weise die Lehre der Wiederkunft: jetzt erträglich!

22.

Wie Caesar, unbeweglich. Ihr kennt mich nicht. Ich gab euch die schwerste Last, daß die Schwächlinge dran zu Grunde gehn. (— Zur Züchtung. Nicht Mitleiden!)

23.

Begriff des höheren Menschen: wer am Menschen leidet und nicht nur an sich; wer nicht anders kann, als an sich auch nur „den Menschen“ schaffen.

24.

Das Leiden des höheren Menschen ist nicht sein Niederes, sondern: daß es noch Höheres giebt, als sein Hohes.

(Das Leiden Gottes an der Menschheit ist nur das Leiden des Höheren an der Unvollkommenheit der Niederen.)

25.

Was ist es, das den Dingen Sinn, Werth, Bedeutung verlieh? Das schaffende Herz, welches begehrte und aus Begehren schuf. Es schuf Lust und Weh. Es wollte sich auch mit dem Wehe sättigen. Wir müssen alles Leiden, das gelitten worden ist, von Menschen und Thieren, auf uns nehmen und bejahen, und ein Ziel haben, in dem es Vernunft erhält.

26.

Hauptlehre: In unsrer Macht steht die Zurechtlegung des Leidens zum Segen, des Giftes zu einer Nahrung. Wille zum Leiden.

27.

Und auch Jene, welche sich vom Leben abwandten und Freude und Frieden dadurch fanden, — sie fanden

es, indem sie ein Bild eines solchen Lebens *schufen*, als *Schaffende!* — Als Schaffende machtet ihr eurem Leiden ein Ende! Und liebtet so euer Leben!

28.

Über heroische Größe als einzigen Zustand der Vorbereitenden. (Streben nach dem absoluten Untergange, als Mittel, sich zu ertragen.)

Wir dürfen nicht Einen Zustand wollen, sondern müssen *periodische Wesen werden wollen* — gleich dem Dasein.

Absolute Gleichgültigkeit über die Meinung Anderer (weil wir ihre Maße und Gewichte kennen): aber *als* Meinung über sich selber Gegenstand des Mitleidens.

29.

Großmüthig den Schmerz betrachten: — oft wird das dritte Geschlecht erst mit *unserm* Schmerze *fertig*, das heißt: eine neue *Kraft* wuchs ihm.

Großmüthig in Hinsicht auf die *Zukünftigen* — und das ist die Großmuth des Schaffenden, der sein Werk mehr liebt als sein Heute.

Die Zufriedenen am meisten gefährlich (zufrieden mit den *gegebenen* Idealen), — gar die zufriedenen *Düsterlinge*.

30.

Dein böses Gewissen in dir: das ist die Stimme deiner ältesten Vorvordern, die dir zuredet. „Erbsünde“, mein Freund, das ist gewißlich ein Beweis deiner Erbtugend.

31.

Sie wollen Alle die Last nicht tragen des Unbefohlenen; aber das Schwerste leisten sie, wenn du ihnen befiehlst.

32.

Solange noch gehandelt werden soll, also befohlen wird, ist noch nicht die Synthesis (die Aufhebung des moralischen Menschen) da. Nicht anders können: Triebe und befehlende Vernunft über den Zweck hinaus: sich selber genießen im Thun.

33.

Und wer um die Tugenden der Starken wirbt, muß nicht nach den Tugenden der Schwachen begehrlich blicken, sondern streng an diesen hübschen Mägden vorübergehn.

34.

Man thut immer Unrecht — sagt die Gerechtigkeit — und nicht nur, wenn ihr euch wehethut, sondern auch wenn ihr euch wohlthut, liebt und nützt. Man vergilt nicht, — man schadet durch Lob und Liebe, weil sie nicht vergelten.

35.

Die größte Masse Kraft des Einzelnen ist so verschwendet, wie die der Sonne. Oder?

36.

Ihr redet falsch von Ereignissen und Zufällen! Es wird sich euch nie etwas Andres ereignen, als ihr euch selber! Und was ihr „Zufall“ heißt — ihr selber seid das, was euch zufällt und auf euch fällt!

37.

Beschränktheit des *moralischen* Gesichtspunkts —. Jedes Individuum wirkt am ganzen kosmischen Wesen mit, — ob wir es wissen oder nicht, — ob wir es wollen oder nicht!

38.

Eure Noth sollt ihr wiederum neu bestimmen: Das, was schon ist, heißt euch Nothwendigkeit.

39.

Volle Anerkennung des Menschlichen in Betreff der sichtbaren Welt. — *Abweisung* der idealistischen Philosophie und Erklärung aus Sattheit, Widerwillen am Menschen. — Die „Falschheit“ in den Dingen zu erklären als Resultat *unsrer* schaffenden Kraft!

40.

Ich sage, daß der Flaum zum Apfel gehört, ich sage, daß die Lüge zum Leben gehört.

41.

Die „Wahrheit", die „Vernichtung der Illusionen", „auch der moralischen Illusion" — als das große Mittel der Überwältigung der Menschheit (ihrer Selbstzerstörung!).

42.

Gegen die „Moral". — Und als ich statt des reinen „ich will" aus plumpen Mäulern mir „du sollst" entgegenrufen hörte, da begann meine Gefahr: ich haßte mein reines „ich will" aus plumpen Mäulern —

Ich vernichtete euer Gut und Böse, ich zerriß diese Stricke: so allein lernte ich die Liebe zu meinem Guten.

43.

So wie wir die Moral nicht mehr nöthig haben, so auch nicht mehr die Religion. Das „ich liebe Gott" — die einzige alte Form des Religiösen — ist in die Liebe meines Ideals umgesetzt, ist schöpferisch geworden: — lauter Gott-Menschen.

44.

Eine andre Tugend giebt es, eine lohnsüchtige: sie will gut bezahlt sein, hier oder in einem Nicht-hier, und nennt dies „Gerechtigkeit".

Oh ihr Freunde der schenkenden Tugend, laßt uns Hohn tanzen aller lohnsüchtigen Tugend!

Aber das lerntet ihr noch nicht von mir, wie man Hohn tanzt.

45.

Und wenn ich deines Glaubens wäre, so wollte ich auch deines Wandels sein.

46.

„Aber was redest du nicht von den Gläubigen des rechten Glaubens? Was bedeutet dein Schweigen?“ — Zarathustra lächelte und sagte nur das Wort: „Ehre den Besiegten!“

47.

Zarathustra will keine Vergangenheit der Menschheit verlieren, Alles in den Guß werfen.

48.

Schmelz- und Umschmelzprozeß der Frommen und Priester.

49.

Eine ungeheure Masse hoher Empfindungen, zu denen noch die Gedanken fehlen und die Ziele.

50.

So sprach der Narr: „Einem neuen Geiste die alten Opfer bringen, die alte Seele durch einen neuen Leib umwandeln“.

51.

Nun bin ich hellsichtig, mein diamantenes Schwert zerhaut jede Finsterniß. Zu lange war ich hellsüchtig.

52.

Ich weckte euch aus dem Schlafe: denn ich sah, daß ein Alp euch drückte. Und nun seid ihr mißmuthig und sagt mir: „Was sollen wir nun thun? Alles ist noch Nacht!“ — Ihr Undankbaren! Schlafen sollt ihr wieder und besser träumen!

53.

Der Schlaf ohne Traum — das wäre mir der schwerste Alp: und alles letzte Wissen heiße ich meine höchste Gefahr.

54.

Du fühlst es noch nicht einmal, daß du träumst: oh, da bist du noch ferne vom Aufwachen!

55.

Ihr redet von eurer Treue: aber eure bequeme Art ist es, die nicht will, daß ihr aus eurem Bette aufsteht.

56.

Und oft lehrt man den Verzweifelnden nicht anders Stärke, als indem man ihm von seiner Schwäche spricht.

57.

Rezept zur Gewöhnlichkeit:

Thut, was ihr wollt, aber hütet euch, damit anzustoßen.

Thut, was ihr könnt, aber hütet euch, damit aufzufallen.

58.

Selbstüberwindung und alle Tugend hat gar keinen Sinn außer als Mittel zur Ausbildung der herrschenden Kraft.

59.

Ihr habt verstanden, bei ihnen den Ehrgeiz zu erdrosseln; unter euch die Letzten zu sein, — deß gelüstete sie mehr, als die Ersten.

60.

Der Schlechte als der Parasit. Wir dürfen nicht nur Genießende des Daseins sein: unvornehm.

61.

Eure falsche Liebe zur Vergangenheit ist ein Raub an der Zukunft (— göttliche Herkunft der Werthe).

62.

Auch das Rückwärtsgehn und Verfallen, beim Einzelnen und bei der Menschheit, muß seine Ideale erzeugen: und immer wird man glauben, fortzuschreiten! Das Ideal „Affe" könnte irgendwann einmal vor der Menschheit stehen — als Ziel.

63.

Der Herolds-Aufruf an die Einzelnen (und ihre Ideale).

64.

Ringkampf um die Verwendung der Macht, welche die Menschheit repräsentirt! Zarathustra ruft zu diesem Ringkampfe auf.

65.

Unser Ideal durchsetzen: — Ringen um die Macht auf die Weise, wie es aus dem Ideale folgt.

66.

Das Heraufbeschwören der Feinde: wir haben sie um unseres Ideals willen nöthig! Unsre ebenbürtigen Feinde in Götter verwandeln und so uns heben und verwandeln!

67.

Jeder Gottmensch schuf seinen eignen Gott: und es giebt keine ärgere Feindschaft auf Erden, als die zwischen Göttern.

68.

Der große Erzieher wie die Natur: er muß Hindernisse thürmen, damit sie überwunden werden.

69.

Die neuen Lehrer als Vorstufe der höchsten Bildner (ihren Typus aufdrückend).

70.

In der Tugend keine Sprünge! Aber für Jeden einen anderen Weg! Doch nicht zum Höchsten Jeder! Wohl aber kann Jeder eine Brücke und Lehre sein für die Andern!

71.

„Das Alleinsein mit einem großen Gedanken ist unerträglich. Ich suche und rufe Menschen, denen ich diese Gedanken mittheilen darf, die nicht daran zu Grunde gehn.“

72.

Die Selbst-Überwindung Zarathustra's, als Vorbild der Selbst-Überwindung der Menschheit — zu Gunsten des Übermenschen. Dazu ist die Überwindung der Moral nöthig.

73.

Zarathustra erkennt, daß er auch nicht für seine Freunde da ist. „Wer sind meine Freunde!“ — Weder für's Volk, noch für Einzelne! Weder für Viele, noch für Wenige! Die Freundschaft zu überwinden! Zeichen seiner. Selbst-Überwindung.

74.

Einst werde ich meinen Sommer haben: und es wird ein Sommer sein wie in hohen Bergen! Ein Sommer nahe dem Schnee, nahe den Adlern, nahe dem Tode!

75.

Die typischen Leiden des Reformators und auch seine Tröstungen. — Die sieben Einsamkeiten.

Er lebt wie über den Zeiten: seine Höhe giebt ihm Verkehr mit den Einsamen und Verkannten aller Zeiten.

Er wehrt sich nur noch mit seiner Schönheit.

Er legt seine Hand auf das nächste Jahrtausend.

Seine Liebe nimmt zu in der Unmöglichkeit, mit ihr wohlzuthun.

76.

Aus Betenden müssen wir Segnende werden!

77.

Wisse, für den Schaffenden ist Weisheit und Güte keine Eigenschaft, sondern ein Mittel und Zustand.

78.

Refrain: „Nur die Liebe soll richten" — (die schaffende Liebe, die sich selber über ihren Werken vergißt).

79.

Die Einheit des Schaffenden, Liebenden, Erkennenden in der Macht.

Pläne und Bruchstücke.

80.

Von den Guten und Gerechten.

Es gab einmal einen alten rechtschaffnen Gott: der hatte Hand und Fuß, und auch ein Herz: und viel Zorn und Liebe war in seinen Eingeweiden.

Und siehe, die Liebe spielte ihm einen Streich, und er verliebte sich in die Menschen: sodaß diese Liebe ihm zur Hölle wurde.

Was that dieser alte rechtschaffne Gott? Er überredete ein menschliches Weib, daß es ihm einen Sohn gebäre: und dieser Sohn Gottes rieth den Menschen nichts als dies: „Liebt Gott, wie ich ihn liebe! Was gehn uns Söhne Gottes die Guten und Gerechten an!"

Und einem Eifersüchtigen gleich verfolgte der alte rechtschaffne Gott die Menschen mit seiner Liebe.

Glaubt ihr, daß es ihm gelang? Auf die Dauer überredete er gerade Die, welche von den Menschen er nicht mochte, die Guten und Gerechten.

„Kirche" nannten sie sich und „Auserwählte" und schwätzten viel von ihrer Liebe zu Gott — diese Liebesarmen!

Da brach dem alten rechtschaffnen Gotte das Herz: und es gieng ihm wie seinem Sohne: er starb am Kreuze des Mitleidens.

Wahrlich, diese Guten und Gerechten sind verderblich der Lust am Leben, und nicht nur alten rechtschaffnen Göttern.

„Dreierlei soll stets bei uns sein — so sagten sie immer —, die Wahrheit, das Geld und die Tugend: also lieben wir Gott.

„Auserwählte sind wir, und auf der Erde die Überirdischsten.“

81.

Der Einsiedler als Versucher.

„Wiederkunft“ gelehrt: „ich vergaß das Elend“. Sein Mitleid nimmt zu. Er sieht, daß die Lehre nicht zu ertragen ist. Höhepunkt: der heilige Mord. Er erfindet die Lehre vom Übermenschen.

Heimkehr: Einkehr beim Einsiedler: „Was lehrest du nicht die Härte? und den Haß gegen das Kleine?“

Zarathustra: „Das lehre du! Ich bin das nicht mehr! So war ich, als ich zu den Menschen kam. Ich bin zu arm dazu geworden, — ich gab Alles fort, auch meine Härte.“ — So denken die Einsiedler: „Ich beschwöre dich bei der zuckenden Lippe und der Furche der Qual auf der Stirn, bei dem Lächeln der Sterbenden“ — er weint. „So liebe Gott!“

Zarathustra: „Gott ist todt: und es ist an der Zeit, daß der Übermensch lebe.“

Einsam, gottlos, furchtbar, fürchterlich soll Zarathustra dem Einsiedler erscheinen: — der raubende Löwe, der Wahn und Willkür im Heiligsten findet.

Der Trost des Heiligen empört Zarathustra; er erkennt, woher die Schwäche. „Wohlan! noch Ein Mal!“

Der Heilige: „Du willst das Alles noch einmal? all dies Warten u. s. w.“ und geht.

Darauf beschwört Zarathustra den schwersten Gedanken.

„Habe ich Zeit, auf meine Thiere zu warten? Wenn es meine Thiere sind, so werden sie mich zu finden wissen.“ Zarathustra's Schweigen.

„Bei dem Einsiedler sucht ihr Worte der letzten Ruhe: die letzte Ruhe der tiefen Welt — ach, ist sie eines Einsiedlers Höhe?

Und wenn mir ihr Wort durch Ohr und Mark und Bein geht, sucht und findet sie also noch Freunde?“

Als aber der Alte so sprach, griff Zarathustra nach seiner Hand, welche zitterte, und küßte sie. „Weiche von mir, mein Versucher!“ sprach er dann und lächelte, — denn mitten in seinem Schmerz kam ihm eine scherzhafte Erinnerung.

Ich segne dich, oh Zarathustra, wie als ob du mit mir Eines Gottes und ein Kind gleicher Hoffnung wärest.

So wie ich dich sehe, — wie könntest du Übles wollen? Ob ich gleich nicht deine Sprache verstehe.

Das ist nun deine Sprache: und es nimmt mich Wunder, solltest du mit solcher Rede Jemanden zu dir überreden, — es sei denn Leichname und Possenreißer.

Und eher glaube ich noch, daß du die Thiere zu dir überredest, als die Menschen: sonderlich deine eignen Thiere! Diese häßliche Schlange da und den rauschenden Vogel!“

Also sprach der Einsiedler: denn er fürchtete sich vor den Thieren Zarathustra's; und als die Schlange eben

ein wenig den Kopf hervorstreckte, siehe, da machte er einen Sprung und entfloh.

Also schieden sie von einander, wie zwei Knaben lachend.

82.

Eines Tages merkte ich, daß ich meine Geduld verloren hatte: da gieng ich aus, sie zu suchen — und ich suchte gut. Aber glaubt ihr wohl, meine Freunde, daß ich sie wiedergefunden hätte? Im Gegentheil: doch fand ich so Viel unterwegs auf meiner Reise, daß ich euch davon erzählen muß, — und ich schwöre euch's zu, jetzt gleich bei unsrer ersten Ausfahrt, daß ihr dabei eure Geduld verlieren werdet. — Und meint ja nicht, daß ich's anders will: denn das Beste von dem Allen, was ich inzwischen lernte und fand, ist eben dies: „es ist für Viele an der Zeit, die Geduld zu verlieren". Und zumal für euch, meine Freunde!

83.

Nicht ausgeführte Capitel des zweiten Theils.

Von der Redlichkeit der Erbärmlichen.
Von neuen Gesellschaften und Klöstern.
Neue Lebensweisen.
Von den Göttern.
Vom Strafen als dem Feindsein gegen die Feinde.
Kosmische Abhängigkeit. Vermenschlichung der Natur.
Die Gottesmord-Büßer und ihr Fest.
Von der Bescheidenheit.
Werth der Pessimisten.

Von den Freisprechenden.
Von der Indiskretion der Priester.
Die Entsagung vom Metaphysischen (als Forderung der Tugend, — als Aufforderung).
Schwarzkünstler des Geistes.
Stille des Heiligen.
Der Scheiterhaufen (große Stadt).
Gegen die Mittler.
Lob der Vernunft und ihrer Kühle.
Der Weg durch viele Seelen.
Der kürzeste Sommer, Sommer im Gebirge.
Die Büßer des Geistes.
Die Götzenbildner.
Gespräch mit dem Könige.

84.

Von der Redlichkeit des Erbärmlichen.

Hier und da wird auch der Erbärmliche redlich: da soll man auf seine Stimme hören und in seinen Sumpf steigen. Und auch ich setzte mich einst in's Schilfrohr und hörte den Frosch die Erbärmlichkeit seiner Bekenntnisse machen.

85.

Zarathustra unter Kindern.

Nun wurde ich zum See mit weißen Rosen: die Winde der Höhe spielen mit mir und lachen gleich Kindern. Was vergaß ich nicht! Wer vergaß mich nicht! Und oft noch vergesse ich sogar meine Vergessenheit.

Der ferne Fels wirft mir mein Wort zurück und spottet also meines Vergessens, — schon vergaß ich's

ja, was ich eben in die Ferne rief. Ach, was vergaß ich nicht!

86.

Sommer im Hochgebirge. Süßer Geruch, Schwermuth, auf einen plötzlichen Tod. Abend im Walde, wo Elfen laufen. Der große Mensch „fiel“.

87.

Hymnus auf das Organische: Zarathustra fühlt sich allem Lebendigen verwandt in seinem Willen, tiefstes Verstehen der Natur und des Moralischen.

Zarathustra sagt „ich bin die Lust
des Windes Mistral
der Elektrizität
der Höhe
des Jahreszeitenwechsels (Ring)
des reinen Himmels
der Morgenröthe
des Stromes
des organischen Lebens
Durst der Sonne nach dem Meere
der Pflugschar.“

88.

Auf dem Schiff. Sturm.

„Ich fürchte dich, weil du lachst, während wir um das Leben ringen, — du siehst aus, wie Einer, der seines Lebens gewiß ist.“

„Seines Lebens oder seines Sterbens“ — sagte Zarathustra.

*

„Wie sollte ich nicht unter euch sein wie Öl bei Wasser — immer obenauf! Man müßte uns schon arg durcheinander schütteln, daß es anders stünde!“ sagt Zarathustra zum Kapitän, der sich über seine Heiterkeit wundert.

„Und wenn wir davonkommen, will ich sagen „es ist kein Gott, und Zarathustra hat Nichts gelehrt“.

89.

Szene auf dem Schiff.

Eindruck der Verkleinerung des Menschen. Seine *Angst* nimmt zu.

Tod und Untergang der Inseln.

Zarathustra sucht sich selber im Getümmel:
bei den Widerspenstigen (Bösen)
den Gewaltsamen
den Bildnern
den Entdeckern
den Narren.

„Ich sehe *ihren* Stern, und bin entzückt: — aber nun meinen sie gar, es sei *mein* Stern.“

90.

Vom Getümmel.

Als Zarathustra einst durch einen Schiffbruch an's Land gespieen wurde und auf einer Welle ritt, wunderte er sich: „Wo bleibt mein Schicksal? Ich weiß nicht, wohinaus ich soll. Ich verliere mich selber.“ — Er wirft sich in's Getümmel. Dann, von Ekel überwältigt, sucht er *etwas zum Trost* — sich.

91.

Anfang von Theil III. — „Du willst den Übermenschen lehren, — aber du hast dich in deine Freunde und dich selber verliebt und aus dem Leben ein Labsal gemacht. Die glückseligen Inseln verweichlichen dich, — nun wirst du trübe und leidenschaftlich und schiltst noch deine Feinde. Anzeichen der Schwäche: du weichst einem Gedanken aus. Aber du sollst die Welt überreden und den Menschen überreden, sich zu zertrümmern."

Der Reformator in seiner eignen Gemeinde erschlaffend: seine Feinde sind nicht stark genug. So muß sein größter Feind entstehn, ein Gedanke. (Der Gedanke als Einwand gegen das Leben und Fortleben.)

92.

Erste Szene des dritten Theils: vielleicht „der Wanderer" und ein Gespräch mit dem Blitze, der plötzlich aufhellt: so hellt sich ihm plötzlich sein Wille auf.

93.

Gespräch mit dem Blitze.

Du Blitz, schneidender Demant, Gold-Zickzack! Antworte mir, daß ich sehe, ob du nur zum Schein schneidend und scharf bist!

Für einen Denker nahm ich dich oft, — weil, gleich dir, der Gedanke durch Wolken geht: und gleich dir weckt der Gedanke den Donner auf, der hinter Wolken schläft und grollt.

*

„Wenn nur Ein Augenblick der Welt wiederkehrt — sagte der Blitz — so müssen alle wiederkehren."

94.

Der Untergang der glückseligen Inseln weckt ihn! Glück in seinem Mißerfolge. Größtes Leid bei der Einsicht, den bisherigen Ertrag des Lebens verloren zu haben: der ganz große Mißerfolg! — Endlich beschließt er, seine Lehre hundertfach zu lehren!

95.

Zarathustra III Anfang: er ist zufrieden, — die Saat steht gut. Er hat viel vor mit seinen Jüngern: erst müssen sie reifen.

96.

Die inneren Schwierigkeiten des dritten Theils müssen zuletzt als gar nicht nöthig dastehn: sie selber müssen sich aufheben vor der General-Einsicht.

97.

Zarathustra III: „Ich selber bin glücklich“. — Als er die Menschen verlassen hat, kehrt er zu sich zurück. Wie eine Wolke weicht es von ihm. Typus wie der Übermensch leben muß: wie ein epikurischer Gott.

Ein göttliches Leiden ist der Inhalt des III. Zarathustra.

Der menschliche Zustand des Gesetzgebers wird nur herangezogen zum Beispiel.

Seine heftige Liebe zu seinen Freunden erscheint ihm als Krankheit, — er ist wieder ruhig.

Als die Einladungen kommen, weicht er milde aus.

98.

Zur Genesung Zarathustra's im Schlusse des III. Theils. — Zarathustra wie ein Gott darüber sinnend, ob er seinen Gedanken den Menschen mittheilt. Welche Motive empfindet ein Gott gegen Menschen? —

Die Religion umzudeuten von diesem Standpunkte: der Gott in seiner Beziehung zu den Menschen.

99.

Die Stimmung Zarathustra's nicht wahnsinnig-ungeduldig nach dem Übermenschen! Sie hat Ruhe, kann warten: aber alles Thun hat Sinn bekommen, als Weg und Mittel dorthin, — und muß gut und vollkommen gethan werden.

Ruhe des großen Stroms! Weihung des Kleinsten! Alle Unruhe, heftiges Sehnen, aller Ekel ist im dritten Theil darzustellen und zu überwinden!

Sanftmuth, Milde u. s. w. des ersten und zweiten Theils — Alles Zeichen der noch nicht ihrer selber sicheren Kraft!

Mit der Genesung Zarathustra's steht Cäsar da, unerbittlich, gütig: — zwischen Schöpfer-sein, Güte und Weisheit ist die Kluft vernichtet.

Helle, Ruhe, keine übertriebene Sehnsucht, Glück im recht angewendeten, verewigten Augenblick!

100.

Zarathustra III: Psychologie des Herrschenden.

Der Übergang vom Freigeist und Einsiedler zum Herrschen-müssen: das Schenken verwandelt sich, —

aus dem Geben entstand der Wille, Zwang zum Nehmen zu üben. (Das Verlangen nach den Freunden entpuppt sich als Verlangen nach Werkzeugen des Künstlers!) Die Tyrannei des Künstlers zuerst als Selbst-Bezwingung und -Verhärtung!

Zuerst Flucht vor der „unaussprechlichen Wahrheit“, Skepsis, Verhöhnung seiner selber, willkürliche Blindheit, zunehmendes Elend, Schwächegefühl. Die sieben Einsamkeiten, — Versuch, irgendwo in einer vergangenen Welt-Betrachtung unterzukommen, auszuruhen. Die Einwände gegen seine Lehre präsentiren sich. Die Verführer auch.

Einzuschieben: „das Trost-Lied“.

Das schwerste Leid ist nicht um seinetwillen, sondern daß seine Liebsten an seiner Lehre verbluten. (Im III. Theil ist der Selbstmord seines liebsten Jüngers, der ihn besucht, die Katastrophe.) — Aber zugleich erhebt sich Zarathustra nach diesem Erlebniß zur größten Härte gegen sich und die Nächsten und denkt nur noch an die „Zukunft“.

Zuletzt der Löwe, als drittes Thier Zarathustra's: — Symbol seiner Reife und Mürbe.

„Dankgebet des Genesenden“: damit schließt Theil III.

101.

1. Zarathustra auf dem Meere.

2—10. Zarathustra hört vom Tod der seligen Inseln. Reden gegen seine wahren Feinde.

Die erschütternde Wirkung seines Lobes auf seine Freunde: die Stadt umgeworfen, Zarathustra muß sich losreißen: er verachtet ihre Schwäche darin.

Fürchterlicher Ausbruch seiner Verachtung, und Lob der Tyrannen und Bösesten. Zuletzt Mitgefühl mit allen Herrschern und Tyrannen, die an den schwachen Menschen ihre Verachtung ausließen (sie trieben ihren eignen Willen in's Höchste).

„Sie (Volk, Weise, Gute) haben alle keinen Glauben mehr, ein Vorrecht auf höheres Menschenthum zu haben, — ihren innersten Zweifel decke ich auf!"

„Ich will nicht, daß die Tugenden der Starken verwechselt werden mit denen der Schwachen."

Fluch, daß die Besten sich zurückziehn müssen!

11—12. Zarathustra's Einsamkeit. Umsonst! Es ist zu spät! Tod des Knaben mit der Schlange, — Symbol.

„Solange eure Moral über mir hieng, athmete ich wie ein Erstickender. Und so erwürgte ich diese Schlange. Ich wollte leben, deshalb mußte sie sterben."

13. Zarathustra sucht krank, entsetzt seine Höhle. Seine Thiere fliehn und erkennen ihn nicht, die Höhle ist zertrümmert.

Gespräch mit dem Einsiedler.

„Wohin willst du?" fragte er laut, und seine Stimme kam fremd und verwandelt zu ihm zurück. „Und deine Thiere, — wo sind deine Thiere?" — „Ich weiß es nicht."

„Oh Zarathustra, nun lebt Keiner mehr, den du liebst!" — Und er warf sich auf den Boden hin und schrie vor Schmerz und grub seine Hände in den Boden.

Und Alles war umsonst!

14—20. Rede des Einsiedlers. Zarathustra sieht, daß im Gott-Vertrauen die letzte Quelle alles Schwachwerdens liegt. Noch Ein Mal! Entschluß.

20—22. Heraufbeschwörung des furchtbarsten, abgründlichsten Gedankens. Die vorbestimmte Natur — Hymnus.

102.

1. Auf dem Meere. „Blase Wind!". Columbisch. Ahnungen, treibende Kräfte, wohin?

2. Die Raststätte. Das Glück des Freigeistes. Auch an seine Freunde nicht gebunden (— du hast sie frei gemacht!). Was ist Einer! Unwiederbringlich geopfert. Der „Wanderer". Spätherbst. Zögere in deinem Glücke! Stimmung der Fröhlichen Wissenschaft und Kritik.

3. Die Todtenfeier und die Rede auf die Freunde. Das Zärtlichste des Einsamen.

Zur Charakteristik der Freunde (rührendstes Lob zuletzt!):

a) den Willen kräftigen,
b) keine Lüsternheit,
c) schweigen lernen,
d) Einsamkeit,
e) das tiefe Mißtrauen und das tiefe Vertrauen,
f) seinen Feind suchen, seinen Freund aber finden.

4. Vertrieben, flüchtig, verachtet. Alles Elend der Religionsstifter, das von Außen kommt, zusammenfassen.

5. Vergeudet! Nutzlos! Elend, das von Innen kommt.

6. Plötzlich hellsichtig über sich. Was Schenken! Was die Menschen glücklich machen! Was Freunde! Was Liebe! Stolz ist es, daß er Wahrheit redet! Seine große Verachtung kommt. — Das ist seine Selbstsucht, sich als goldene Kette und Schloß vieler Selbste zu fühlen, — das verräth den Herrschenden.

Ziel: die Einheit des Vielfachsten, die Schönheit des Häßlichsten, die Nothwendigkeit des Zufälligsten persönlich darstellen. (Der Staat als Mittel.)

7. Es bleibt ihm nur übrig, sich selber zu tyrannisiren — mit einem unbeschränkten Willen zum Leiden. Hohn auf die bisherigen Pessimisten.

8. Die wehethuendste Wahrheit (Möglichkeit) heraufbeschworen. „Wie, wenn du dies ewig wieder erlebtest!“

9. Die große Natur und der Mensch.

10. Hohn auf die dem Leben Vertrauenden. „Oh, daß es Einen gäbe, dem ich fluchen könnte!“

11. Jenseits von „Gut“ und „Böse“, — die Tartüfferie der Schwachen.

Hohn gegen die sklavenhafte Unterwerfung in der Moral (unter das alte Gesetz irgend eines Menschen).

12. Hohn auf die Künstler: ihre kurze Triebkraft, — sie bleiben bei dem Abbilde ihres Ideals stehn und folgen dem Ideale nicht selber mehr nach — Spottlied. Und gar die Empfänger! Sie sollten Lehrer sein, — diese Künstler! — Wahrer Sinn vom Ruhme: ich will ein Sporn sein und blutig ritzen alle Kommenden.

13. Hohn auf das Vergnügen der Erkennenden: „nüchtern und gemein“. Das „Glück der Erkennenden“ und ihre bisherige Stumpfheit gegen die Ergebnisse der Erkenntniß — Spottlied.

14. Letzte Steigerung: die vergeudete Menschheit. Mitgefühl mit den Herrschenden und ihrer Noth, und Hohn über sie.

15. Er sucht seine Thiere. Höhle zerstört. Tiefste Vereinsamung.

16. Er zerreißt seine Schlange, der Hirt stirbt, er kämpft mit seinem Adler.

17. Krankheit. Fiebertraum. „Der Fliegende".
18. Der Einsiedler als Versucher.
19. Der Genesende. Von der Seligkeit wider Willen.
20. Der Wille: „versuchen wir's noch einmal!" Die Skepsis gegen den Pessimismus gewendet.
21. Die Erscheinungen: Regenbogen, Löwin mit Taubenschwarm, die Kinderchöre.
22. Hymnus auf die urbestimmte Natur. „Ich als Fatum."

103.

1. Die Hellsichtigkeit.
2. Heraufbeschwörung der schwersten Wahrheit.
3. Jenseits der Mitte des Lebens — unwiderruflich geopfert.
4. Hohnlied auf alle bisherigen Pessimisten.
5. Ich als Fatum.
6. Überwindung der Natur durch den großen Menschen.
7. Lied des Fliegenden.
8. Was Freunde! Der Übermensch auf alle Weise zu schaffen. „Aber du verliebst dich in deine Freunde und dich selber!" — Lob der Freunde (die untergiengen), der stillen schaffenden Welt *verschönerer*, Preis der *Hoffnung*.
9. Jenseits von Gut und Böse.
10. Hohn auf Die, welche Vertrauen gegen das Leben haben.
11. Hohn auf die Künstler: die sich im Bilde, das sie schaffen, *ausruhen*.
12. Mitgefühl und Ehre vor allen großen Gesetzgebern, Feldherrn und Eroberern, Mitgefühl mit den Herrschenden und ihren Leiden. Gegen die Einsiedelei.
13. Die Skepsis als Versuchung.
14. Wahrheit — Lüge.

15. „Oh, daß Der da wäre, dem ich fluchen könnte!"
16. Gespräch mit dem Blitze (ich selber der Wahrsager).
17. Einsicht, daß das Gefühl der Schwäche seinen Geist führt.
18. Er sucht, im Verlangen nach Mitgefühl, seine Thiere auf und findet die Höhle zerstört.
19. Zarathustra's „große Verachtung".
20. Versuchung zum Selbstmord. Die Schlange im Hochgebirge.
21. Krankheit. Vergessen.
22. Regenbogen. Löwin mit Taubenschwarm. Lob der urbestimmten Natur, die sich alles zum Glücke macht.

104.

Die sieben Einsamkeiten.

„Dies sind die Reden von den sieben Einsamkeiten, welche Zarathustra zu seinem Herzen redete, als er seine Freunde verlassen hatte und auch seine Thiere; und damals hätte er gern sich selber verlassen."

Darin soll dargestellt werden, wie die Noth parallel wächst mit dem Glücke. Das Schenken, sowie das Schaffen zeigt sein andres Gesicht. Die Härte in der Tugend: die Qual in Mitleid und Gerechtigkeit: die Vereinsamung und Heimatlosigkeit für den Freund der Kommenden: das Schaffen als ein Zaubern bringt eine Entzauberung mit sich in Bezug auf Alles, was da ist: die Unlust an den höchsten Exemplaren entfremdet uns Denen, an welchen doch gearbeitet werden muß.

1. Die Einsamkeit in Scham und Schwäche und Schweigen vor dem größten Gedanken. Den Thieren

ausweichend. — Die Einsamkeit eines einzigen Willens, der vor Jedermann sich verbirgt, der aber Jedermann erhebt.

Das geringste Verschweigen lähmt seine ganze Kraft: er fühlt, daß er einem Gedanken bisher ausgewichen ist, — der stürzt nun mit ganzer Kraft über ihn her! Es ist ein Ringkampf: wer ist stark genug, Zarathustra oder der Gedanke?

Wozu Wahrheit! — Es ist der stärkste Trieb geworden, der Wille zur Wahrheit! Zarathustra kann nicht anders!

Der letzte Vorhalt, das feinste Stillschweigen verhindert allen großen Erfolg: sobald der Mensch vollkommen die Menschheit ist, bewegt er die ganze Natur.

2. Die Einsamkeit, der alle alten Trostgründe abhanden gekommen sind (weil über alle bisherigen Denkweisen hinaus). — Hohnlied auf allen bisherigen Pessimismus.

3. Die Einsamkeit mit den Versuchungen. — Hohnlied auf die bisherigen Fluchtversuche der Religion.

Die Versuchungen: auszuruhn in der vergangenen Welt-Betrachtung.

Die bisherigen Ausflüchte und Fluchtversuche vor dem größten Gedanken:

a. Nirvana, der Gedanke an das Nichts beseligend.
b. Die wunderhafte Umschaffung im Jenseits und dann ewiges Fortleben (im Christenthum).
c. Die Verthierung als bien public: Consequenz der Eudämonisten, Sozialisten, Jesuiten.

d. Die absolute Skepsis an unserm Geiste und praktisches Sich-gehen-lassen. — „Was weiß ich vom Handeln!“

4. Die Einsamkeit ohne Freunde, ja mit dem Bewußtsein, die Freunde geopfert zu haben.

Es handelt sich um mehr als Schenken: um Schaffen, um Vergewaltigen! Unsre „Geschenke“ sind gefährlich!

5. Die Einsamkeit der höchsten Verantwortlichkeit. — Hohnlied auf Sozialisten und Jesuiten und Epikureer.

6. Die Einsamkeit jenseits der Moral, in den ewigen Perspektiven. Überwindung der großen Natur durch den Menschen. Der Schöpferische und die Güte. Es giebt keine Lösung, als ein andres Wesen zu schaffen, das nicht so leidet wie wir.

Der Determinismus: „ich selber bin das Fatum und bedinge seit Ewigkeiten das Dasein.“

„Viele Triebe kämpfen in mir um die Oberherrschaft, darin bin ich ein Abbild alles Lebendigen und kann es mir erklären.“

Lösung: „du mußt dich über die Moral erheben, du hast sie durchschaut, — deine ganze Trübsal war ihre Folge. Es giebt kein andres Mittel, wie der Mensch sich selber überwindet“.

Das Lied des Fliegenden.

7. Die Einsamkeit des Kranken, Müdewerdenden, Stillwerdenden. Geheiligt durch Leiden. Trostlied. Der Wille zum Leiden und zur Vertiefung des Leidens.

Diese ganze Noth, im Widerwillen gegen das Leiden, kam aus dem Gefühl, daß die Kraft noch nicht zureichte, — ein Instinkt der Schwäche, der zunächst am Handeln hinderte (selbst das Aussprechen des Gedankens hinderte!). — Der Wille zum Leiden ist sofort da, wenn die Macht groß genug ist.

„Die stillste Stunde“ war eine Versucherin.

Jedes Mal der überwindende Gedanke am Schluß.

Furcht vor den Folgen der Lehre: die besten Naturen gehen vielleicht daran zu Grunde? die schlechtesten nehmen sie an? —

Seine schließliche Beruhigung: es läßt sich die Wirkung nicht voraussehn! Der größte Gedanke wirkt am langsamsten und spätesten!

Seine nächste Wirkung ist ein Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben: er mehrt den guten Willen zum Leben!

Vielleicht ist er nicht wahr: — mögen Andre mit ihm ringen!

Größter Schlußmoment: „Ich will!“ Hymnus des Genesenden und Siegreichen. Der lachende Löwe und der Taubenschwarm. (Ein Versuch, — mehr nicht! Er selber und sein Gedanke.)

Die vier Thiere (Stolz mit Klugheit, — Macht mit Milde) kommen, — sie nähern sich einander.

„Der Mensch ist Das, was überwunden werden muß. Hier halte ich den Hammer, der ihn überwindet!“ Dieser Gesichtspunkt beseligt Zarathustra am Schlusse des dritten Theils, er wird dabei reif.

105.

Im IV. Theil ist nöthig: genau zu sagen, weshalb jetzt die Zeit des großen Mittags kommt: also eine Zeitschilderung, durch die Besuche gegeben, aber interpretirt von Zarathustra.

Im vierten Theil ist nöthig: genau zu sagen, weshalb das „auserwählte Volk“ erst geschaffen werden mußte: — es sind die wohlgerathenen, höheren Naturen im Gegensatz zu den Mißrathenen (durch die Besucher charakterisirt): nur an jene kann sich Zarathustra über die letzten Probleme mittheilen, nur ihnen kann er die Thätigkeit zu dieser Theorie zumuthen (sie sind stark und gesund und hart genug dazu, vor Allem edel genug!) und ihnen den Hammer über die Erde in die Hand geben.

Im IV. Theil ist also zu schildern:

1. die äußerste Gefahr des höheren Typus (wobei Zarathustra an sein erstes Auftreten erinnert).

2. Die Guten nehmen jetzt gegen den höheren Menschen Partei: das ist die gefährlichste Wendung! (gegen die Ausnahmen!)

3. Die Vereinsamten, Nicht-Erzogenen, Sich-falsch-Erklärenden entarten, und ihre Entartung wird als Gegengrund gegen ihre Existenz empfunden („Genie = Neurose!“).

4. Zarathustra muß erklären, was er gethan hat, als er zur Auswanderung rieth nach den Inseln, und wozu er sie besuchte. (I. und II. Theil.) Sie waren noch nicht reif für seine letzten Offenbarungen.

106.

Höhere Menschen, die in Verzweiflung zu Zarathustra kommen.

Versuchungen zur Rückkehr vor der Zeit, — durch Erregung von Mitleiden.

1. Der Unstäte, Heimatlose, Wanderer: — der sein Volk verlernt hat zu lieben, weil er viele Völker liebt, — der gute Europäer.

2. Der düstere ehrgeizige Sohn des Volks, scheu, einsam, zu Allem bereit, der Einsamkeit wählt um nicht Zerstörer zu sein, — bietet sich als Werkzeug an.

3. Der häßlichste Mensch, welcher sich dekoriren muß (historischer Sinn) und immer ein neues Gewand sucht: er will seinen Anblick erträglich machen und geht endlich in die Einsamkeit, um nicht gesehn zu werden, — er schämt sich.

4. Der Verehrer der Facta („das Gehirn des Blutegels"), das feinste intellektuelle Gewissen, voll schlechten Gewissens aus Übermaß, — will sich los sein!

5. Der Dichter, im Grunde nach wilder Freiheit gelüstend, wählt die Einsamkeit und die Strenge der Erkenntniß.

6. Der Erfinder neuer Rausch-Mittel, Musiker, der Bezauberer, der endlich vor einem liebevollen Herzen sich niederwirft und sagt: „Nicht zu mir! sondern zu jenem will ich euch führen."

Die Allzu-Nüchternen mit der Sehnsucht zum Rausche, die sich nicht befriedigt. Die Über-nüchterten.

7. Das Genie (als Anfall von Wahnsinn), erfrierend aus Mangel an Liebe: „Ich bin kein Gedanke, auch kein Gott". Große Zärtlichkeit: „Man muß ihn mehr lieben!"

8. Der **Reiche**, der Alles weggegeben und Jeden fragt: „Bei dir ist irgend ein Überfluß? Gieb mir davon!" — als **Bettler**.

9. Die **Könige**, der Herrschaft entsagend: „Wir suchen Den, der **würdiger** ist zu herrschen!" — Gegen die „Gleichheit": es fehlt der **große** Mensch und **folglich** die **Ehrfurcht**.

10. Der **Schauspieler** des **Glücks**.

11. Der **pessimistische Wahrsager**, welcher überall die **Müdigkeit** spürt.

12. Der **Narr** der großen Stadt.

13. Der **Jüngling** vom Berge.

14. Das **Weib** (sucht den Mann).

15. Der neidische abgemagerte **Arbeiter** und **Streber**.

16. Die **Guten**
17. Die **Frommen**
18. Die „**Für-sich's**" und **Heiligen**

} und ihr Wahn: „Für Gott" das ist mein „Für-mich".

107.

„Dies nun, oh Zarathustra, ist **dein** Elend! Täusche dich nicht: der Anblick der Vielen machte dich düster, weil sie bescheiden und niedrig sind. Aber die Einsamen sind viel mehr mißrathen."

Dagegen führt Zarathustra die Gründe an:

1. vom großen Fehlgriff des Mitleidens, — man hat alles Schwache, Leidende **erhalten**.

2. Man hat „gleich und gleich" gelehrt und dadurch die Einsiedler um das gute Gewissen gebracht, — zur Heuchelei genöthigt und zum Kriechen.

3. Die herrschenden Stände haben den Glauben an den höheren Menschen schlecht repräsentirt, zum Theil vernichtet.

4. Das ungeheure Reich des Häßlichen, wo der Pöbel herrscht: da kleidet sich die vornehmste Seele in Lumpen und will lieber noch die Häßlichkeit übertreiben.

5. Es fehlt alle Erziehung für sie; sie müssen sich verpanzern und entstellen, um etwas von sich zu retten.

In summa: der Nothschrei des höheren Menschen an Zarathustra. Zarathustra ermahnt sie zur Geduld, schaudert selber über sich: „es ist Nichts, was ich nicht selber erlebt habe!", vertröstet sich auf seine Glückseligen und begreift: „es ist höchste Zeit". Unmuth ausbrechend und Hohn über seine Hoffnungen in Betreff der Glückseligen. „Du willst uns nicht helfen? Verhilf uns zu einer großen Rache! Du bist hart gegen die Unglücklichen!" — Sie ziehn ab.

Mißtrauen und Angst bei Zarathustra zurückgeblieben. Er sendet die Thiere aus.

108.

Der Warner: „Zarathustra! Es ist Alles bereit zu Grunde zu gehn. Rede den Deinen zu, sich zu retten und ihre selbstgenugsame Einsamkeit aufzugeben."

Zarathustra: „Man versammle mir die Meinen und lasse Herolde rufen, daß sie kommen zum großen Mittage."

109.

Der Siegeszug:

Chor der Gottlosen (Überwindung der Kirchen).

Chor der Redlichen (Überwindung der moralischen Tartüfferie).

Chor der Büßer des Geistes (Überwindung der idealistischen Eitelkeit).

Der Orden vom harten Herzen (Überwindung des Mitleidens).

110.

Narrenfest.

Chor der Narren, das heißt der Weisen, die froh sind, sich zeitweilig als unwissend und thöricht zu fühlen.

Chor der Armen, das heißt der Geringen, Überflüssigen, deren Joch leicht ist, die sich als die Reichen fühlen.

Erfüllung der Vorrede des I. Theils: „Ich möchte verschenken und austheilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Thorheit, und die Armen wieder einmal ihres Reichthums froh geworden sind."

Zarathustra ist selber der Weise geworden, der sich seiner Thorheit freut, und der Arme, der sich seines Reichthums freut. Szene: der Narr und der Arme. — Nicht Ein Ideal des Weisen, sondern hundert Ideale des Thoren will ich aufstellen! — Gegen die bärbeißige schauspielerische stoische Herrlichkeit des „Weisen".

111.

Fest des Lebens.

Die verschiedenen Gruppen kommen und bringen ihre Geschenke.

„Was thatet ihr?" — Sie sagen es. — „So ist es aus dem Geiste Zarathustra's gethan."

*

„Ihr kamt gerade noch vor dem Thorschluß meines Herzens: ich vergab es euch noch nicht, daß ihr in der zwölften Stunde erst hineinwolltet.“

112.

Zarathustra auf den Ruinen einer Kirche sitzend.

Die Liebe zu den Freunden möchte Zarathustra zwingen, seine große Wahrheit zurückzuhalten: auch nachdem er sie sich selber eingestanden hat. — Das ist das Problem des Herrschenden: er opfert Die, welche er liebt, seinem Ideale.

„Du opferst deine Freunde: — sie sind tief genug, um dran zu Grunde zu gehn: und sie haben den Gedanken nicht geschaffen (was mich noch hält!).“ — Dies als letztes Gegen-Argument, welches sich Zarathustra entgegenstellt, — der stärkste Feind.

113.

Der Wille zum Leiden, — zum Tiefernehmen des Leidens, als Mittel der Verwandlung.

Die Überwältigung der Vergangenheit und dann das heilende Vergessen, der göttliche Umkreis.

Seligpreisung sub specie aeterni. Höchster Fatalismus, doch identisch mit dem Zufalle und dem Schöpferischen. (Keine Wiederholung in den Dingen, sondern erst zu schaffen.)

Der große Mensch als Rival mit der großen Natur.

Gegen Lob und Tadel. Nach Jahrhunderten leuchten; Vorausbestimmen der Zukunft.

114.

Die tragischeste aller Geschichten mit einer himmlischen Lösung.

Zarathustra schrittweise größer werdend. Seine Lehre schrittweise entfaltend mit diesem Größerwerden.

Die „Wiederkehr“ wie eine Abendsonne über der letzten Katastrophe aufleuchtend.

115.

Daß Zarathustra die höchste Noth erreicht und damit erst sein höchstes Glück: er wird schrittweise unglückseliger und glücklicher. Im Augenblick, wo Beides auf's Furchtbarste contrastirt, geht er zu Grunde.

116.

Die große Synthesis des Schaffenden, Liebenden, Vernichtenden.

Persönliche Bemerkungen aus der Zarathustra-Zeit.

117.

Ich mußte Zarathustra, einem Perser, die Ehre geben: Perser haben zuerst Geschichte im Ganzen, Großen gedacht. Eine Abfolge von Entwicklungen, jeder präsidirt ein Prophet. Jeder Prophet hat seinen Hazar, sein Reich von tausend Jahren.

118.

„Es lebt Niemand, der mich loben dürfte. Und wen dürfte Zarathustra nicht loben!“

119.

Ich suche zu überreden, wo ich befehlen sollte, das will meine schlechte Erziehung. Solch Überreden ist nicht besser als Schmeicheln: — hier schmeichelt der Höhere dem Niederen.

120.

Was ich nicht will, daß ihr mir thut, warum sollte ich dies nicht euch thun dürfen? Und wahrlich, Das, was ich euch thun muß, gerade Das könntet ihr mir nicht thun!

121.

Man soll seinen Feind nicht segnen; aber es kommt die Zeit, wo man keinen Freund mehr hat: und dann segnet man noch, daß man ihm nicht fluchte!

122.

Sie lieben mich nicht, — ist das ein Grund, sie nicht zu segnen?

123.

Du vergiebst heute, was man an dir that. Aber du hast es noch gar nicht erlebt: nach einem halben Jahre wirst du es nie mehr vergeben und vergessen.

124.

Nicht diesen Menschen, den ich liebte, verwarf ich, sondern Das, um dessentwillen ich ihn liebte, verwarf ich.

125.

Die Krankheiten der Sonne erlebe ich, der Erdgeborne, als eigne Verfinsterung und der eignen Seele Sündfluth.

126.

Alles an der Welt mißfiel mir: am meisten aber mißfiel mir mein Mißfallen an Allem.

127.

Ihr kommt zu mir, ob ich euch will oder nicht: aber wie ich euch geben muß, so müßt ihr von mir nehmen, — mich nehmen!

128.

Er ist unerschütterlich, und wenn er klagt, so ist es mehr noch Nachsicht gegen euch und ein Mantel, den er um seine Härte breitet.

129.

Manchen Abschied nahm ich schon, aber ich warf nicht die Thür hinter mir zu; so hörten eure stumpfen Ohren Nichts davon.

130.

„Er war schon in der Unterwelt?“ —

„Gewißlich war er das: war er doch unter uns! Der Mensch, der Mensch allein — ist die Unterwelt!“

131.

Wo ich immer fürchtete, werde ich endlich noch wünschen! Man lernt es zuletzt, seinen Abgrund *lieben*.

132.

Im Leben todt, verborgen, vergraben, versteckt: oh Zarathustra, wie viele Male wirst du noch auferstehn!

133.

Nach einem solchen Anrufe aus der innersten Seele keinen Laut von Antwort zu hören, das ist ein *furchtbares* Erlebniß, an dem der zäheste Mensch zu Grunde gehen kann: es hat mich aus allen Banden mit lebendigen Menschen herausgehoben.

134.

Das psychologische Kunststück dieser Jahre war, über einen furchtbaren Abgrund zu gehen und nicht hinunter zu blicken, zu gehen also und nicht zu sehen — kurz, muthig über eine Gefahr weggehen, mit dem Glauben, einer Gefahr entgegenzugehn.

135.

Ehedem suchte man sein zukünftiges Heil auf Kosten seines gegenwärtigen. So lebt jeder Schaffende in Hinsicht auf sein Werk. Und die große Gesinnung will nun, daß in Hinsicht auf die Zukunft der Menschen ich auf Kosten gegenwärtigen Behagens lebe.

136.

Wie wollte ich leben, wenn ich nicht vorausschaute — über euch hinweg!

137.

Ziel: auf einen Augenblick den Übermenschen zu erreichen. Dafür leide ich Alles!

138.

Ein Stern gieng unter und verschwand — aber sein Licht ist noch unterwegs, und wann wird es aufhören, unterwegs zu sein?

Pläne und Gedanken aus der Zeit der Entstehung von „Jenseits von Gut und Böse“ und der „Genealogie der Moral“ (1883–87).

a) Moral für Moralisten.

Anderer Titel:

Die Unschuld des Werdens.

Ein Wegweiser zur Erlösung von der Moral.

139.

Zur Einleitung. — Absolute Ehrlichkeit — bis jetzt fehlend bei Moralisten (jede Schwäche des Charakters wird sich an der Untersuchung kundgeben).

Sodann — historischer Sinn.

Tapferkeit gegen die eigenen Neigungen zur Werthschätzung.

Altes Ziel: die Erziehung höherer Menschen; die Verwendung der Menschenmassen als Mittel dazu.

140.

Stellen wir uns auf den strengsten Standpunkt der Moralität, z. B. der Ehrlichkeit, so ist schon der Verkehr mit den Dingen, alle die Glaubensartikel unseres gewöhnlichen Handelns, unmoralisch (z. B. daß es Körper gebe).

Insgleichen, daß Mensch gleich Mensch sei, zu glauben, an Stelle der Atomistik der Individuen.

Alles wird so zur Unredlichkeit. Und gesetzt, wir erkennen, das Leben ist Unredlichkeit, also Unmoralität, — so ist das Leben zu verneinen.

Ebenso die unbedingte Gerechtigkeit bringt zur Einsicht, daß Leben wesentlich ungerecht ist.

Consequenz der äußersten Moralität der Erkenntniß: Verlangen nach Vernichtung.

Aber nun kommt erlösend die Kritik der Moral und Moralität: sie bringt sich selber um.

Also: das Leben ist nicht zu verneinen, denn die Moral steht nicht über ihm, sie ist todt. Der Exzeß der Moral hat ihren Gegensatz, das Böse, als nothwendig und nützlich bewiesen, und als Quelle des Guten.

Haben wir damit das Gute aufzugeben? Nein, gerade nicht! Denn unsre Redlichkeit braucht nicht mehr so streng zu sein. Thatsächlich sind es die Guten nicht.

141.

Wie lange ist es nun her, daß ich bei mir selber bemüht bin, die vollkommne Unschuld des Werdens zu beweisen! Und welche seltsamen Wege bin ich dabei schon gegangen! Ein Mal schien mir Dies die richtige Lösung, daß ich dekretirte: „das Dasein ist, als Etwas von der Art eines Kunstwerks, gar nicht unter der jurisdictio der Moral; vielmehr gehört die Moral selber in's Reich der Erscheinung“. Ein ander Mal sagte ich: „alle Schuld-Begriffe sind objective völlig werthlos, subjective aber ist alles Leben nothwendig ungerecht und

alogisch". Ein drittes Mal gewann ich mir die Leugnung aller Zwecke ab und empfand die Unerkennbarkeit der Causal-Verknüpfungen. Und wozu dies alles? War es nicht, um mir selber das Gefühl völliger Unverantwortlichkeit zu schaffen, — mich außerhalb jedes Lobs und Tadels, unabhängig von allem Ehedem und Heute hinzustellen, um auf meine Art meinem Ziele nachzulaufen? —

142.

Zum Plane. — Jede objektive Verbindlichkeit fehlt (die Übereinstimmung Aller ein lebensfeindliches Prinzip). Es sind Befehle von Individuen: eine unbewußte Sklaverei.

Es ist eine Forderung der Ehrlichkeit, was man der Nützlichkeit wegen thut, auch als solche zu bezeichnen.

Motive der Ehrlichkeit u. s. w. liegen in den Antrieben der Mächtigen: in derselben Sphäre wächst auch die Emanzipation von der Moral.

Unverantwortlichkeit positiv wenden: wir wollen unser Bild vom Menschen durchsetzen. — Daß man's kann! — ist die Sache! Wer sich unterworfen fühlt, gehört in die niedere Ordnung. Es muß „Sklaven" geben.

Man übersah bisher das Individuelle als schöpferisch: man sah nur Verbrecher u. s. w. Man übersah den Haupt-Verbrecher. Homer, Michelangelo.

Möglichste Verschiedenheit der Individuen! Entfesselung des Kampfes!

Man will zu einer Ethik: und weil man vom Egoismus aus sie nicht glaubt finden zu können, flüchtet man zur Autorität, zum Herkommen.

Der sittliche Geschmack ist eine Sache ohne Gründe, — aber er ist entstanden einmal als Zwang, in Folge von anderen Trieben, welche ein bestimmtes Urtheil und Werthschätzen aufnöthigten.

Wo wir unsre Gefühle wegen der Complicirtheit ihrer Entstehung nicht mehr abzuleiten wissen, da setzen wir sie an als etwas Anderes; so sind die ästhetischen, ethischen, moralischen, metaphysischen Triebe zu verstehen.

Wir erfinden einen Namen und meinen, ihm entspreche etwas Neues.

143.

1. Asketischer Versuch, sich von der Moral zu befreien: warum? — Praktische Consequenz zunächst: soldatische Armuth, Nähe des Todes. Freigeist.
2. Aber jetzt erkennen wir die Freigeisterei selber als Moral. Inwiefern? — Alle Empfindungen sind moralisch gefärbt. Was wir thaten, war eine Cur, ein Mittel zum Leben. Moral erschien als eine Existenzbedingung.
3. Der neue freiere Blick für Moral als Existenz- und Förderungsbedingung des Lebens.

   Heerde — Entwicklung des Ichs. Keine Vergeltung u. s. w.
4. Versuch eines Standpunktes jenseits von Gut und Böse.

144.

Asketismus: nur die Vernunft ausbilden.

Sich die kleinen Freuden eingestehn, welche die Erkenntniß macht, — alle anderen von sich abwehren.

Grausamkeit, sich die schmutzige Entstehung aller der höchsten Dinge einzugestehn.

Versuch, vom Menschen abzusehn und ihn als Punkt im Werden zu fassen, — nicht Alles auf ihn hin zu construiren.

Zu Gunsten der kleinen, festen, harten Wahrheiten, — soldatische Strenge, Schlichtheit.

Hohn gegen das Beseligende in den „Wahrheiten", ebenso gegen die schöne Form. Religion, Moral und Kunst zur Oberfläche der Dinge.

Metaphysik als im Zusammenhang mit Geister- und Gespenster-Glauben: auch mit der schlechten Interpretation.

Der Gesichtspunkt des Glücks als schädlich für die Wissenschaft.

Woher der Werth der Metaphysik stammt? Aus Irrthümern und Leidenschaften.

Nicht vom Ungewissesten sich abhängen lassen; sich die Schwäche unseres Schließens eingestehn: der Traum. Das starke Gefühl beweist Nichts für die Wahrheit des Geglaubten.

Versuch einer Betrachtungsart, in der „Substanz" und „Freiheit des Willens" Irrthümer sind: auch das Ich als geworden gedacht. Die Welt als Irrthum.

Mißtrauen gegen die metaphysische Welt wegen der Schwierigkeit der Probleme.

Es hört mit dem Glauben an ewige Grundwahrheiten alle Ruhe auf, man sorgt nicht mehr über seine Zukunft hinaus, weil andere Dinge dann nöthig sein werden.

Zeitalter der Vergleichung: ein Auswählen aus den Sittlichkeiten. Untergang der niederen Sittlichkeiten.

Cultus des Irrthums: er hat den Menschen so zart, tief, erfinderisch gemacht. Die Welt als Irrthum ist so bedeutungsreich und wundervoll.

Wir sind von vornherein unlogische und ungerechte Wesen, — ohne dies giebt es kein Leben.

Alle Ansätze über den Werth des Lebens falsch.

Letzte Ziellosigkeit. Vergeudung.

Allgemeine Verzichtleistung: immer besser erkennen, über den Schätzungen schweben einziger Trost.

Resultat: Ich brauche an Nichts zu glauben.

Die Dinge sind unerkennbar.

Ich brauche nicht an meiner Ungerechtigkeit zu leiden.

Verzweiflung durch Skepsis beseitigt.

Ich erwarb mir das Recht zu schaffen, das Recht gutzuheißen, das Recht mich anzuknüpfen an das Vergangene.

Zuletzt: in dem ganzen Treiben entdeckte ich lebendige Moral, treibende Kraft. Ich hatte nur gewähnt, jenseits von Gut und Böse zu sein.

Die Freigeisterei selber war moralische Handlung: 1. als Redlichkeit,
2. als Tapferkeit,
3. als Gerechtigkeit,
4. als Liebe.

Ich behielt mich übrig als Werthansetzenden.

Ich that nichts als die bisherige Praxis der Moral zu kritisiren. Das Aufstellen der moralischen Urtheile selber ist ein Stück dieser Praxis.

Das Ansetzen von Zwecken als eine Existenzbedingung, als Bedingung davon, daß eine Existenz in die andere übergeht.

Heerde — Individuum.

145.

Asketismus: Versuch sich von der Moral zu befreien.

Wechsel, ja Gegensatz der moralischen Urtheile. Keine ewige Norm. Es hat gar keine moralischen Handlungen gegeben, wenn man sie als freie und unegoistische bezeichnet.

Das, was uns böse gilt (Ungerechtigkeit) ist eine Bedingung zu existiren. Bei der Kritik unsrer besten Handlungen finden wir Elemente, die dem Bösen zugehören, ganz nothwendig.

Alle Moralsysteme sind widerlegt: und jedenfalls ist ihr Werth abhängig von der Wahrheit ihrer letzten Behauptungen: diese sind unsicher.

In unseren Schätzungen selber sind eine Menge entgegengesetzter moralischer Systeme enthalten — (unsre Urtheile hinter den Empfindungen sind widersprechend).

Es giebt zuletzt kein Ziel mehr: die Moral ist nicht mehr der Weg zum Himmel, — auch nicht mehr zum Himmel auf Erden (Qual der Gewissensbisse). Sie steht und fällt nicht mehr mit Staaten und Völkern.

Furchtbarer Rückblick auf die Qual der Menschheit. Sie war nahe daran, das Leben aus moralischer Unbefriedigung aufzugeben.

146.

1. Unschuld des Werdens: ohne Zweck.
   (Viel weniger Absicht in unsern Thaten, als wir vorgeben. Eitelkeit in der Annahme von Zwecken!)
2. Handlung, Trieb, Lust, freier Wille.
   (Der Haushalt unsrer Triebe geht einstweilen weit über unsre Einsicht. Die wesentlich fehlerhafte Selbstbeobachtung bei allen Handelnden ist in die Moral übergegangen.)
3. Der Typus der Moral unter Mächtigen.
4. Der Typus der Moral unter Unfreien.
5. Das Individuum und die Gemeinde.
   („Individuum als Resultat"! Collektiv-Gewissen.)
6. Das „Leben für Andere" und das „Unegoistische".
7. Strafe, Rache, die Verantwortlichkeit.
   (Zweck heiligt Mittel.)
8. Moral als Zeichensprache des Leibes.
   Die zwei Bewegungen in der Zukunft.
9. Die Aneignung der Geschichte unter der Leitung der Reize und der Triebe, — es giebt keine „objektive Historie".
10. Böse eine Vorstufe des Guten: die neue Werthschätzung und ihre Geschichte. Die organische Funktion des Bösen (das Schöpferische und Schaffende). Die Menschheit als Kraftmasse, welche wächst und sich ausgeben muß. Die Zukunft der Menschlichkeit — nicht jener zärtliche Begriff (Morgenröthe Nr. 469).

    Ausgang: die Leugnung der moralischen Bedeutsamkeit — Geburt der Tragödie.

147.

Zur Herkunft der Moral.

Die Moralisten selber gehören unter die Thatsachen der Moralität.

Wenn Vornehme Wenn Sklaven und Weiber Wenn Greise Wenn Kranke und Entartende Wenn Thatlose	Moral treiben.

Wachsthum und Untergang einer Moral, Bedingungen.

Moralischer Instinkt.

Organische Funktion des Guten und Bösen.

Gewissen.

148.

„Die Ursache jeder Handlung ein Akt des Bewußtseins" — ein Wissen! Folglich die schlechten Handlungen nur Irrthümer!

149.

Wonach mißt man den Werth einer Handlung (im Verhältniß zu anderen Handlungen)? — a) Nach dem Erfolge (wie weit erkennbar?), auch nach dem wahrscheinlichen Erfolge, auch nach dem Gefühl beim Erfolge; b) nach dem Thäter; c) nach der Ausführung; d) nach der Absicht (abgesehen, ob man's erreichte); e) nach dem begleitenden Gefühle.

Der Werth einer Handlung, insofern sie Mittel ist (wieweit wohlgewählt, oder zufällig als Mittel).

Hauptproblem: wie weit reicht die Erkennbarkeit einer Handlung?

150.

Der Mensch als Moralist.

1. Wenig Wissen um unsre Wirkungen, falsche Voraussetzungen über unsre Beweggründe.
2. Wechsel der moralischen Namen; das Nicht-sehen-wollen bei den Guten.
3. Motive der Moralisten, Selbst-Erkennen, Beichtiger u. s. w.
4. Gesundheit und Krankheit und ihr Ausdruck bei Guten und Bösen. Der Leib als Lehrmeister. Die Moral als Zeichensprache.
5. Böse als organische Funktion. Die Guten als Entartung, Stehenbleiben u. s. w. „Altruismus".
6. Gewissen der Gemeinde und des Einzelnen. Zuletzt der Einzelne als Mehrheit.
7. Die Zukunft der Moralität. Die Religionen.

151.

Der Punkt, wo Einer den Muth bekommt, sein Böses als sein Gutes zu empfinden, z. B. der Christ seine „Feigheit".

Die Guten fast werthlos jetzt. Auf die Bösen mit religiösem Willen kommt es an! Und immer war es so!

152.

A. Es bestehen moralische Werthschätzungen. Kritik: wo? seit wie lange? wo giebt es andere? wird es noch andere geben?
B. Erklärung des Ursprungs dieser Werthschätzungen. Zurückführung auf andere Werthe. Werthe und

physiologische Wichtigkeit u. s. w. Loben, Tadeln (Ruhm). Mächtige, Sklaven.

C. Kritik dieser Werthschätzungen. Widersprüche. Woraus nehme ich die Kritik? Vorsicht, sie nicht wieder aus der Moral zu nehmen („nützlich")! Gesetzt, man nähme sie aus der Moral selber — Beweis, daß sie kurzsichtig sind. Die Grundvorurtheile und was alles übersehn ist.

D. Das Problem ist erst gestellt. Bisher eine Art Astrologie — des Glaubens, daß die kosmischen Vorgänge in engem Bezug zu uns stehn. Die Moralphilosophen selber sind Symptome. Selbstvernichtung der Moral.

153.

Der Leib und die Moral.

1. Die Hervorhebung von Zuständen und das Streben nach ihnen. Bedeutung für den Leib.
2. Diejenige Auffassung des Ichs von sich selber entsteht, bei der der Heerden-Typus erhalten bleibt.
3. Übelbefinden und das Böse.
   Das Ausbrechen ganzer moralischer Strömungen als Correkturen des Leibes. — Was bedeutet Asketismus? Buddhismus und Mönchsthum als Herstellung gesunder Leiber (gegen die vernichtenden und schwächenden Affekte).
4. Moral als eine Gleichnißsprache über eine unbekannte Region der leiblichen Zustände. (Hier ist noch ganz von Wille und Zweck die Rede und von gar nichts Anderem.)

a) Die Anpassung der leiblichen Begierden an einander.

b) Die Anpassung des Leibes an ein Klima bringt Moralen zum Ausdruck.

c) Der Leib der herrschenden Kaste bringt eine Moral hervor.

d) Der Leib der nöthigen Arbeit und Vielheit der Arbeit bringt eine Moral hervor.

e) Die Erhaltung des Typus bringt eine Moral hervor. Das Zugrundegehende des Typus und die Unmoralität.

Also scheinbar ohne chemische Mittel den Leib verändern — — In Wahrheit handelt es sich bei der Moral darum, die chemische Beschaffenheit des Leibes zu verändern. Ungeheurer Umweg. — Inwiefern es möglich ist, direkt zu gehn?

„Gesundheits-Begriff und -Ideal abhängig vom Ziel des Menschen"? — aber das Ziel selber ist ein Ausdruck von einer bestimmten Beschaffenheit des Leibes und deren Bedingungen.

154.

Sehr merkwürdig Plato Timäus p. 86: die Krankheiten der Seele durch fehlerhafte Beschaffenheit des Körpers veranlaßt; Aufgabe der Erzieher und Staaten sei, hier zu heilen. Wenn die Heilung nicht rechtzeitig bewirkt werde, seien die Erzieher und Staaten und nicht die Kranken verantwortlich zu machen — — —

b) Grundanschauung,

niedergeschrieben im Sommer 1884.

155.

Erster Grundsatz. Alle bisherigen Werthschätzungen sind aus falschem, vermeintlichem Wissen um die Dinge entsprungen: — sie verpflichten nicht mehr, und selbst wenn sie als Gefühl, instinktiv (als Gewissen) arbeiten.

Zweiter Grundsatz. Anstatt des Glaubens, der uns nicht mehr möglich ist, stellen wir einen starken Willen über uns, der eine vorläufige Reihe von Grundschätzungen festhält, als heuristisches Prinzip: um zu sehn, wie weit man damit kommt. Gleich dem Schiffer auf unbekanntem Meere. In Wahrheit war auch all jener „Glaube“ nichts Anderes: nur war ehemals die Zucht des Geistes zu gering, um unsre großartige Vorsicht aushalten zu können.

Dritter Grundsatz. Die Tapferkeit von Kopf und Herz ist es, was uns europäische Menschen auszeichnet: erworben im Ringen von vielen Meinungen. Größte Geschmeidigkeit, im Kampfe mit spitzfindig gewordenen Religionen, und eine herbe Strenge, ja Grausamkeit. Vivisektion ist eine Probe: wer sie nicht aushält, gehört nicht zu uns (und gewöhnlich giebt es auch sonst Zeichen, daß er nicht zu uns gehört, z. B. Zöllner).

Vierter Grundsatz. Die Mathematik enthält Beschreibungen (Definitionen) und Folgerungen aus Definitionen. Ihre Gegenstände existiren nicht. Die Wahrheit ihrer Folgerungen beruht auf der Richtigkeit des logischen Denkens. — Wenn die Mathematik angewendet wird, so geschieht dasselbe, wie bei den „Mittel- und Zweck“-Erklärungen: es wird das Wirkliche erst zurechtgemacht und vereinfacht (gefälscht — —).

Fünfter Grundsatz. Das am meisten von uns Geglaubte, alles Apriori, ist darum nicht gewisser, daß es so stark geglaubt wird. Sondern es ergiebt sich vielleicht als eine Existenz-Bedingung unsrer Gattung — irgend eine Grundannahme. Deshalb könnten andere Wesen andere Grundannahmen machen, z. B. vier Dimensionen. Deshalb könnten immer noch all diese Annahmen falsch sein — oder vielmehr: inwiefern könnte irgend Etwas „an sich wahr“ sein? Dies ist der Grund-Unsinn!

Sechster Grundsatz. Es gehört zur erlangten Männlichkeit, daß wir uns nicht über unsre menschliche Stellung betrügen: wir wollen vielmehr unser Maß streng durchführen und das größte Maß von Macht über die Dinge anstreben. Einsehen, daß die Gefahr ungeheuer ist: daß der Zufall bisher geherrscht hat.

Siebenter Grundsatz. Die Aufgabe der Erdregierung kommt. Und damit die Frage: wie wir die Zukunft der Menschheit wollen! — Neue Werthtafeln nöthig. Und Kampf gegen die Vertreter der alten „ewigen“ Werthe als höchste Angelegenheit!

Achter Grundsatz. Aber woher nehmen wir unsern Imperativ? — Es ist kein „du sollst“, sondern das „ich muß“ des Übermächtigen, Schaffenden.

---

c) Die neue Aufklärung.

Ein Vor- und Für-Wort
zur Philosophie der ewigen Wiederkunft.
(1884—85.)

156.

Die ewige Wiederkunft. Eine Wahrsagung. Große Vorrede. Die neue Aufklärung — die alte war im Sinne der demokratischen Heerde: Gleichmachung Aller. Die neue will den herrschenden Naturen den Weg zeigen; — inwiefern ihnen (wie dem Staate) Alles erlaubt ist, was den Heerden-Wesen nicht freisteht.

Erstes Hauptstück. Die neuen Wahrhaftigen. (Aufklärung in Betreff „Wahrheit und Lüge" am Lebendigen.)

Zweites Hauptstück. Jenseits von Gut und Böse. (Aufklärung in Betreff „Gut und Böse".)

Drittes Hauptstück. Die versteckten Künstler. (Aufklärung in Betreff der gestaltenden, umbildenden Kräfte.)

Viertes Hauptstück. Die Selbst-Überwindung des Menschen. (Die Erziehung des höheren Menschen.)

Fünftes Hauptstück. Der Hammer und der große Mittag. (Die Lehre der ewigen Wiederkunft als Hammer in der Hand des mächtigsten Menschen.)

157.

Die neuen Wahrhaftigen. — Überwindung des Dogmatischen und seines „Dünkels": die zugehörigen Seelen-Zustände als bisherige höchste Errungenschaften (von mir für mich).

Überwindung des Skeptikers der Schwäche.

A. die regulativen Hypothesen.

B. das Experiment (im Vordergrund meine Philosophie).

C. die Beschreibung (an Stelle der angeblichen „Erklärung").

Das neue Machtgefühl: der mystische Zustand, und die hellste, kühnste Vernünftigkeit als ein Weg dahin.

Philosophie als Ausdruck eines außerordentlich hohen Seelen-Zustandes.

158.

Das erste Problem ist: wie tief der „Wille zur Wahrheit" in „die Dinge" hinein geht? — Man ermesse den ganzen Werth der Unwissenheit im Verband der Mittel zur Erhaltung des Lebendigen, insgleichen den Werth der Vereinfachungen überhaupt und den Werth der regulativen Fiktionen, z. B. der logischen, man erwäge vor Allem den Werth der Ausdeutungen und inwiefern nicht „es ist", sondern „es bedeutet" übrig bleibt, so kommt man zu dieser Lösung: der „Wille zur Wahrheit" entwickelt sich im Dienste des „Willens zur Macht", — genau gesehn ist seine eigentliche Aufgabe, einer bestimmten Art von Unwahrheit zum Siege und zur Dauer zu verhelfen, ein zusammenhängendes Ganze von Fälschungen als Basis für die Erhaltung einer bestimmten Art des Lebendigen zu nehmen.

Zweites Problem: wie tief der Wille zur Güte hinab in das Wesen der Dinge geht? — Man sieht überall, bei Pflanze und Thier, das Gegentheil davon: Indifferenz oder Härte oder Grausamkeit (die „Gerechtigkeit“, die „Strafe“). — Lösung: das Mitgefühl ist nur bei sozialen Bildungen (zu denen der menschliche Leib gehört, dessen lebendige Einzelwesen miteinander fühlen) da, — als Consequenz davon, daß ein größeres Ganze sich erhalten will gegen ein andres Ganze, und wieder weil im Gesammt-Haushalt der Welt, wo es keine Möglichkeit des Zugrundegehns und Verlierens giebt, Güte ein überflüssiges Prinzip sein würde.

Drittes Problem: wie tief die Vernunft dem Grunde der Dinge zukommt? — Kritik von Zweck und Mittel (— kein faktisches Verhältniß, sondern nur ein hineingedeutetes). Der Charakter der Verschwendung, der Verrücktheit ist im Gesammt-Haushalt normal. Die „Intelligenz“ erscheint als eine besondere Form der Unvernunft, beinahe als ihre boshafteste Caricatur. Inwiefern eine hohe Vernünftigkeit immer ein Symptom zu Grunde gehender Rassen, eine Verarmung des Lebens ist.

Viertes Problem: wie weit der „Wille zum Schönen“ reicht? — Rücksichtslose Entwicklung der Formen: die schönsten sind nur die stärksten: als die siegreichen halten sie sich fest und werden ihres Typus froh; Fortpflanzung. (Plato's Glaube, daß selbst Philosophie eine Art sublimer Geschlechts- und Zeugetrieb sei.)

Die Dinge also, welche wir bisher am höchsten geschätzt haben, als das „Wahre“, „Gute“, „Vernünftige“, „Schöne“, erweisen sich als Einzelfälle der umgekehrten Mächte, — ich zeige mit dem Finger auf diese ungeheure perspektivische Fälschung, vermöge

deren die Spezies Mensch sich selber durchsetzt. Es ist ihre Lebensbedingung, daß sie an sich selber Lust deshalb hat (der Mensch hat Freude an den Mitteln seiner Erhaltung: und zu ihnen gehört es, daß er sich nicht will täuschen lassen, daß Menschen sich gegenseitig helfen und sich zu verstehen bereit sind; daß im Ganzen die gelungenen Typen auf Kosten der mißrathenen zu leben wissen). In dem Allen drückt sich der Wille zur Macht aus, mit seiner Unbedenklichkeit, zu den Mitteln der Täuschung zu greifen: — es ist ein boshaftes Vergnügen denkbar, das ein Gott beim Anblick des sich selber bewundernden Menschen empfindet.

Kurz: der Wille zur Macht.

Consequenz: Wenn uns diese Vorstellung feindselig ist, warum geben wir ihr nach? . . . Heran mit den schönen Trugbildern! Seien wir Betrüger und Verschönerer der Menschheit! — Thatsache, was eigentlich ein Philosoph ist.

*

Mißverständniß der Logik: sie erklärt nichts, im Gegentheil.

Mißverständniß des historischen Entwickelns: das Nacheinander ist immer Beschreibung.

Oberflächlichkeit unseres Causalitäts-Sinnes.

„Erkenntniß" — inwiefern in einer Welt des Werdens unmöglich?

Mit der organischen Welt ist eine perspektivische Sphäre gegeben.

Erkennbarkeit der Welt — an sich eine Unbescheidenheit für den Menschen.

Auflösung der Instinkte — Verwandlung in Formeln und Formelmenschen. Gegen den Naturalismus und

Mechanismus. Die „Berechenbarkeit“ der Welt, ob wünschenswerth? Damit wäre auch der schöpferische Akt „berechenbar“?

Mechanik eine Art Ideal, als regulative Methode —, nicht mehr.

Spott gegen die Idealisten, welche dort die „Wahrheit“ glauben, wo sie sich „gut“ oder „erhoben“ fühlen. Klassisch Renan, citirt bei Bourget.

Leugnung des leeren Raums und Reduktion der Mechanik auf die Tyrannei des Auges und Getasts.

Leugnung der actio in distans. Gegen Druck und Stoß.

Die Gestalt der Welt als Ursache ihres Kreisprozesses. Nicht Kugel!

Die Kraft continuirlich.

Gegen Kant-Laplace.

Kampf der Atome, wie der Individuen; aber, bei gewissen Stärkeverschiedenheiten wird aus zwei Atomen Eins, und aus zwei Individuen Eins. Ebenso umgekehrt aus Eins werden zwei, wenn der innere Zustand eine Disgregation des Macht-Centrums bewerkstelligt. — Also gegen den absoluten Begriff „Atom“ und „Individuum“!

Das Atom kämpft um seinen Zustand: aber andre Atome greifen es an, um ihre Kraft zu vermehren.

Beide Prozesse: den der Auflösung und den der Verdichtung als Wirkungen des Willens zur Macht zu begreifen. Bis in seine kleinsten Fragmente hinein hat er den Willen, sich zu verdichten. Aber er wird gezwungen, um sich irgendwohin zu verdichten, an andrer Stelle sich zu verdünnen u. s. w.

Weltkörper und Atome nur größenverschieden, aber gleiche Gesetze.

159.

Die Eigenschaften des organischen Wesens.

Die Entwicklung der organischen Wesen.

Der Verband des Organischen und des Unorganischen.

„Erkenntniß“ im Verhältniß zu den Bedingungen des Lebens. Das „Perspektivische“.

„Naturgesetze“ als Feststellung von Machtverhältnissen.

„Ursache und Folge“ ein Ausdruck für die Nothwendigkeit und Unerbittlichkeit dieser Machtfestsetzung.

Freiheit des Willens und Macht.

Schmerz und Lust im Verhältniß zum Willen zur Macht.

„Person“, „Subjekt“ als Täuschung. Ein beherrschtes Gemeinwesen. Am Leitfaden des Leibes.

Regieren und Gehorchen als Ausdruck des Willens zur Macht im Organischen.

Die Centralgewalt — darf nicht wesentlich verschieden sein von dem, was sie beherrscht.

Entstehung des Logischen. „Begründung“. Mathematik.

Gegen die Selbst-Bespiegelung.

Die physische Welt wie die seelische beide falsch; aber dauerhafte Irrthümer.

160.

Ausgangspunkt. Ironie gegen Descartes: gesetzt, es gäbe im Grunde der Dinge etwas Betrügerisches, aus dem wir stammten, was hülfe es de omnibus dubitare! Es könnte das schönste Mittel sein, sich zu betrügen. Überdies: ist es möglich?

„Wille zur Wahrheit“ als „ich will nicht betrogen werden“ oder „ich will nicht betrügen“ oder „ich will mich überzeugen und fest werden“, als Formen des Willens zur Macht.

161.

Unser Intellekt, unser Wille, ebenso unsre Empfindungen sind abhängig von unsern Werthschätzungen: diese entsprechen unsern Trieben und deren Existenzbedingungen. Unsere Triebe sind reduzirbar auf den Willen zur Macht.

Der Wille zur Macht ist das letzte Faktum, zu dem wir hinunterkönnen.

Unser Intellekt ein Werkzeug.

162.

Cap. Ernährung
Zeugung
Anpassung
Vererbung
Arbeitstheilung } zurückgeführt auf Willen zur Macht.

Cap. Die Nebenstellung des Bewußtseins neben dem eigentlich Treibenden und Regierenden.

Cap. Die Umkehrung der Zeitordnung: auch im embryonischen Wachsthum (die organische Entwicklung umgekehrt, als sie im Gedächtniß eingelagert ist: zugleich das Älteste als das Stärkste voran). Wie die ältesten Irrthümer gleichsam das Rückgrat abgeben, an dem alles Andere sich festhält.

Cap. Die Entwicklung des Logischen.

163.

Die Entwicklung des Bewußtseins als eines Regierungs-Apparates: nur für die Verallgemeinerungen zugänglich. Schon Das, was das Auge zeigt, kommt in's Bewußtsein als verallgemeinert und zurechtgemacht.

164.

Ausdeutung, nicht Erklärung.

Reduktion der logischen Werthurtheile auf moralische und politische (Werth der Sicherheit, der Ruhe, der Faulheit — „kleinste Kraft") u. s. w.

Das Problem des Künstlers, seine Moralität (Lüge, Schamlosigkeit, Erfindungsgabe für das ihm Fehlende).

Die Verleumdung der unmoralischen Triebe: in Consequenz betrachtet eine Verneinung des Lebens.

Das Unbedingte, und woher die idealen Züge stammen, die man ihm beimißt.

Die Strafe als Züchtungsmittel.

Gravitation mehrfach ausdeutbar: wie alles angeblich „Faktische".

Das Prädikat drückt eine Wirkung aus, die auf uns hervorgebracht ist (oder werden könnte), nicht das Wirken an sich; die Summe der Prädikate wird in Ein Wort zusammengefaßt. Irrthum,

daß das Subjekt causa sei. — Mythologie des Subjekt-Begriffs. (Der „Blitz“ leuchtet — Verdoppelung — die Wirkung verdinglicht.)

Mythologie des Causalitäts-Begriffs. Trennung von „Wirken“ und „Wirkendem“ grundfalsch. Der Schein des Unverändert-bleibenden nach wie vor — —

165.

Beseitigung des Willens, des freien und des unfreien,
des „Muß“ und der „Nothwendigkeit“,
der „Erkenntniß an sich“ und des „Dinges an sich“,
des Erkennens um des Erkennens willen,
des „Guten und Bösen“.

166.

Die neue Aufklärung.

1. Die Aufdeckung der Grundirrthümer (hinter denen die Feigheit, Trägheit und Eitelkeit des Menschen stehen) z. B. in Betreff der Gefühle und des Leibes.

Die Verirrung der rein Geistigen.

Die Causalität.

Die Freiheit des Willens.

Unegoistische Handlungen.

Das Böse.

Das Thier im Menschen.

Moralität als Zähmung.

Mißverständniß der Handlungen „aus Motiven“.

Gott und Jenseits als fehlerhafte Griffe des gestaltenden Dranges.

„Reine Erkenntniß", „Wahrheitstrieb".

Das „Genie".

Gesammt-Gefühl: an Stelle der Sündhaftigkeit das allgemeine Mißrathensein des Menschen.

2. Die zweite Stufe: die Entdeckung des schöpferischen Triebes, auch in seinen Verstecken und Entartungen. Hegel — Geist. Schopenhauer — Wille.

(„Unser Ideal ist nicht das Ideal" — Taine, Engl. Litt. III, p. 47.)

Die versteckten Künstler: die Religiösen, Gesetzgeber, Staatsmänner als umbildende Mächte.

Voraussetzung: schöpferische Unzufriedenheit, ihre Ungeduld, — statt am Menschen fortzubilden, machen sie Götter und Helden aus vergangenen Größen.

3. Die Überwindung des Menschen.

Neue Auffassung der Religion. Meine Sympathie mit den Frommen — es ist der erste Grad: ihr Ungenügen an sich —. Die Selbst-Überwindung als Stufe der Überwindung des Menschen.

167.

Die Tartüfferie in Europa.

Der religiöse Affekt.

Das höchste Machtgefühl bisher.

„Alles erlaubt" (wie dem Staate).

„Wissenschaft" als Mittel, ökonomisch zu denken.

Die bisher souverän gewordenen Werthe.

Nützlichkeit der „Guten" (Heerdenthiere).

Physiologie der Moral.

168.

(Wir sind mitten im Feststellen von Thatsachen.)

Beschreibung, nicht Erklärung (z. B. Morphologie als Beschreibung des Nacheinanders).

Letzte Absicht solcher Beschreibung: praktische Bewältigung, im Dienste der Zukunft.

Vorläufige Menschen und Methoden — Abenteuer (thatsächlich ist Alles in der Geschichte ein Versuchen).

Eine solche vorläufige Conception zur Gewinnung der höchsten Kraft ist der Fatalismus (ego — Fatum), — extremste Form „ewige Wiederkehr".

Um ihn zu ertragen, und um nicht Optimist zu sein, muß man „gut" und „böse" beseitigen.

Meine erste Lösung: die tragische Lust am Untergange des Höchsten und Besten (es wird als beschränkt empfunden in Hinsicht des Ganzen): doch ist dies Mystik in Ahnung eines noch höheren „Guten".

Meine zweite Lösung: das höchste Gute und Böse fallen zusammen.

169.

Die neue Aufklärung. Gegen die Kirchen und Priester,
gegen die Staatsmänner,
gegen die Gutmüthigen, Mitleidigen,
gegen die Gebildeten und den Luxus.

In summa gegen die Tartüfferie, gleich Machiavell.

170.

Die christliche Interpretation, wie Carlyle, heute als Form der Unredlichkeit: — ebenso die Bewunderung der Zeiten des Glaubens.

Das Problem der Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Gewißheit.

Das Problem des Guten.

Das Problem der Gerechtigkeit.

Das Problem des Maßes.

Das Problem der Rangordnung.

171.

Die schaffende Kraft zu betrachten:

wie viel sie aufopfert vom Organismus (oft zerstörend);

wie sie, schwanger machend, einen anderen Organismus verwandelt und in die größte Gefahr bringt.

Die Grade der schaffenden Kraft:

1. der Schauspieler, eine Figur aus sich machend, z. B. la **Faustin**;
2. der Dichter, der Bildner, der Maler;
3. der Lehrer, — Empedokles;
4. der Eroberer;
5. der Gesetzgeber (Philosoph).

Überall ist erst der Typus noch zu finden, außer auf den niedrigsten Stufen: es ist noch nicht die Leidens- und Freudensgeschichte nachgewiesen. Die falschen Stellungen, z. B. der Philosoph, sich außerhalb stellend, — aber das ist nur ein zeitweiliger Zustand und nöthig für das Schwangersein.

172.

Zum Capitel „freier Geist“:

1. Ich will ihn nicht „verherrlichen“; ein Wort zu Gunsten der gebundenen Geister.

2. Die Lasterhaftigkeit des Intellekts: der Beweis aus der Lust („es macht mich glücklich, also ist es wahr“; dabei die Eitelkeit zu unterstreichen in dem „mich“).

Zum Capitel „unsre Tugenden“:

Neue Form der Moralität: Treue-Gelübde in Vereinen, über Das was man lassen und thun will; ganz bestimmte Entsagung von Vielem. Proben, ob reif dazu. —

Zum Capitel „religiöses Genie“:

1. Das Mysterium = die vorbildliche Geschichte einer Seele. („Drama“ — bedeutet?)

2. Die Ausdeutbarkeit des Geschehens; der Glaube an den „Sinn“ wird Dank der Religion festgehalten.

3. Inwiefern die höhere Seele auf Unkosten der niederen wächst und gedeiht?

4. Was widerlegt ist, ist die Moral des Christenthums als essentiell in den Welt-Seelegeschicken: — womit noch nicht der Wille beseitigt ist, sie hineinzubringen und herrschend zu machen. — Letzteres könnte zuletzt doch nur eine Don-Quixoterie sein; — aber das wäre kein Grund, gering von ihr zu denken!

5. Inwiefern das religiöse Genie eine Abart des künstlerischen ist: — die gestaltende Kraft.

6. Inwiefern erst das Künstler-Gewissen die Freiheit vor „wahr“ und „unwahr“ giebt. Der unbedingte Glaube zu verwandeln in den unbedingten Willen — —

7. Religiöse Litteratur, der Begriff „Heiliges Buch“.

173.

Religion — wesentlich Lehre der **Rangordnung**, sogar Versuch einer **kosmischen** Rang- und Machtordnung.

174.

Die Gesetzgeber der Zukunft.

Die große **Ebbe** seit Jahrtausenden in der Erfindung von Werthen.

Die große Loslösung macht er für **sich**, — nicht daß er sie von Anderen verlangt oder gar seine Pflicht darin sähe, sie Anderen mitzutheilen und aufzudrängen.

1. Die Herkunft.
2. Der gebundenste Geist.
3. Die große Loslösung.
4. Das Leiden am Menschen.
5. Der neue Wille.
6. Der Hammer.

175.

Das Problem „Mensch“.

1. Der Irrweg der Philosophen.

2. Der Irrweg der Moralprediger.

3. Die Rangordnung der Menschen — wonach? Wie sehr sie die Kraft haben, die furchtbare Naturthatsache Mensch zu ertragen und trotzdem —

4. Das Problem — wohin? Es bedarf eines neuen **Terrorismus**.

176.

Die **Rangordnung** als Stufen der Erziehung des Menschen (durch viele Generationen).

177.

Der wirkliche Mensch ist weit zurück hinter dem embryonischen, der aus ihm erst in drei Geschlechtern entsteht.

178.

Capitel I. Im Gesammt-Geschick der Menschheit herrschte absolut der Zufall: **aber** die Zeit kommt, wo wir Ziele haben **müssen!**

Capitel II. Die Ziele sind nicht da, die Ideale widersprechen sich, — sie sind Consequenzen viel engerer Verhältnisse und auch aus zahllosen Irrthümern geboren. Kritik der Werthe — Selbstzersetzung der Moral.

NB. Der höchste Mensch als Abbild der Natur zu concipiren: ungeheurer Überfluß, ungeheure Vernunft im Einzelnen, als Ganzes sich verschwendend, **gleichgültig** dagegen.

Capitel III. Bisheriges Mißverständniß der **Kunst**: sie schaute **rückwärts**. Aber sie ist die Ideal-bildende Kraft — das Sichtbarwerden der innersten Hoffnungen und Wünsche.

179.

An die Künstler. Neuer Begriff des Schaffenden; das **Dionysische**. Neue Feste. Die Verklärung.

180.

Der Philosoph die höhere Spezies, aber viel mißrathener bisher. Der Künstler die niedrere, aber viel schöner und reicher entwickelt!

181.

Großes Lob auf das Christenthum als die echte Heerden-Religion.

182.

Die Religionen als Tröstungen, Abschirrungen gefährlich: der Mensch glaubt sich nun ausruhn zu dürfen.

183.

— das große Silentium — im Jahrmarkts-Zeitalter.
— die Segnung der Gesetzgeber (auch „ihr sollt euch Feinde sein").
— aus der Seele ihrer Entwicklung: wie sie ihrer ungeheuren Aufgabe entlaufen wollen.
— Analyse des Heerdenthieres. Man muß mehr Menschen opfern, als je für Kriege.
— die großen schauerlichen Gedenkfeste.
— Mitgefühl mit den großen Menschen aller Zeiten; uns nicht hinabsteigen lassen!
— da es keinen Gott mehr giebt, ist die Einsamkeit nicht mehr zu ertragen: der hohe Mensch muß an's Werk.
— wollt ihr den Leib, die Sinne u. s. w.
— Lob der kühlen Vernunft, als Labsal für Menschen des Labyrinths.

— der Herr vieler Philosophien, mächtig zu tiefstem Pessimismus und höchster Welt-Verklärung.
— die Melancholiker haben die Heiterkeit nöthig.

184.

Die Lebens-Ermöglichung des Weisen.
Die gesellschaftliche Verborgenheit des Weisen.
Seine Ernährung.
Seine Geschlechtlichkeit.
Mittheilbarkeit seiner Meinungen.
Das Über-Nationale, der gute Europäer.
Schüler u. s. w., Grade der Einweihung.
Das ideale Kloster, zur Erhaltung der zarteren Pflanzen.

185.

Von der höchsten Stufe der Moralität: sie wendet den Blick gegen sich selber, versuchsweise.
Die Liebe zur Weisheit.
Die Mißrathenen und Blutverderbten. (Gegen das Christenthum.)
Der Weise und die Güter des Lebens.

186.

Erhaltung einer Art — und Weiterentwicklung. — Naturen, in denen sich dieser Begriffsunterschied als Widerspruch verkörpert. Problem.

Erfindungen, um Erfahrungen zu ersparen (ein vergangenes Leben abzukürzen in immer kürzere Formeln).

Es geht furchtbar zufällig zu: immer mehr Vernunft hineinbringen! Vorsicht u. s. w.

Der Philosoph als Herr, aber **nicht** nur seiner Zeit.

Bei Menschen wie Napoleon ist jedes Absehen von **sich** eine Gefahr und Einbuße: sie müssen ihr Herz verschlossen halten; ebenso der Philosoph. — Zarathustra.

Auszugehen von dem Individuum als Vielheit (Geist als Magen der Affekte), so auch Gemeinde.

1. Die **Existenz**bedingungen einer Gemeinde in Gestalt von **Werth-Urtheilen** über Menschen und Handlungen erscheinend.
2. Die Bedingungen der **Fort-** oder **Zurückbildung** des Typus in Gestalt von Werth-Urtheilen.
3. Heerden- und Führer-Tugenden entgegengesetzt.

187.

Menschenliebe Gerechtigkeit Grausamkeit Lohn und Strafe Selbst-Genügsamkeit Vernünftigkeit Rangordnung Sklaverei (Hingebung)	Alles hat sein Für und Wider schon gehabt.

Alles Loben und Tadeln ist perspektivisch von einem Willen zur Macht aus.

„Angeborne Ideen“.

„Die Seele“, „das Ding“ — falsch. Ebenso „der Geist“.

Capitel über die **Auslegung**.
„ „ die **Verdinglichung**.
„ „ das **Nachleben** untergegangner Ideale (z. B. Sklavensinn bei Augustinus).

188.

Mangel einer herrschenden Denkweise.

Die Schauspieler.

Gleba.

Die neue Schamlosigkeit (die der Mittelmäßigen, z. B. Engländer, auch der schreibenden Frauen).

Der Wille zum Vorurtheil (Nationen, Parteien u. s. w.).

Der latente Buddhismus.

Der Mangel an Einsamkeit (und folglich an guter Gesellschaft).

Alkohol, Buch und Musik und andre Stimulantia.

Die Philosophen der Zukunft.

Die herrschende Kaste und der Anarchismus.

Die curiosen Schwierigkeiten des Ungewöhnlichen, den seine plebejische Bescheidenheit stört.

Mangel einer Charakter-Erziehung. Mangel der höheren Klöster.

Allmähliche Beschränkung der Volksrechte.

189.

NB! Welche Prüfungen fehlen (an Stelle der nur intellektuellen oder fachmäßigen)?

Die richtigen Widerlegungen sind physiologische (leibliche), — also Beseitigungen von Denkweisen.

Ich muß orientalischer denken lernen über Philosophie und Erkenntniß. Morgenländischer Überblick über Europa.

190.

Über die Gefahr in allen bisherigen Idealen.

Kritik der indischen und chinesischen Denkweise, ebenso der christlichen (als Vorbereitungen zu einer nihilistischen —).

Die Gefahr der Gefahren: Alles hat keinen Sinn.

Der Hammer: eine Lehre, welche durch Entfesselung des todsüchtigsten Pessimismus eine Auslese der Lebensfähigsten bewirkt.

191.

Ursachen des Pessimismus.

Die Sklaven-Moral im Vordergrund: „Gleichheit".

Die gemeinsten Menschen haben alle „Vortheile" für sich.

Die Entartung der Herrscher und herrschenden Stände.

Die Nachwirkung der Priester und Weltverleumder.

Die Mitleidigen und Empfindelnden: Absenz der Härte, — die Schonung der Mißrathenen.

Die Ziellosigkeit, weil der große Mensch fehlt, dessen Anblick schon das Dasein rechtfertigt.

Die falschen Ideale, vom Einen Gott her, „vor Gott Alle Sünder".

Die armen dürren Geister, feige dazu —

192.

Alle Arten von Anzeichen der Weltflucht sammeln, und deren Motive:

die Anbrüchigen,

die in-sich-Haltlosen,

die Erfolglosen u. s. w.

Wie die Trübsal böse macht (: sie verdirbt auch die Musik).

193.

Ablehnung des Pessimismus, sowie aller eudämonistischen Gesichtspunkte.

194.

Das unklare Wort „Pessimismus“: Leute, die sich schlecht befinden, und Leute, die sich zu gut befinden, — beide sind Pessimisten gewesen.

Verhältniß von Nihilismus, Romantik und Positivismus (letzterer ein Gegenschlag gegen die Romantik, Werk enttäuschter Romantiker).

„Rückkehr zur Natur“, ihre Stationen: Hintergrund christliche Vertrauensseligkeit (ungefähr schon Spinoza „deus sive natura“!). Rousseau. Die Wissenschaft nach dem romantischen Idealismus.

Der Spinozismus höchst einflußreich:

1) Versuch, sich zufrieden zu geben mit der Welt, *wie sie ist*;

2) Glück und Erkenntniß naiv in *Abhängigkeit* gesetzt (ist Ausdruck eines Willens *zum* Optimismus, an dem sich ein tief Leidender verräth —);

3) Versuch, die moralische Weltordnung *loszuwerden*, um „Gott“, eine vor der *Vernunft* bestehende Welt übrig zu behalten.

Ursache des europäischen Nihilismus: die *Entwerthung der bisherigen Werthe*.

d) Plan einer „Unzeitgemäßen Betrachtung" aus dem Jahre 1886.

195.

„Deutsch."

Fragen und Gedankenstriche.

Der deutsche Pessimismus (Vergleich mit Frankreich).

Die deutsche Romantik.

Die Wieder-Entdecker der Griechen.

Der deutsche Anarchismus.

Die Gefahr der jüdischen Seele: Schmarotzerthum und Schauspielerei. Der Jude „repräsentirt" nicht.

Die Litteraten.

Die Frauen.

Die deutschen Lyriker.

Die Demagogen in der Kunst.

Der deutsche Schreibestil.

Die deutsche Musik. Süden — Morgenland (zwei Süden: Venedig und die Provence).

Die „Aufklärung" und die modernen Ideen.

Die Schulmeister-Cultur.

Die Wagnerei und die Hegelei als Rauschmittel.

Bildung der Musiker.

„Klassisch" — unanwendbares Wort in der Musik.

Gegen die „nationalen" Bestrebungen in der Kunst.

Die Zukunft der Musik — Europäer-Musik. Musik des großen Stils.

Begriff der Cultur; — Stil u. s. w.

Die Einsiedler, wie Goethe, Beethoven, und die demagogischen oder höfischen oder kirchlichen Künstler.

Der Europäer.

Der deutsche Geist.

Ranke, der beschönigende Advokat der Thatsachen.

Voilà un homme.

Die „Tiefe“.

Der christliche Europäer.

196.

Pfeile.

Gedanken über und gegen die deutsche Seele.

Die Bedientenseele.
Die Blutverderbniß.
Die moralische Tartüfferie.
Das „Gemüth“.
Die Unklarheit.
Die Verzögernden.
Muthmaßung über das Südländische.
Die Häßlichkeit.
Die Hinter-Seele.
Die Abhängigkeit von Frankreich.
Der deutsche Professor und der Offizier.
Die niaiserie allemande.
Das „Ewig-Weibliche“ am deutschen Manne.
Der Rausch und die Musik.

Vom Rückgange der Wagnerei.
Der „historische Sinn“.
Der Schauspieler.
Die Bequemlichkeit (Philister) und der Krieg.
Die Philosophen.
Der deutsche Atheismus.
Mehr Heerdenthier als je, — aber es giebt günstige Bedingungen auch für Einzelne.

---

e) Plan einer Fortsetzung der Genealogie der Moral.
(Herbst 1887.)

197.

Zur Genealogie der Moral.
Zweite Streitschrift.

Vierte Abhandlung: Der Heerdeninstinkt in der Moral.

Andere Titel:
Die Heerden-Optik als Moral.
Gegen die Heerden-Moral. Eine Kriegserklärung.

Fünfte Abhandlung: Zur Geschichte der Moral-Entnatürlichung.

Sechste Abhandlung: Unter Moralisten und Moralphilosophen.

Andrer Titel:
Aus der Geheimgeschichte der Moralistik.

Nachwort: Eine Abrechnung mit der Moral.
Was hat die Stände-Differenz beigetragen zur Moral?
was das asketische Ideal?
was die Heerde?
was die Philosophen?
was die Raubthier-Affekte?

Die Moral ist die Ursache des Pessimismus und Nihilismus . . .

Dessen höchste Formel formulirt.

Die Aufgabe.

Eintritt in das tragische Zeitalter von Europa.

198.

Zu 6: Unter Moralisten. — Die großen Moralphilosophen. Moral als Verhängniß der Philosophen bisher.

Rousseau. Kant. Hegel. Schopenhauer. Lichtenberg. Goethe.

Balthasar Gracian. Macchiavell. Galiani. Montaigne. Pascal.

Carlyle. Georges Eliot. Herbert Spencer.

Sainte-Beuve. Renan. Goncourts. Stendhal. Napoleon.

Plato. Epiktet. Epikur. Seneca. Marc Aurel.

199.

Zur Vorrede. — Ich habe eine Tortur bisher ausgestanden: alle die Gesetze, auf denen das Leben sich entwickelt, schienen mir im Gegensatz zu den Werthen zu stehn, um derentwillen Unsereins zu leben aushält. Es scheint das nicht der Zustand zu sein, an dem Viele bewußt leiden: trotzdem will ich die Zeichen zusammenstellen, aus denen ich annehme, daß es der Grundcharakter, das eigentlich tragische Problem unsrer modernen Welt und als geheime Noth Ursache oder Auslegung aller ihrer Nöthe ist. Dies Problem ist in mir bewußt geworden.

Aus dem Vorreden-Material.

(1885—88.)

a) Allgemeines.

200.

Über wie viel Zufälliges bin ich Herr geworden! Welch schlechte Luft blies mich an, als ich Kind war! Wann waren die Deutschen dumpfer, ängstlicher, mucker-hafter, kriecherischer, als in jenen fünfziger Jahren, in denen ich Kind war!

201.

Als ich zwölf Jahre alt war, erdachte ich mir eine wunderliche Drei-Einigkeit: nämlich Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Teufel. Mein Schluß war, daß Gott, sich selber denkend, die zweite Person der Gottheit schuf: daß aber, um sich selber denken zu können, er seinen Gegensatz denken mußte, also schaffen mußte. — Damit fieng ich an zu philosophiren.

202.

Man muß zu heftigen Bewunderungen fähig sein und mit Liebe vielen Sachen in's Herz kriechen: sonst taugt man nicht zum Philosophen. Graue kalte Augen

wissen nicht, was die Dinge werth sind; graue kalte Geister wissen nicht, was die Dinge wiegen. Aber freilich: man muß eine Gegenkraft haben: einen Flug in so weite hohe Fernen, daß man auch seine bestbewunderten Dinge tief, tief unter sich sieht, und sehr nahe Dem, was man vielleicht verachtete. — Ich habe meine Proben gemacht, als ich mich weder durch die große politische Bewegung Deutschlands, noch durch die künstlerische Wagner's, noch durch die philosophische Schopenhauer's von meiner Hauptsache habe abspänstig machen lassen: doch ward es mir schwer, und zeitweilig war ich krank daran.

203.

Als ich jung war, bin ich einer gefährlichen Gottheit begegnet, und ich möchte Niemandem das wiedererzählen, was mir damals über die Seele gelaufen ist — sowohl von guten als von schlimmen Dingen. So lernte ich bei Zeiten schweigen, sowie daß man reden lernen müsse, um recht zu schweigen: daß ein Mensch mit Hintergründen Vordergründe nöthig habe, sei es für Andere, sei es für sich selber: denn die Vordergründe sind einem nöthig, um von sich selber sich zu erholen, und um es Anderen möglich zu machen, mit uns zu leben.

204.

1. Geburt der Tragödie
   Artisten-Metaphysik.
2. Unzeitgemäße Betrachtungen
   I. Der Bildungsphilister. Der Ekel.
   II. Leben und Historie — Grundproblem.
   III. Der philosophische Einsiedler. „Erziehung".

IV. Der Künstler-Einsiedler. Was an Wagner zu lernen ist.

3. Menschliches, Allzumenschliches
Der freie Geist.
4. Vermischte Meinungen und Sprüche
Der Pessimist des Intellekts.
5. Der Wanderer und sein Schatten
Einsamkeit, als Problem.
6. Morgenröthe
Moral als eine Summe von Vorurtheilen.
7. Fröhliche Wissenschaft
Hohn über die europäische Moralistik.
Aussicht auf eine Überwindung der Moral.
Wie müßte ein Mensch beschaffen sein, der jenseits lebte? — Zarathustra — — —

205.

Die genannten Schriften (3—7), sorgsam und langwierig befragt, möchten als Mittel benutzt werden, um vielleicht den Zugang zum Verständniß eines noch höheren und schwierigeren Typus zu erschließen, als es selbst der Typus des freien Geistes ist: — es führt kein andrer Weg zum Verständniß.

206.

Allen seinen natürlichen Hängen zu widerstehen und es zu versuchen, ob nicht auch vom entgegengesetzten Hange Etwas in uns ist: eine nützliche Sache, obwohl sie viel Unbehagen mit sich bringt. Wie wenn ein Mensch aus einer gewohnten trocknen Luft in ein feuchtes Klima versetzt wird. Es verlangt einen unerschütterlichen

Willen — und wenn meine Denkweise Nichts verlangt als Dies, so ist das schon ein Grund, weshalb sie wenige Anhänger haben wird. Ein solch starker und doch geschmeidiger Wille ist zu selten.

207.

Hat schon je ein Mensch auf dem Wege der Wahrheit gesucht, wie ich es bisher gethan habe, — nämlich Allem widerstrebend und zuwiderredend, was meinem nächsten Gefühle wohlthat?

208.

So wie ich über moralische Dinge denke, bin ich zu langem Stillschweigen verurtheilt gewesen. Meine Schriften enthalten diesen und jenen Wink; ich selber stand kühner dazu; schon in meinem 28. Jahre verfaßte ich für mich ein Promemoria „über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“. Ich bin sogar mit Menschen umgegangen, welche sich auf ihre Art mit Moral beschäftigten: sie werden mir bezeugen, daß ich nie auf meine Art mit ihnen von Moral gesprochen habe. Jetzt, wo ich einen freieren Überblick über diese Zeit habe und Vieles mir erlaube, was ich früher für unerlaubt gehalten hätte, sehe ich keine Gründe mehr, hinter dem Berge zu halten. „Daß die ‚Wahrheit‘ in diesen Dingen schädlich ist“, um mich der Sprache der moralischen Hypokriten zu bedienen, und daß sie Viele zu Grunde richten kann, gebe ich zu: aber „schädlich sein“ und „zu Grunde richten“ gehört so gut zu den Aufgaben des Philosophen wie „nützlich sein“ und „aufbauen“. —

209.

Ich werde Jahr für Jahr offenherziger, in dem Maße, in welchem mein Blick für dieses 19. Jahrhundert, für dies Jahrhundert der großen moralischen Tartüfferie, tiefer und tiefer wird; ich finde immer weniger Gründe, heute — hinter dem Berge zu halten. Welche Meinungen könnten heute gefährlich sein, wo Nichts mehr „in tiefe Brunnen“ fällt! Und wären sie gefährlich und zerstörerisch: es ist wünschenswerth, daß Vieles umfällt, damit Vieles gebaut werden muß.

210.

Die Menschen können den Ton des Versprechens und den Ton der Erfüllung nicht zusammen hören: denn sie haben sich aus dem Versprechen Etwas herausgehört, das nicht darin war. — So ich: ich versprach Wahrheits-Härte, — freilich mit manchem phantastischen Ausdrucke: und nun habe ich diesen unschuldigen Kindern ihren Milchtopf umgestoßen.

211.

Nach langen Jahren, welche aber nichts weniger waren als lange Unterbrechungen, fahre ich fort, auch öffentlich Das wieder zu thun, was ich für mich immer thue und immer gethan habe: nämlich Bilder neuer Ideale an die Wand zu malen.

212.

Nichts im Kopfe als eine persönliche Moral: und mir ein Recht dazu zu schaffen ist der Sinn aller meiner

historischen Fragen über Moral. (Es ist nämlich schrecklich schwer, dies Recht sich zu schaffen!)

213.

Ein böses Buch einmal zu machen, schlimmer als Macchiavell und — Mephistopheles, jener sehr deutsche und mild-boshafte unterthänigste Teufel!

Seine Eigenschaften: grausam (Lust am Zusehn, wie ein schöner Typus zu Grunde geht);
verführerisch (einladend zur Lehre, daß man das Eine und auch das Andere sein müsse);
spöttisch gegen die Tugenden des Mönchs, des Philosophen, den wichtigthuerischen Künstler u. s. w., auch den guten braven Heerden-Menschen;
vornehm gegen das Neugierige, Zudringliche, Pöbelhafte der Erkennenden, ebenso gegen das Zopfige, Duckmäuserhafte; kein Lachen, kein Zorn.

214.

Hier kommt eine Philosophie — eine von meinen Philosophien — zu Worte, welche durchaus nicht „Liebe zur Weisheit“ genannt sein will, sondern sich, aus Stolz vielleicht, einen bescheidneren Namen ausbittet: einen abstoßenden Namen sogar, der schon seinerseits dazu beitragen mag, daß sie bleibt, was sie sein will: eine Philosophie für mich — mit dem Wahlspruch: satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus. — Diese

Philosophie nämlich heißt sich selber: die Kunst des Mißtrauens und schreibt über ihre Hausthür: μέμνησ' ἀπιστεῖν.

215.

Wenn ich an meine philosophische Genealogie denke, so fühle ich mich im Zusammenhang mit der anti-teleologischen, d. h. spinozistischen Bewegung unsrer Zeit, — doch mit dem Unterschied, daß ich auch „den Zweck" und „den Willen" in uns für eine Täuschung halte;

ebenso mit der mechanistischen Bewegung (Zurückführung aller moralischen und ästhetischen Fragen auf physiologische, aller physiologischen auf chemische, aller chemischen auf mechanische), — doch mit dem Unterschied, daß ich nicht an „Materie" glaube und Boscovich für einen der großen Wendepunkte halte, wie Copernicus;

daß ich alles Ausgehen von der Selbstbespiegelung des Geistes für unfruchtbar halte und ohne den Leitfaden des Leibes an keine gute Forschung glaube. Nicht eine Philosophie als Dogma, sondern als vorläufige Regulative der Forschung.

216.

Der Wille zum System: bei einem Philosophen, moralisch ausgedrückt, eine feinere Verderbtheit, eine Charakter-Krankheit; — unmoralisch ausgedrückt, sein Wille sich dümmer zu stellen als er ist — dümmer, das heißt: stärker, einfacher, gebietender, ungebildeter, commandirender, tyrannischer . . .

217.

... An dieser Stelle weiterzugehn überlasse ich einer andern Art von Geistern, als der meine es ist. Ich bin nicht bornirt genug zu einem System — und nicht einmal zu meinem System ...

218.

Man bemerkt bei meinen früheren Schriften einen guten Willen zu unabgeschlossenen Horizonten, eine gewisse kluge Vorsicht vor Überzeugungen, ein Mißtrauen gegen die Bezauberungen und Gewissens-Überlistungen, welche jeder starke Glaube mit sich bringt. Mag man darin zu einem Theile die Behutsamkeit des gebrannten Kindes, des betrogenen Idealisten sehen — wesentlicher scheint mir der epikureische Instinkt eines Räthselfreundes, der den änigmatischen Charakter der Dinge sich nicht leichten Kaufs nehmen lassen will, — am wesentlichsten endlich ein ästhetischer Widerwille gegen die großen, tugendhaften, unbedingten Worte, ein Geschmack, der sich gegen alle plumpen, viereckigen Gegensätze zur Wehr setzt, ein gut Theil Unsicherheit in den Dingen wünscht und die Gegensätze wegnimmt, als Freund der Zwischenfarben, Schatten, Nachmittagslichter und endlosen Meere.

219.

In Aphorismen-Büchern gleich den meinigen stehen zwischen und hinter kurzen Aphorismen lauter verbotene lange Dinge und Gedanken-Ketten, und Manches darunter, das für Oedipus und seine Sphinx fragwürdig

genug sein mag. Abhandlungen schreibe ich nicht: die sind für Esel und Zeitschriften-Leser. Ebensowenig Reden. Meine „unzeitgemäßen Betrachtungen“ richtete ich als junger Mensch an junge Menschen, welchen ich von meinen Erlebnissen und Gelöbnissen sprach, um sie in meine Labyrinthe zu locken, — an deutsche Jünglinge: aber man überredet mich zu glauben, daß die deutschen Jünglinge ausgestorben seien. Wohlan, so habe ich keinen Grund mehr, in jener früheren Manier „beredt“ zu sein. Damals schämte ich mich noch nicht, „beredt“ zu sein; heute — könnte ich es vielleicht nicht mehr. Wer Tags, Nachts und Jahrein Jahraus mit seiner Seele im vertraulichsten Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle — es kann ein Labyrinth oder auch ein Goldschacht sein — zum Höhlenbär oder Schatzgräber wurde, wer wie ich sich allerhand Gedanken, Bedenken und Bedenkliches durch den Kopf über das Herz laufen ließ und läßt, das er nicht immer mittheilen würde, selbst wenn er Geister seiner Art und ausgelassene tapfere Kameraden um sich hätte: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigene Zwielicht-Farbe, einen Geruch ebensosehr der Tiefe als des Moders, etwas Unmittheilsames und Widerwilliges, welches jeden Neugierigen kalt anbläst: — und eine Einsiedler-Philosophie, wenn sie selbst mit einer Löwenklaue geschrieben wäre, würde doch immer wie eine Philosophie der „Gänsefüßchen“ aussehn.

220.

Ich habe manche nicht unbedenkliche Versuche gemacht, um mir Menschen heranzulocken, denen ich von so seltsamen Dingen reden könnte: alle meine Schriften

waren bisher ausgeworfne Netze: ich wünschte Menschen mit tiefen, reichen und ausgelassenen Seelen mir dazu einzufangen.

(Aber an wen sich wenden? Meinen längsten Versuch machte ich an jenem vielfachen und geheimnißvollen Menschen, dem vielleicht von den Menschen dieses Jahrhunderts die meisten guten und schlimmen Dinge über die Seele gelaufen sind, an Richard Wagner. Später gedachte ich die deutsche Jugend zu „verführen" — denn es ist mir gut bekannt, wie gefährlich es in den zwanziger Jahren in einem Deutschen zugeht. Noch später machte ich mir eine Sprache für verwegene Mannsköpfe und Mannsherzen zurecht, die irgendwo in einem Winkel der Erde auf meine wunderlichen Dinge warten möchten. Endlich — doch man wird es nicht glauben, zu welchem „endlich" ich gelangte. Genug, ich erdichtete „Also sprach Zarathustra".)

Soll ich es gestehen? Ich fand Keinen bisher, aber immer wieder irgend eine wunderliche Form jener „rasenden Dummheit", welche sich gern noch als Tugend anbeten lassen möchte; ich nenne sie am liebsten „die moralische Tartüfferie", ehre sie als das Laster unsres Jahrhunderts und bin bereit, ihr noch hundert Fluchworte beizugesellen.

221.

Diesem mesquinen Zeitalter, mit dem ich mich nun einmal irgendwie abfinden muß, eine Probe davon zu geben, was Psychologie im großen Stile ist, hat eigentlich keinen Sinn; — wer käme mir auch nur mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegen, um begreifen zu können, wie man zum Wissen in solchen fremden und entscheidenden Dingen kommt?

Und was muß Einer Alles in sich erlebt haben, um mit seinen fünfundzwanzig Jahren die Geburt der Tragödie zu concipiren?

Ich habe mich nie beklagt über das Unbeschreibliche meiner Entbehrung, nie einen verwandten Laut zu hören, nie von gleichem Leiden und Willen.

Ich selbst kenne in keiner Litteratur Bücher, welche diesen Reichthum an seelischen Erfahrungen hätten, und dies vom Größten bis zum Kleinsten und Raffinirtesten. Daß dies außer mir im Grunde Niemand sieht und weiß, hängt an der Thatsache, daß ich verurtheilt bin, in einer Zeit zu leben, wo das Rhinozeros blüht, und noch dazu unter einem Volke, welchem in psychologischen Dingen überhaupt noch jede Vorschulung fehlt (einem Volk, das Schiller und Fichte ernst genommen hat!!).

222.

Welche Art Menschen mag sich beim Lesen meiner Schriften schlecht befinden? (— von denen, wie billig, abgesehn, welche sie überhaupt „nicht verstehen", wie die gebildeten Schweine und Großstadt-Gänse, oder die Pfarrer, oder die „deutschen Jünglinge", oder Alles, was Bier trinkt und nach Politik stinkt). Da sind z. B. die Litteraten, welche mit dem Geiste Schacher treiben und von ihren Meinungen „leben" wollen, — sie haben nämlich entdeckt, daß Etwas an einer Meinung (wenigstens an gewissen Meinungen) ist, das Geldes Werth hat, — gegen sie bläst aus meinen Schriften ein beständiger Hauch eisiger Verachtung. Insgleichen beglücke ich schwerlich die Litteratur-Weiberchen, wie sie zu sein pflegen, mit krankhaften Geschlechts-Werkzeugen und Tintenklexen an den Fingern; vielleicht weil ich

zu hoch vom Weibe denke, als daß ich es zum Tinten-fische herabbringen möchte? Insgleichen verstehe ich, warum alle geschwollenen Agitatoren mir gram sind: denn sie brauchen gerade die großen Worte und den Lärm tugendhafter Prinzipien, welche ich ablehne, und sind, sobald sie einen Stich fühlen, in Gefahr zu platzen.

An all dieser Gegnerschaft ist mir wenig gelegen; aber es giebt eine andre, deren Wehe mir selbst wehthut: — das sind die aus dem Pöbel Sich-mühsam-Emporarbeitenden, die Menschen des sittlichen Durstes, der kämpfenden Spannung, die nach dem Vornehmen leidenschaftlich Verlangenden. Ihnen muß es scheinen, als ob aus meinen Schriften sie ein ironisches Auge anblicke, das sich Nichts von ihrem kleinen Heldenthum entgehen läßt, — ein Auge, dem ihr ganzes kleines Elend, auch ihre Ermüdungen und was von Eitelkeit allen Müden noth thut, ihr Ameisen-Klettern und -Herabpurzeln beständig gegenwärtig ist. —

223.

Es giebt viele Dinge, gegen welche ich nicht nöthig gefunden habe zu reden: es versteht sich von selbst, daß mir der Litterat widerlich ist, daß mir alle politischen Parteien von heute widerlich sind, daß der Sozialist von mir nicht nur mit Mitleiden behandelt wird. Die beiden vornehmsten Formen Mensch, denen ich leibhaft begegnet bin, waren der vollkommene Christ — ich rechne es mir zur Ehre, aus einem Geschlechte zu stammen, das in jedem Sinne Ernst mit seinem Christenthum gemacht hat — und der vollkommene Künstler des romantischen Ideals, welchen ich tief unter dem christlichen Niveau gefunden habe: es liegt auf der Hand, daß, wenn man

diesen Formen den Rücken gekehrt hat, weil sie Einem nicht genügen, man nicht leicht in einer anderen Art Mensch von heute sein Genüge findet, — insofern bin ich zur Einsamkeit verurtheilt, obwohl ich mir sehr gut eine Art Menschen denken kann, an der ich mein Vergnügen hätte.

224.

Und lieber gleich einer schwarzen halbzerstörten Veste allein auf seinem Berge sitzen, nachdenklich und still genug; also daß sich die Vögel selbst vor dieser Stille fürchten.

225.

Meine Schriften sind sehr gut vertheidigt: wer zu ihnen greift und sich dabei vergreift als Einer, der kein Recht auf solche Bücher hat — der macht sich sofort lächerlich —, ein kleiner Anfall von Wuth treibt ihn, sein Innerstes und Lächerlichstes auszuschütten: und wer wüßte nicht, was da immer herauskommt!

Die Unfähigkeit das Neue und Originale zu sehn: die plumpen Finger, die eine Nuance nicht zu fassen wissen, der steife Ernst, der über ein Wort stolpert und zu Falle kommt: die Kurzsichtigkeit, welche vor dem ungeheuren Reiche ferner Landschaften bis zur Blindheit sich steigert.

Habe ich mich je über mein Schicksal beklagt, zu wenig gelesen, so schlecht verstanden zu sein? Aber für wie Viele darf denn überhaupt etwas Außerordentliches geschaffen werden! — Meint ihr denn, daß Gott die Welt um der Menschen willen geschaffen hat?

226.

Man pflegt mich zu verwechseln: ich gestehe es ein; insgleichen daß mir ein großer Dienst geschehen würde, wenn jemand Anderer mich gegen diese Verwechselungen vertheidigte und abgrenzte. Aber wie gesagt, ich muß mir selbst zu Hülfe kommen: wozu geht man „auf eignen Wegen“?

227.

Es giebt Fälle, wo eine uns bezeugte Sympathie indignirt: z. B. unmittelbar nach einer außerordentlichen Handlung, die ihren Werth an sich hat. Aber man gratulirt uns, „daß wir mit ihr fertig sind“ u. s. w.

Ich habe bei meinen Kritikern häufig den Eindruck von Canaille gehabt. Nicht, was man sagt, sondern daß ich es sage, und inwiefern gerade ich dazu gekommen sein mag, dies zu sagen — das scheint ihr einziges Interesse, eine Juden-Zudringlichkeit, gegen die man in praxi den Fußtritt als Antwort hat. Man beurtheilt mich, um nichts mit meinem Werke zu thun zu haben: man erklärt dessen Genesis, — damit gilt es hinreichend für — abgethan.

228.

Ich achte die Leser nicht mehr: wie könnte ich für Leser schreiben? . . . Aber ich notire mich, für mich.

229.

Ich schreibe für mich selber: und welchen Sinn hätte Schreiben in diesem zerschriebenen Zeitalter! wenig:

denn abgesehen von den Gelehrten versteht Niemand mehr zu lesen; — und auch die Gelehrten — —

230.

Ich will nicht besorgt sein: der Schutz tiefer Bücher liegt jetzt darin, daß die Meisten keine Zeit haben, sie tief zu nehmen, gesetzt sie hätten selbst die Kraft dazu.

231.

Ich will das höchste Mißtrauen gegen mich erwecken: ich rede nur von erlebten Dingen und präsentire nicht nur Kopf-Vorgänge.

232.

Ich selber bilde mir ein, den neuen Deutschen die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie besitzen: ebenfalls, selber für meine Person ein capitales Ereigniß in der Krisis der Werthurtheile zu sein.

233.

Ich habe seltsame Dinge in Bezug auf Wirkung von meinen Büchern erlebt. Kürzlich traf der Brief eines alten reichen Holländers ein, welcher „Menschliches, Allzumenschliches" als seinen treuesten Lebensgesellen betrachtet; die „Geburt der Tragödie" hat vielleicht im Leben Richard Wagner's den größten Glücks-Klang hervorgebracht, er war außer sich, und es giebt wunderschöne Dinge in der Götterdämmerung, welche er in

diesem Zustande einer unerwarteten äußersten Hoffnung hervorgebracht hat. Ich möchte wissen, ob dies Buch von Jemandem verstanden ist: seine Hintergründe gehören zu meinem persönlichsten Eigenthum. Zarathustra hat die Werthschätzungen von ein paar Jahrtausenden gegen sich; ich glaube absolut nicht daran, daß Jemand heute im Stande ist, seinen Gesammt-Ton klingen zu hören: auch setzt sein Verstehen eine solche philologische und mehr als philologische Arbeit voraus, wie sie heute Niemand daran setzen wird, aus Mangel an Zeit.

---

b) Zur Geburt der Tragödie.

1. Vorstufen zum „Versuch einer Selbstkritik"
(Frühjahr 1886).

234.

Im Anfang des Jahres 1872 erschien in Deutschland ein Buch, das den befremdlichen Titel führte „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" und nicht bloß durch seinen Titel reichlich Anstoß zu Verwunderung und Neugierde gab. Man erfuhr, daß sein Urheber ein junger Philologe sei, insgleichen daß gegen ihn von Seiten philologischer Handwerker, und vielleicht sogar auf Anregung irgend eines philologischen Schulhauptes und Kuhhirten, — —

— ein Buch voll Jugend und Ungeschick, schwül, übervoll, aussi trop allemand, — in dem sich fast entgegengesetzte Begabungen drängten und stießen.

— mit einer Geistigkeit, welche auf die Sinne wirkt.

— man gesteht sich mit einigem Schauder ein (vorausgesetzt daß man an der Haut empfindlich ist —), daß hier Jemand von der unheimlichen Welt der dionysischen Dinge wie aus Erfahrung redet, wie nach großer Nähe und Berührung zurückgekehrt aus dem fremdesten aller Länder, nicht alles sagend, nicht alles verschweigend, unter die Kutte und Kapuze des Gelehrten versteckt und nicht genug versteckt.

— ein unabhängiges selbstgenugsames Buch, dem die Zeichen einer mystischen Seele aufgeschrieben waren, ohne Absicht auf Beifall.

— Richard Wagner errieth aus der Tiefe jenes wahrsagerischen Instinktes heraus, der so sehr in Widerspruch zu seiner mangelhaften und zufälligen Bildung stand, daß er jenem verhängnißvollen Menschen begegnet sei, der das Schicksal der deutschen (und nicht nur der deutschen) Cultur in den Händen habe.

235.

Zur Geburt der Tragödie.

Ein Buch aus lauter Erlebnissen über ästhetische Lust- und Unlustzustände aufgebaut, mit einer Artisten-Metaphysik im Hintergrunde. Zugleich ein Romantiker-Bekenntniß (der Leidendste verlangt am tiefsten nach Schönheit, — er erzeugt sie); endlich ein Jugend-Werk voller Jugend-Muth und -Melancholie.

Psychologische Grunderfahrungen: mit dem Namen „apollinisch" wird bezeichnet das entzückte Verharren vor einer erdichteten und erträumten Welt, vor der Welt des schönen Scheins als einer Erlösung vom Werden: mit dem Namen des Dionysos wird andrerseits das Werden aktiv gefaßt, subjektiv nachgefühlt, als wüthende Wollust des Schaffenden, der zugleich den Ingrimm des Zerstörenden kennt.

Antagonismus dieser beiden Erfahrungen und der ihnen zu Grunde liegenden Begierden. Die erstere will die Erscheinung ewig: vor ihr wird der Mensch stille, wunschlos, meeresglatt, geheilt, einverstanden mit sich und allem Dasein; die zweite Begierde drängt zum Werden, zur Wollust des Werden-machens, d. h. des

Schaffens und Vernichtens. Das Werden, von Innen her empfunden und ausgelegt, wäre das fortwährende Schaffen eines Unbefriedigten, Überreichen, Unendlich-Gespannten und -Gedrängten, eines Gottes, der die Qual des Seins nur durch beständiges Verwandeln und Wechseln überwindet: — der Schein als seine zeitweilige, in jedem Augenblick erreichte Erlösung; die Welt als die Abfolge göttlicher Visionen und Erlösungen im Scheine.

Diese Artisten-Metaphysik stellt sich der einseitigen Betrachtung Schopenhauer's entgegen, welcher die Kunst nicht vom Künstler aus, sondern vom Empfangenden aus allein zu würdigen versteht: weil sie Befreiung und Erlösung im Genuß des Nicht-Wirklichen mit sich bringt, im Gegensatz zur Wirklichkeit (die Erfahrung eines an sich und seiner Wirklichkeit Leidenden und Verzweifelnden) — — Erlösung in der Form und ihrer Ewigkeit (wie auch Plato es erlebt haben mag: nur daß dieser auch im Begriff schon den Sieg über seine allzu reizbare und leidende Sensibilität genoß). Dem wird die zweite Thatsache, die Kunst vom Erlebniß des Künstlers aus, entgegengestellt, vor Allem des Musikers: die Tortur des Schaffen-müssens, als dionysischer Trieb.

Die tragische Kunst, an beiden Erfahrungen reich, wird als Versöhnung des Apoll und Dionysos bezeichnet: der Erscheinung wird die tiefste Bedeutsamkeit geschenkt, durch Dionysos: und diese Erscheinung wird doch verneint, und mit Lust verneint. Dies ist gegen Schopenhauer's Lehre von der Resignation als tragische Weltbetrachtung gekehrt.

Gegen Wagner's Theorie, daß die Musik Mittel ist, und das Drama Zweck.

Ein Verlangen nach dem tragischen Mythus als

einer abschließenden Glocke, worin Wachsendes gedeiht (nach „Religion", und zwar pessimistischer Religion).

Mißtrauen gegen die Wissenschaft: obwohl ihr augenblicklich lindernder Optimismus stark empfunden ist; „Heiterkeit" des theoretischen Menschen.

Tiefer Widerwille gegen das Christenthum: warum? Die Entartung des deutschen Wesens wird ihm zugeschoben.

Nur ästhetisch giebt es eine Rechtfertigung der Welt. Gründlicher Verdacht gegen die Moral (— sie gehört mit in die Erscheinungswelt).

Das Glück am Dasein ist nur möglich als Glück am Schein (— das „Sein" als die Erdichtung des am Werden Leidenden).

Das Glück am Werden ist nur möglich in der Vernichtung des Wirklichen, des „Daseins", des schönen Anscheins, in der pessimistischen Zerstörung der Illusion: — in der Vernichtung auch des schönsten Scheins kommt das dionysische Glück auf seinen Gipfel.

236.

„Wie weit reicht die Kunst in's Innere der Welt? Und giebt es abseits vom ‚Künstler' noch künstlerische Gewalten?" Diese Frage war, wie man weiß, mein Ausgangspunkt: ich sagte Ja zu der zweiten Frage; und zur ersten: „die Welt selbst ist nichts als Kunst". Der unbedingte Wille zum Wissen, zur Wahr- und Weisheit erschien mir in einer solchen Welt des Scheins als Frevel am metaphysischen Grundwillen, als Wider-Natur: und billigerweise wendet sich die Spitze der „Weisheit" gegen den Weisen (— insofern Weisheit durch die Vision hindurch und hinter der Illusion bleiben

will). Das Widernatürliche der Weisheit offenbart sich in ihrer Kunstfeindlichkeit: erkennen wollen, wo der Schein eben die Erlösung ist, — welche Umkehrung, welcher Instinkt zum Nichts!

237.

Ich fieng an mit einer metaphysischen Hypothese über den Sinn der Musik: aber zu Grunde lag eine psychologische Erfahrung, welcher ich noch keine genügende historische Erklärung unterzuschieben wußte. Die Übertragung der Musik in's Metaphysische war ein Akt der Verehrung und Dankbarkeit; im Grunde haben es alle religiösen Menschen bisher so mit ihrem Erlebniß gemacht. — Nun kam die Kehrseite: die unleugbar schädliche und zerstörerische Wirkung eben dieser verehrten Musik auf mich — und damit auch das Ende ihrer religiösen Verehrung. Damit giengen mir auch die Augen auf für das moderne Bedürfniß nach Musik (welches gleichzeitig in der Geschichte erscheint mit dem zunehmenden Bedürfniß nach Narcoticis). Gar das „Kunstwerk der Zukunft" erschien mir als Raffinement des Aufregungs- und Betäubungs-Bedürfnisses, wobei alle Sinne zugleich ihre Rechnung finden wollen, eingerechnet der idealistische, religiöse, hypermoralische Widersinn, — als eine Gesammt-Exzitation der ganzen nervösen Maschinerie. Das Wesen der Romantik gieng mir auf (— der Mangel einer fruchtbaren Art von Menschen ist da zeugend geworden), zugleich die Schauspielerei der Mittel, die Unechtheit und Entlehntheit aller einzelnen Elemente, der Mangel an Probität der künstlerischen Bildung, die abgründliche Falschheit dieser modernsten Kunst: welche wesentlich Theaterkunst sein möchte. Die

psychologische Unmöglichkeit dieser angeblichen Helden- und Götterseelen, welche zugleich nervös, brutal und raffinirt sind gleich den Modernsten unter den Pariser Malern und Lyrikern. Genug, ich stellte sie mit hinein in die moderne „Barbarei". — Damit ist über das Dionysische Nichts gesagt. In der Zeit der größten Fülle und Gesundheit erscheint die Tragödie, aber auch in der Zeit der Nerven-Erschöpfung und -Überreizung. Entgegengesetzte Deutung. — Bei Wagner ist bezeichnend, wie er schon dem Ring des Nibelungen einen nihilistischen (ruhe- und endesüchtigen) Schluß gab.

238.

Dionysisch. Welche unglückliche Schüchternheit, von einer Sache als Gelehrter zu reden, von der ich hätte als „Erlebter" reden können. Und was geht Den, der zu dichten hat, die „Ästhetik" an! Man soll sein Handwerk treiben und die Neugierde zum Teufel jagen!

---

2. Vorstufen zu einer Charakteristik der Geburt der Tragödie aus dem Herbst 1888.

239.

Über das Verhältniß der Kunst zur Wahrheit bin ich am frühesten ernst geworden: und noch jetzt stehe ich mit einem heiligen Entsetzen vor diesem Zwiespalt. Mein erstes Buch war ihm geweiht; die Geburt der Tragödie glaubt an die Kunst auf dem Hintergrund eines anderen Glaubens: daß es nicht möglich ist mit der Wahrheit zu leben: daß der „Wille zur Wahrheit" bereits ein Symptom der Entartung ist . . .

Ich stelle die absonderlich düstere und unangenehme Conception jenes Buches hier noch einmal hin. Sie hat den Vorrang vor anderen pessimistischen Conceptionen, daß sie unmoralisch ist: — sie ist nicht wie diese von der Circe der Philosophen, von der Tugend, inspirirt. —

240.

Es giebt zwei Zustände, in denen die Kunst selber als eine Art Naturgewalt im Menschen auftritt: einmal als Vision, andrerseits als der dionysische Orgiasmus. Dieselben sind physiologisch vorgebildet im Traum und im Rausch: ersterer als Einübung jener Kraft zur Vision verstanden, als eine Lust am Gestalten-sehen, Gestalten-bilden.

Der Wille zum Schein, zur Illusion, zur Täuschung, zum Werden und Wechseln ist tiefer, „metaphysischer" als der Wille zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zum Sein. Die Lust ist ursprünglicher als der Schmerz; der letztere ist selbst nur die Folge des Willens zur Lust (— zum Schaffen, Gestalten, Zu-Grunde-richten, Zerstören) und, in der höchsten Form, eine Art der Lust . . .

241.

Was muß, unter solcher Voraussetzung, aus der Wissenschaft werden? Wie steht sie da? In einem bedeutenden Sinne beinahe als Gegnerin der Wahrheit: denn sie ist optimistisch, denn sie glaubt an die Logik. Es wird physiologisch nachgerechnet, daß es die Niedergangszeiten einer starken Rasse sind, wo der Typus des wissenschaftlichen Menschen in ihr reif wird. Die Kritik des Sokrates macht den Haupttheil des Buches aus:

Sokrates als Gegner der Tragödie, als Auflöser jener dämonisch-prophylaktischen Instinkte der Kunst: der Sokratismus als das große Mißverständniß von Leben und Kunst: die Moral, Dialektik, Genügsamkeit des theoretischen Menschen eine Form der Ermüdung; die berühmte griechische Heiterkeit nur eine Abendröthe... Die starken Rassen, solange sie noch reich und überreich an Kraft sind, haben den Muth dazu, die Dinge zu sehn, wie sie sind: tragisch... Für sie ist die Kunst mehr als eine Unterhaltung und Ergötzlichkeit: sie ist eine Cur . . .

Das Buch lehrt, „allen modernen Ideen und Vorurtheilen des demokratischen Geschmacks zum Trotz“, daß die Griechen — p. 7 der Vorrede.

242.

Das Wesentliche an dieser Conception ist der Begriff der Kunst im Verhältniß zum Leben: sie wird — ebenso psychologisch als physiologisch — als das große Stimulans aufgefaßt, als Das, was ewig zum Leben, zum ewigen Leben drängt . . .

243.

Was das tragische Pathos angeht, so nimmt dies Buch nicht die alten Mißverständnisse des Aristoteles wieder auf.

Das Dionysische als eine Überströmung und Einheit vielfacher, zum Theil schrecklicher Erregungen: als Transfiguration von Wollust und Grausamkeit in's Griechische: Elemente, welche in den orgiastischen Festen —

244.

Die neue Conception der Griechen ist das Auszeichnende dieses Buches; wir haben bereits seine beiden andern Verdienste angedeutet — die neue Conception der Kunst, als das große Stimulans des Lebens, zum Leben; insgleichen die Conception des Pessimismus, eines Pessimismus der Stärke, eines klassischen Pessimismus: das Wort klassisch hier nicht zur historischen, sondern zur psychologischen Abgrenzung gebraucht. Der Gegensatz des klassischen Pessimismus ist der romantische, jener, in dem sich die Schwäche, die Ermüdung, die Rassen-décadence in Begriffen und Werthungen formulirt: der Pessimismus Schopenhauer's z. B., insgleichen der Alfred de Vigny's, Dostoiewsky's, Leopardi's, Pascal's, der aller großen nihilistischen Religionen (des Brahmanismus, Buddhismus, Christenthums; — sie dürfen „nihilistisch" genannt werden, weil sie alle den Gegensatzbegriff des Lebens, das Nichts, als Ziel, als höchstes Gut, als „Gott" verherrlicht haben).

245.

Diese Schrift ist antimodern: sie glaubt nicht an die moderne Kunst, sondern an die moderne Musik, und im Grunde nicht an die moderne Musik überhaupt, sondern nur an Wagner's Musik . . . Und im Grunde vielleicht nicht einmal an Wagner, — es sei denn faute de mieux.

p. 143. „Was wüßten wir sonst zu nennen — heißt es mit einer schmerzlichen Gebärde —, was in der Verödung und Ermattung der jetzigen Cultur irgend welche tröstliche Erwartung für die Zukunft erwecken könnte?"

(Schopenhauer. Dürer.)

Es glaubt daran, daß eine Musik kommen wird, eine dionysische Musik ...

246.

Diese Schrift gebärdet sich deutsch, selbst deutsch-thümelnd, — sie glaubt selbst noch an den „deutschen Geist“ ... Ihre Nuance ist, daß sie deutsch-antichristlich ist. „Das Schmerzlichste, heißt es in ihr auf S. 170, ist für uns die lange Entwürdigung, unter der der deutsche Geist, entfremdet von Haus und Heimat, im Dienst tückischer Zwerge lebte.“ Diese tückischen Zwerge sind die Priester. — An einer andern Stelle wird die Frage aufgeworfen, ob der deutsche Geist noch stark genug sei, sich auf sich selbst zurückzubesinnen; ob er mit der Ausscheidung fremder Elemente noch Ernst machen könne oder fortfahren werde, sich wie ein sieches, verkümmertes Gewächs in krankhaftem Mühen zu verzehren. In diesem Buche gilt die Überpflanzung eines tief widerdeutschen Mythus, des christlichen, in's deutsche Herz als das eigentlich deutsche Verhängniß.

247.

Dies Buch ist antipessimistisch: es lehrt eine Gegenkraft gegen alles Neinsagen und Neinthun, ein Heilmittel der großen Müdigkeit.

248.

Was das Buch auszeichnet: die Spontaneität seiner psychologischen Vision, eine schwindelerregende Weite der Umschau, des Erlebten, Errathenen, Erschlossenen, die Furchtlosigkeit vor der Härte und gefährlichen Consequenz.

---

c) Zu den Unzeitgemäßen Betrachtungen.

249.

Wenn ich einstmals das Wort „unzeitgemäß“ auf meine Bücher geschrieben habe, wie viel Jugend, Unerfahrenheit, Winkel drückt sich in diesem Worte aus! Heute begreife ich, daß mit dieser Art Klage, Begeisterung und Unzufriedenheit ich eben damit zu den Modernsten der Modernen gehörte.

250.

Den deutschen Bildungs-Zuständen habe ich in jüngern Jahren den Krieg erklärt und brav dabei meinen Degen geführt: ich lachte ein armes anmaßliches modriges Buch öffentlich zu Tode, in das sich die „deutsche Bildung“ vernarrt hatte, — nun, man kann auf Erden noch manchen gefährlicheren Gebrauch von seinem Gelächter machen! Vielleicht habe ich selbst unversehens dabei einen alten Mann, den alten würdigen David Strauß, virum optime meritum, „umgebracht“? — man giebt es mir zu verstehen. Aber so bringt es Krieg und Sieg mit sich; und ich will mit gutem Gewissen noch ganz andre Menschenleben einmal „auf dem Gewissen“ haben! Nur die Weiber fort, auch die männlichen Klage-Weiber und Zärtlinge! Das versteht nichts vom Kriegs-Handwerke und jammert sich halb-

todt über jeden „Mangel an Schonung". Damit etwas Andres anfangen könne, muß man hier erst ein Ende machen: ich hoffe doch, daß man mich hier — versteht? An der „deutschen Bildung" aber will Nichts mehr geschont sein: hier muß man seiner selbst nicht schonen und endlich ein Ende machen.

251.

Zur Kritik der Vaterländerei. — Wer über sich Werthe fühlt, die er hundertmal höher nimmt als das Wohl des „Vaterlandes", der Gesellschaft, der Bluts- und Rassenverwandtschaft — Werthe, die jenseits der Vaterländer und Rassen stehn, also internationale Werthe —, der würde zum Heuchler, wenn er den Patrioten spielen wollte. Es ist eine Niederung von Mensch und Seele, welche den nationalen Haß bei sich aushält (oder gar bewundert und verherrlicht): die dynastischen Familien beuten diese Art Mensch aus, — und wiederum giebt es genug Handels- und Gesellschaftsklassen (auch natürlich die käuflichen Hanswürste, die Künstler), die ihre Förderung gewinnen, wenn diese nationalen Scheidewässer wieder die Macht haben. Thatsächlich ist eine niedrigere Spezies zum Übergewicht gelangt — —

252.

National zu sein, in dem Sinne, wie es jetzt von der öffentlichen Meinung verlangt wird, würde an uns geistigeren Menschen, wie mir scheint, nicht nur eine Abgeschmacktheit, sondern eine Unredlichkeit sein, eine willkürliche Betäubung unsres besseren Wissens und Gewissens.

253.

Als ich jung war, gehörte ich im Grunde zu den Welt-Verleumdern und Pessimisten; wie es billig und verzeihlich in einem Zeitalter ist, das dazu gemacht scheint, gerade Jünglinge zum Verzweifeln zu bringen. Der Jüngling, je mehr er an seinem eignen Werden leidet, will in's Ganze, Volle und Fertige: er will vor Allem Sicherheit, Halt: dies Zeitalter aber ist durch Gedanken aller Zeiten zerdacht, mißtrauisch, mit einem Mißtrauen, das unter Menschen noch nicht da war, und daher oft denkmüde, oft mißtrauensmüde, oft greisenhaft und „vorläufig“ in seinem Ja und in seinem Nein. Da wirkt denn der entschlossene Protest eines Einzelnen wie Schopenhauer's gegen das ganze Dasein als eine Erlösung: es vereinfacht.

254.

In meiner Jugend, wo ich Vielerlei war, z. B. auch Maler, habe ich einmal ein Bild von Richard Wagner gemalt, unter dem Titel: Richard Wagner in Bayreuth. Einige Jahre später sagte ich mir: „Teufel! es ist gar nicht ähnlich“. Noch ein paar Jahre später antwortete ich: „Umso besser! umso besser!“ — In gewissen Jahren des Lebens hat man ein Recht, Dinge und Menschen falsch zu sehen, — Vergrößerungsgläser, welche die Hoffnung uns giebt.

Als ich 21 Jahre alt war, war ich vielleicht der einzige Mensch in Deutschland, der diese Zwei, der zugleich Richard Wagner und Schopenhauer mit Einer Begeisterung liebte. Einige meiner Freunde wurden angesteckt.

Als Knabe liebte ich Händel und Beethoven: aber Tristan und Isolde kam, als ich 15 Jahre alt war, hinzu, als eine mir verständliche Welt. Während ich damals den Tannhäuser und Lohengrin als „unterhalb meines Geschmacks“ empfand: — Knaben sind in Sachen des Geschmacks ganz unverschämt stolz.

255.

Als Knabe war ich Pessimist, so lächerlich dies klingt: einige Zeilen Musik aus meinem zwölften, dreizehnten Lebensjahre sind im Grunde von Allem, was ich an rabenschwarzer Musik kenne, das Schwärzeste und Entschiedenste. Ich habe bei keinem Dichter oder Philosophen bisher Gedanken und Worte gefunden, die so sehr aus dem Abgrunde des letzten Neinsagens heraus kämen, in dem ich selber zeitweilig gesessen habe; und auch was Schopenhauer betrifft, bin ich den Glauben nicht losgeworden, daß er zwar viel guten Willen zum Pessimismus gehabt hat, aber auch einen viel besseren Widerwillen: den hat er nicht genug zu Worte kommen lassen, dank jenem dummen Genie-Aberglauben, den er von den Romantikern gelernt hatte und dank seiner Eitelkeit, welche ihn zwang, auf einer Philosophie sitzen zu bleiben, die aus seinem 26. Lebensjahre stammte und auch zu diesem Lebensalter gehört — wie wir Alle recht aus dem Grunde wissen, nicht wahr, meine Freunde?

256.

Man verehrt und verachtet in jungen Jahren wie ein Narr und bringt wohl seine höchsten und zartesten Gefühle zur Auslegung von Menschen und Dingen dar,

welche unter unserem Werthe stehn. Später, wo man stärker und tiefer, auch „wahrhaftiger" geworden ist, erschrickt man, daß man damals so wenig die Augen offen gehabt hat, als man auf diesen Altären opferte und daß man all das Eitle, Übertreibende, Unechte, Geschmückte, Schauspielerische an dem geliebten Götzen nicht gesehen hatte: man zürnt sich wohl wegen jener jugendlichen Selbst-Verblendung, wie als ob sie eine Art unredlicher Blindheit gewesen sei, und ist zur Buße dafür eine gute Zeit unbillig und mißtrauisch gegen sich selber und auf der Hut gegen alle schönen Gefühle.

257.

In meiner Jugend hatte ich Unglück: es lief mir ein sehr zweideutiger Mensch über den Weg. Als ich ihn als Das erkannte, was er ist, nämlich ein großer Schauspieler, der zu keinem Ding ein echtes Verhältniß hat (selbst zur Musik nicht), war ich so angeekelt und krank, daß ich glaubte, alle berühmten Menschen seien Schauspieler gewesen, sonst wären sie nicht berühmt geworden, — und an dem, was ich „Künstler" nannte, sei eben das Hauptsächliche die schauspielerische Kraft.

258.

Alles, was ich über Richard Wagner gesagt hatte, ist falsch. Ich empfand es 1876: „es ist an ihm Alles unecht; was echt ist, wird versteckt oder dekorirt. Es ist ein Schauspieler, in jedem schlimmen und guten Sinne des Wortes".

259.

Auch habe ich die Enttäuschung vom Sommer 1876 nicht überwunden. Die Menge des Unvollkommenen, am Werke und am Menschen war mir auf Einmal zu groß: — ich lief davon. Später begriff ich, daß die gründlichste Loslösung von einem Künstler die ist, daß man sein Ideal geschaut hat. Nach einem solchen Blicke, wie ich ihn in jungen Jahren gethan habe — Zeugniß ist meine übriggebliebene kleine Schrift über Richard Wagner — blieb mir Nichts übrig, als, knirschend und außer mir, von dieser „unausstehlichen Wirklichkeit“, wie ich sie mit Einem Male sah, Abschied zu nehmen. Daß er, alt geworden, sich verwandelte, geht mich Nichts an: fast alle Romantiker dieser Art enden unter dem Kreuze. (Ich liebte nur den Wagner, den ich kannte, d. h. einen rechtschaffnen Atheisten und Immoralisten, der die Figur Siegfrieds, eines sehr freien Menschen, erfunden hat.) Seither hat er noch aus dem bescheidnen Winkel seiner Bayreuther Blätter heraus, genugsam zu verstehen gegeben, wie hoch er das Blut des Erlösers zu schätzen wisse, und — man hat ihn verstanden. Viele Deutsche, viele reine und unreine Thoren aller Art glauben seitdem erst an Richard Wagner als ihren „Erlöser“. Dies geht mir Alles wider den Geschmack.

260.

Es versteht sich von selber, daß ich Niemandem so leicht das Recht zugestehe, diese meine Schätzung zur seinigen zu machen, und allem unehrerbietigen Gesindel, wie es am Leibe der heutigen Gesellschaft gleich Läusen wimmelt, soll es gar nicht erlaubt sein, einen solchen

großen Namen, wie der Richard Wagner's ist, überhaupt in das Maul zu nehmen, weder im Lobe, noch im Widerspruche.

261.

Es liegt jetzt noch wenig daran, daß man wisse, *was* ich damals eigentlich von Richard Wagner wollte (obwohl der Leser meiner „Geburt der Tragödie" darüber nicht im Unklaren sein sollte), ja daß ich, durch ein Verlangen dieser Art, allerdings auf das Gründlichste bewiesen habe, wie sehr ich mich über ihn und sein Vermögen im Irrthum befand. Genug, daß mein Irrthum — eingerechnet den Glauben an eine gemeinsame und zusammengehörige Bestimmung — weder ihm noch mir zur Unehre gereicht, und, unter allen Umständen, uns Beiden damals, als zwei auf sehr verschiedene Weise Vereinsamten, keine kleine Erquickung und Wohlthat war.

262.

Ich habe ihn geliebt und Niemanden sonst. Er war ein Mensch nach meinem Herzen, so unmoralisch, atheistisch, antinomistisch, welcher einsam lief und nie daran glauben mochte, daß

263.

Ich selber bin hundertmal radikaler, als Wagner oder Schopenhauer, deshalb bleiben es doch meine verehrtesten Lehrer: ob ich schon jetzt zu *meiner* Erholung und Erquickung ganz andre Musik nöthig habe, als die Wagner's, und beim Lesen Schopenhauer's *jetzt* mich langweile oder verdrießlich werde. Des Falschen und Oberflächlichen ist zu viel darin.

264.

Es liegt mir heute wenig daran, ob ich in Bezug auf Richard Wagner und Schopenhauer Recht oder Unrecht gehabt habe. Habe ich mich geirrt, nun, mein Irrthum gereicht weder den Genannten, noch mir selber zur Unehre. Gewiß ist, daß es mir, in jenen jungen Tagen, eine ungeheure Wohlthat war, meine idealistischen Farben, in welchen ich die Bilder des Philosophen und des Künstlers schaute, nicht ganz in's Unwirkliche, sondern gleichsam auf vorgezeichnete Gestalten aufmalen zu können; und wenn man mir den Vorwurf gemacht hat, daß ich die Genannten mit einem vergrößernden Auge gesehen habe, so freue ich mich dieses Vorwurfs — und meiner Augen noch dazu. Zum Mindesten sollten die Leser der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung nicht darüber im Ungewissen sein, wie wenig mir immer an der Wahrheit gelegen hat.

Was ich damals geschrieben — und weniger geschrieben als gemalt habe, noch dazu hitzig und, wie mich heute dünkt, in einem nicht unbedenklichen und verwegenen Alfresco: das würde darum noch nicht wahrer werden, daß ich es nunmehr, wo vielleicht meine Hand und mein Auge etwas hinzugelernt haben, noch einmal zarter, lautrer und strenger darstellte. Jedes Lebensalter versteht die „Wahrheit" auf seine eigne Weise; und wer mit jungen brausenden Sinnen und großen Ansprüchen vor jene Gemälde tritt, wird an ihnen so viel Wahrheit finden, als er zu sehn im Stande ist.

Jene vier ersten Unzeitgemäßen Betrachtungen waren Versuche, von meinen Erlebnissen und Gelöbnissen so zu reden, daß ich nicht mein Eigenstes dabei unter=

strich, sondern Das, was ich mit manchem Sohne unsrer Zeit gemeinsam habe, — Versuche, die Art Menschen an mich heranzulocken, welche zu mir gehören, also Angelhaken, ausgeworfen nach „Meines-Gleichen“. Damals war ich jung genug, um mit ungeduldigen Hoffnungen auf einen solchen Fischfang zu gehn; heute — nach hundert Jahren, wenn ich die Zeit nach meinem Maße messen darf! — bin ich immer noch nicht alt genug, um jede Hoffnung, jede Geduld verloren zu haben. Wie fremd klingt es mir auch heute noch in den Ohren, wenn ein Greis seine Erfahrung in diese Worte drängt: „Als Kinder sind wir Sensualisten; als Liebende Idealisten, die in das Geliebte Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt und, ehe wir's glauben, sind wir Skeptiker; der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehn, wie es will, und endigen als Quietisten, wie die indischen Philosophen auch.“ So spricht Goethe: sollte er Recht haben? Wie wenig Vernunft hätte es dann, so alt, so vernünftig wie Goethe zu werden! Und es wäre billig, den Griechen ihr Urtheil über das Alter abzulernen: — sie haßten das Alt-werden mehr, als den Tod, und liebten es, zu sterben, wenn sie fühlten, daß sie auf jene Art anfiengen vernünftig zu werden. Inzwischen hat auch die Jugend ihre eigne Art Vernunft: eine Vernunft, welche an Leben, Liebe und Hoffnung glaubt.

265.

Meine „Unzeitgemäßen“ bedeuten für mich Versprechungen: was sie für Andere sind, weiß ich nicht. Man glaube mir, daß ich längst nicht mehr leben würde, wenn ich diesen Versprechungen nur um Einen Schritt

breit ausgewichen wäre! Vielleicht kommt noch ein Mensch, der entdeckt, daß von „Menschliches, Allzumenschliches“ an ich Nichts gethan habe, als mein Versprechen erfüllen. Das freilich, was ich jetzt die Wahrheit nenne, ist etwas ganz Furchtbares und Abstoßendes: und ich habe viele Kunst nöthig, um schrittweise die Menschen zu einer völligen Umdrehung ihrer höchsten Werthschätzungen zu überreden.

---

d) Zu Menschliches, Allzumenschliches.

1. Fragmente einer andern Vorrede zum I. Band.

266.

I.

„Menschliches, Allzumenschliches“: mit diesem Titel ist der Wille zu einer großen Loslösung angedeutet, der Versuch eines Einzelnen, sich von jeglichem Vorurtheile, welches zu Gunsten des Menschen redet, loszumachen und alle Wege zu gehn, welche hoch genug führen, um, für einen Augenblick wenigstens, auf den Menschen hinab zu sehen. Nicht das Verächtliche am Menschen zu verachten, sondern bis in die letzten Gründe hinein zu fragen, ob nicht selbst noch im Höchsten und Besten und an Allem, worauf der bisherige Mensch stolz war, ob nicht an diesem Stolze selber und der harmlosen oberflächlichen Zuversichtlichkeit seiner Werthschätzungen etwas zu verachten bleibt: diese nicht unbedenkliche Frage war Ein Mittel unter allen den Mitteln, zu denen eine große, eine umfängliche Aufgabe mich gezwungen hat. Will Jemand mit mir diese Wege gehn? Ich rathe Niemandem dazu. — Aber ihr wollt es? So gehn wir denn!

II.

Wer die Begierden einer hohen und wählerischen Seele hat und nur selten seinen Tisch gedeckt, seine Nahrung bereit findet, dessen Gefahr ist heute keine

geringe. In ein lärmendes und pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus Einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder, falls er endlich dennoch „zugreift“ — vor Ekel zu Grunde gehn. Dies war die Gefahr meiner Jugend, einer ungesättigten, sehnsüchtigen, vereinsamten Jugend; und die Gefahr kam auf die Höhe, als ich eines Tages begriff, was für Speisen ich zuletzt doch mir zugeführt, und wozu mich der ungestüme Hunger und Durst meiner Seele verlockt hatte. Es war im Sommer 1876. Damals stieß ich, wüthend vor Ekel, alle Tische von mir, an denen ich bis dahin gesessen hatte, und ich gelobte mir, lieber zufällig und schlecht, lieber von Gras und Kraut und unterwegs, wie ein Thier, lieber gar nicht mehr zu leben, als meine Mahlzeiten wie bisher mit dem „Schauspieler-Volk“ und den „höheren Kunstreitern des Geistes“ — solche harte Ausdrücke gebrauchte ich damals — zu theilen: — denn ich schien mir unter die Zigeuner und Spielleute, unter lauter Cagliostro's und unechte Menschen gerathen und hatte an ihrer verführerischen Üppigkeit theilgenommen, und zürnte und tobte darüber, dort geliebt zu haben, wo ich hätte verachten sollen.

(Variante.)

II.

Wer die Begierden einer hohen und wählerischen Seele hat, dessen Gefahr wird zu allen Zeiten groß sein: heute aber ist sie außerordentlich. In ein lärmendes, pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus Einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst oder, falls er endlich dennoch „zugreift“, vor Ekel zu Grunde gehn. Einem solchen Menschen müssen schon zur rechten Stunde ein paar Glücksfälle zu Hülfe kommen!

Darum kann ich die drei Glücksfälle meines Lebens nicht genugsam preisen, die es irgendwie noch ausglichen, worin ich etwa durch eine ungesättigte, sehnsüchtige und vereinsamte Jugend zu Schaden gekommen war. Das Erste war, daß ich in jungen Jahren eine achtbare und gelehrte Beschäftigung fand, welche mir erlaubte, mich in der Nähe der Griechen heimisch zu machen, wenn man mir diesen unbescheidnen, aber deutlichen Ausdruck nachsehen will. Solchermaßen bei Seite gerückt und auf das Beste unterhalten, brachte ich es nicht leicht über mich, über Etwas, das sich heute begiebt, heftig zu zürnen. Dazu kam, daß ich einem Philosophen ergeben war, der auf eine tapfere Art allem Gegenwärtigen und den „modernen Ideen" zu widersprechen wußte, ohne doch durch ein Übermaß von Verneinung die Ehrfurcht selber bei seinem Schüler zu entwurzeln. Endlich bin ich von Kindesbeinen an ein Liebhaber der Musik und auch jederzeit guten Musikern selber Freund gewesen: dies Alles zusammen ergab, daß ich wenig Grund hatte, mich um die heutigen Menschen zu kümmern: — denn die guten Musiker sind alle Einsiedler und „außer der Zeit".

III.

Es geschah spät, daß ich dahinter kam, was mir eigentlich noch ganz und gar fehle: nämlich die Gerechtigkeit. „Was ist Gerechtigkeit? Und ist sie möglich? Und wenn sie nicht möglich sein sollte, wie wäre da das Leben auszuhalten?" — solchermaßen fragte ich mich unablässig. Es beängstigte mich tief, überall, wo ich bei mir selber nachgrub, nur Leidenschaften, nur Winkel-Perspektiven, nur die Unbedenklichkeit Dessen zu finden, dem schon die Vorbedingungen

zur Gerechtigkeit fehlen: aber wo war die Besonnenheit? — nämlich Besonnenheit aus umfänglicher Einsicht. Was ich mir allein zugestand, das war der Muth und eine gewisse Härte, welche die Frucht langer Selbstbeherrschung ist. In der That gehörte schon Muth und Härte dazu, sich so Vieles und noch dazu so spät einzugestehn.

IV.

Dieses einleitende Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewußt hat und irgend eine Kunst verstehn muß, durch die auch spröde und widerspänstige Geister verführt werden, ist meinen näheren Freunden am unverständlichsten geblieben: — es war ihnen, als es erschien, ein Schrecken und ein Fragezeichen und legte eine lange Entfremdung zwischen sie und mich. In der That, der Zustand, aus dem es entsprang, hatte des Räthselhaften und Widersprechenden genug in sich: ich war damals zugleich sehr glücklich und sehr leidend, eines Sieges stolzbewußt, den ich eben über mich davongetragen hatte, — aber eines jener Siege, an denen man zu Grunde zu gehn pflegt. Eines Tages — es war im Sommer 1876 — kam mir eine plötzliche Verachtung und Einsicht in mich: unbarmherzig schritt ich über die schönen Wünschbarkeiten und Träume hinweg, wie sie bis dahin meine Jugend geliebt hatte, unbarmherzig gieng ich meines Weges weiter, eines Weges der „Erkenntniß um jeden Preis": und ich that dies mit einer Härte, mit einer Ungeduld der Neugierde und auch mit einem Übermuthe, daß es mir auf Jahre hinaus die Gesundheit verdarb.

V.

Was begab sich damals eigentlich mit mir? Ich verstand mich nicht, aber der Antrieb war wie ein Befehl. Es scheint, daß unsre ferne einstmalige Bestimmung über uns verfügt; lange Zeit erleben wir nur Räthsel. Die Auswahl der Ereignisse, das Zugreifen und plötzliche Begehren, das Wegstoßen des Angenehmsten, oft des Verehrtesten: dergleichen erschreckt uns, wie als ob aus uns eine Willkür, etwas Launisches, Tolles, Vulkanisches hier und da herausspränge. Aber es ist nur die höhere Vernunft und Vorsicht unsrer zukünftigen Aufgabe. Der lange Satz meines Lebens will vielleicht — so fragte ich mich unruhig — rückwärts gelesen werden? Vorwärts, daran ist kein Zweifel, las ich damals nur „Worte ohne Sinn".

Eine große, immer größere Loslösung, ein willkürliches In-die-Fremde-gehn, eine „Entfremdung", Erkältung, Ernüchterung — dies allein, nichts weiter war in jenen Jahren mein Verlangen. Ich prüfte Alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und geliebtesten Dinge um und sah mir ihre Kehrseiten an, ich that das Entgegengesetzte mit Allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am feinsten geübt hatte. Damals gieng ich um Manches, das mir bis dahin fremd geblieben war, mit einer schonenden, selbst liebevollen Neugierde herum, ich lernte billiger unsre Zeit und alles „Moderne" empfinden. Es mag im Ganzen wohl ein unheimliches und böses Spiel gewesen sein; — ich war oft krank daran. Aber mein Entschluß blieb stehen; und, selbst krank, machte ich noch die beste Miene zu meinem „Spiele" und wehrte mich boshaft gegen jeden Schluß, an dem Krankheit oder Einsamkeit

oder die Ermüdung der Wanderschaft Antheil haben könnten. „Vorwärts! sprach ich mir zu, morgen wirst du gesund sein; heute genügt es, dich gesund zu stellen.“ Damals wurde ich über alles „Pessimistische“ bei mir Herr; der Wille zur Gesundheit selbst, das Schauspielern der Gesundheit war mein Heilmittel. Was ich damals als „Gesundheit“ empfand und wollte, drücken diese Sätze verständlich und verrätherisch genug aus: „eine gefestete, milde und im Grunde frohsinnige Seele, eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein braucht und in ihren Äußerungen nichts von dem knurrenden Tone und der Verbissenheit an sich trägt — jenen bekannten lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben“; — und als der wünschenswertheste Zustand erschien mir „jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge“. — In der That eine Art Vogel-Freiheit und Vogel-Umblick, Etwas wie Neugierde und Verachtung zugleich, wie dergleichen ein Jeder kennt, der unbetheiligt ein ungeheures Vielerlei übersieht — das war endlich der erreichte neue Zustand, in dem ich es lange aushielt. „Ein freier Geist“ — dies kühle Wort thut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe; der Mensch ist zum Gegenstand Derer geworden, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn; den freien Geist — giengen lauter Dinge an, die ihn nicht mehr „bekümmern“.

VI.

Das persönliche Ergebniß von Alledem war damals (M. Allzum. Aph. 29), wie ich es bezeichnete, die logische

Welt-Verneinung: nämlich das Urtheil, daß die Welt, die uns überhaupt etwas angeht, falsch sei. „Nicht die Welt als Ding an sich — diese ist leer, sinnleer und eines homerischen Gelächters würdig! —, sondern die Welt als Irrthum ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schoße tragend": so dekretirte ich damals —. Die „Überwindung der Metaphysik", „eine Sache der höchsten Anspannung menschlicher Besonnenheit" (Aph. 20.), galt mir als erreicht; und zugleich stellte ich die Forderung, für diese überwundenen Metaphysiken, insofern von ihnen „die größte Förderung der Menschheit" gekommen sei, einen großen, dankbaren Sinn festzuhalten.

Aber im Hintergrunde stand der Wille zu einer viel weiteren Neugierde, ja zu einem ungeheuren Versuche: der Gedanke dämmerte in mir auf, ob sich nicht alle Werthe umkehren ließen, und immer kam die Frage wieder: was bedeuten überhaupt alle menschlichen Werthschätzungen? Was verrathen sie von den Bedingungen des Lebens, deines Lebens, weiterhin des menschlichen Lebens, zuletzt des Lebens überhaupt.

VII.

Ich war schon über die zwanziger Jahre hinaus, als ich dahinter kam, daß mir die Kenntniß des Menschen fehle; und ist es auch wahrscheinlich, daß Jemand zum Menschenkenner werden könnte, der seinen Sinn weder auf Ehren, noch auf Geld, noch auf Ämter, noch auf Weiber gerichtet hat und die längsten Stücke jedes Tags mit sich allein verbringt? Hier gäbe es mancherlei Anlaß zu spotten: wenn es nicht wider den guten Geschmack gienge, in der Vorrede eines Buches dessen Urheber zu verspotten. Genug, ich fand Gründe und

immer bessere Gründe, meinem Lobe wie meinem Tadel zu mißtrauen und über die richterliche Würde, die ich mir angemaßt hatte, zu lachen: ja, ich verbot mir mit Beschämung endlich jedes Recht auf Ja und Nein; zugleich erwachte eine plötzliche und heftige Neugierde nach „der unbekannten Welt" in mir, — kurz, ich beschloß, in eine harte und lange neue Schule zu gehn und möglichst weit weg von meinem Winkel! Vielleicht, daß mir unterwegs wieder die Gerechtigkeit selber begegnen würde.

Also kamen für mich Jahre der Wanderschaft. Dies waren Jahre der Genesung: vielfältige Jahre voll bunter, schmerzlich-zauberhafter Verwandlungen, Begebnisse, von denen die Gesunden, die Vierschrötigen des Geistes ebenso wenig etwas begreifen und riechen dürften, als die Krankhaften, die Verurtheilten, die zum Tode und nicht zum Leben Vorherbestimmten. Damals hatte ich „mich" noch nicht gefunden: aber ich war tapfer unterwegs nach „mir" und prüfte tausend Dinge und Menschen, an denen ich vorbeikam, ob sie nicht zu „mir" gehörten oder etwas mindestens von „mir" wüßten. —

VIII.

Allmählich aber gerieth ich in ein immer tieferes Erstaunen, — es wurde wärmer um mich, gelber gleichsam. Mir ward zu Muthe, als ob nach solchen Fernblicken mir meine Augen, die Augen für meine „Nähe" erst aufgiengen. Diese nahen und nächsten Dinge: welchen Flaum und Zauber hatten sie inzwischen bekommen! Wie dankbar ward ich meinen Abenteuern! und daß ich nicht wie ein ängstlicher Eckensteher und Winkel-Frosch immer „zu Hause" geblieben war! Welche

Überraschungen fand ich nun! welche neuen Schauder! welches Glück noch in der Müdigkeit! welches Ausruhen in der Sonne! Und diese neuen Stimmen, die ich hörte, — diese Begegnungen, diese seltnen Zärtlichkeiten! Was habe ich nicht damals gehört! — Und freilich auch immer wieder die alte, harte Stimme, welche befahl: „Fort von hier! Vorwärts, Wanderer! Der Mensch ist dir noch unentdeckt! Es sind noch viele Länder und Meere übrig, welche du sehen mußt: wer weiß, wem du noch begegnen wirst! Dir selber vielleicht!"

IX.

Wie es einem Jeden ergeht, meine Freunde, der lange neugierig unterwegs und in der Fremde ist, so sind auch mir manche seltsame und nicht ungefährliche Geister über den Weg gelaufen: vor Allem aber Einer, und dieser immer wieder, nämlich kein Geringerer als der Gott Dionysos: jener große Zweideutige und Versucher-Gott, dem ich einstmals, wie ihr wißt, in aller „menschlichen Ehrfurcht" meine Erstlinge dargebracht habe: — es war ein rechtes Rauch- und Brandopfer der Jugend, und noch mehr Rauch als Brand!

Inzwischen lernte ich Vieles, Allzuvieles über die Philosophie dieses Gottes hinzu — und vielleicht kommt mir noch ein Tag von so viel Stille und halkyonischem Glück, daß mein Mund einmal von all dem, was ich weiß, überfließen muß, — daß ich euch, meine Freunde, die Philosophie des Dionysos erzähle. Mit halber Stimme, wie billig, — denn es handelt sich dabei um mancherlei Heimliches, Neues, Fremdes, Fragwürdiges, sogar Unheimliches. Daß aber Dionysos ein Philosoph ist und daß also auch Götter philosophiren, dünkt mich eine nicht unbedenkliche, eine vielfach verfängliche Neuigkeit,

welche vielleicht gerade unter Philosophen Mißtrauen erregen muß: — unter euch, meine Freunde, wird sie weniger gegen sich haben, es sei denn, daß sie euch nicht zur rechten Zeit bekannt gemacht wird: denn man glaubt heute unter euch, wie man mir verrathen hat, nur ungern an Götter!

X.

Es war Frühling und alles Holz stand in jungem Safte. Als ich so durch den Wald gieng und über eine Kinderei nachdachte, schnitzte ich mir eine Pfeife zurecht, ohne daß ich recht wußte, was ich that. Sobald ich aber sie zum Mund führte und pfiff, erschien der Gott vor mir, den ich seit langem schon kenne, und sagte:

„Nun, du Rattenfänger, was treibst du da? Du halber Jesuit und Musikant, — beinahe ein Deutscher!“

(Ich wunderte mich, daß mir der Gott auf diese Art zu schmeicheln suchte, und nahm mir vor, gegen ihn auf der Hut zu sein.)

„Ich habe Alles gethan, sie dumm zu machen, ließ sie im Bette schwitzen, gab ihnen Klöße zu fressen, hieß sie trinken bis sie sanken, machte sie zu Stubenhockern und Gelehrten, gab ihnen erbärmliche Gefühle einer Bedientenseele ein —“

‚Du scheinst mir Schlimmes im Schilde zu führen! — sagte ich da — Man möchte glauben, du wolltest den Menschen zu Grunde richten!‘

„Vielleicht! — antwortete der Gott — Aber so, daß dabei etwas für ihn herauskommt!“

‚Was denn?‘ fragte ich neugierig.

„W e r denn? solltest du fragen!“

Also sprach Dionysos und schwieg darauf, in der Art, die ihm eigen ist: nämlich versucherisch. Ihr hättet ihn dabei sehen sollen!

Es war Frühling und alles Holz stand in jungem Safte.

---

2. Fragment einer dritten Vorrede.

267.

I.

„Eine Seele, in welcher die Weltweisheit wohnt, muß durch ihre Gesundheit auch den Körper gesund machen“: so sagt es Montaigne, und ich gebe heute gern mein Jawort dazu, als Einer, der auf diesem Bereiche Erfahrung hat. „Es kann nichts Muntreres, Aufgeweckteres, fast hätte ich gesagt, Kurzweiligeres geben als die Welt und ihre Weisheit“: so sage ich ebenfalls mit Montaigne, — aber unter welchen bleichen und schauerlichen Larven gieng damals die Weisheit an mir vorbei! Genug, ich fürchtete mich oft genug vor ihr und war ungern dergestalt mit ihr allein; noch zur rechten Zeit entlief ich ihr und begab mich, allein und schweigsam, aber mit einem zähen „Willen zur Weisheit“ und zum Süden — auf die Wanderschaft. Damals nannte ich mich bei mir selber einen „freien Geist“, oder „den Prinzen Vogelfrei“, und wer mich gefragt hätte „Wo bist du eigentlich noch zu Hause?“ dem würde ich geantwortet haben „Vielleicht jenseits von Gut und Böse, sonst nirgends“. Aber ich trug hart daran, daß ich keine Wandergenossen hatte: so warf ich denn eines Tags einen Angelhaken nach andern „freien Geistern“ aus — mit eben diesem Buche, das ich bereits mit Namen nannte als „ein Buch für freie Geister“.

Heute freilich — was lernt man nicht Alles in zehn Jahren! — weiß ich kaum noch, ob ich mit diesem Buche nach Gefährten und „Wandergenossen“ suche. Inzwischen nämlich lernte ich, was jetzt Wenige verstehen, Einsamkeit ertragen, Einsamkeit — „verstehen“: und ich würde es heute geradezu mit unter die wesentlichen Anzeichen eines „freien Geistes“ setzen, daß er lieber allein läuft, lieber allein fliegt, ja selber noch, wenn er einmal kranke Beine hat, lieber allein kriecht. Eine solche Einsamkeit tödtet, wenn sie nicht heilt: das ist wahr; unsre Einsamkeit gehört zu den schlimmsten und gefährlichsten Heilkünsten. Aber gewiß ist, daß sie, wenn sie heilt, auch den Menschen gesünder und selbstherrlicher hinstellt, als je ein Mensch in Gesellschaft, ein Baum in seinem Walde stehen könnte. Einsamkeit erprobt am gründlichsten, mehr als irgend eine Krankheit selber, ob Einer zum Leben geboren und vorbestimmt ist — oder zum Tode, wie die Allermeisten. Genug, ich lernte erst aus der Einsamkeit heraus die zusammengehörigen Begriffe „freier Geist“ und „Gesundheit“ und „Glück“ ganz zu Ende denken.

II.

Wir „freien Geister“ leben einzeln und hier und dort auf Erden — daran ist nichts zu ändern; wir sind Wenige — und so ist es billig. Es gehört zu unserm Stolze, zu denken daß unsre Art eine seltne und seltsame Art ist; und wir drängen uns nicht zu einander, wir „sehnen“ uns vielleicht nicht einmal nach einander. Freilich: treffen wir einmal zusammen, wie heute, so giebt es ein Fest! Wenn wir das Wort „Glück“ im Sinne unsrer Philosophie gebrauchen, so denken wir dabei nicht (wie die Müden, Geängstigten und Leidenden unter den Philosophen vorallererst) an äußeren und inneren

Frieden, an Schmerzlosigkeit, Unbewegtheit, Ungestörtheit, an einen „Sabbat der Sabbate", eine Gleichgewichtslage, an Etwas, das dem tiefen traumlosen Schlafe im Werthe nahe kommt. Das Ungewisse vielmehr, das Wechselnde, Verwandlungsfähige, Vieldeutige ist unsre Welt, eine gefährliche Welt vielleicht —: mehr sicherlich als das Einfache, Sich-selbst-Gleichbleibende, Berechenbare, Feste, dem bisher die Philosophen, als Erben der Heerden-Bedürfnisse und Heerden-Beängstigungen, die höchste Ehre gegeben haben. In vielen Ländern des Geistes bekannt und umhergetrieben u. s. w.

III.

Habe ich euch damit beschrieben? oder nur auf eine neue Weise verschwiegen? Ich weiß es nicht: aber ihr sagt mir, ihr befürchtetet in jedem Falle, daß ich mich mit diesem Namen vergriffen hätte? Daß der Name „freier Geist" vorweggenommen sei? Daß er irreführe? Daß man uns, auf diesen Namen hin, verwechseln werde? — Aber warum, unter uns gesagt, warum doch, meine Freunde, sollten wir nicht irreführen? Was liegt daran, daß man uns verwechselt? Werden wir uns deshalb verwechseln? Und zuletzt: wäre es vielleicht nicht schlimmer, wenn — —?

Wohlan, ich verstehe euch: ihr wollt durchaus einen anderen, einen neuen Namen! „Aus Stolz", sagt ihr mir: das beste Argument, auf das hin man jede Dummheit thun darf. So fange ich denn von Neuem an: macht nur eure Ohren für meine Neuigkeiten auf!

IV.

Aber zu wem rede ich dies? Wo sind denn diese „freien Geister"? Giebt es denn ein solches „unter

uns"? — Ich sehe um mich: wer denkt, wer fühlt denn wie ich? Wer will, was mein verborgenster Wille will? Aber ich fand Niemanden bisher. Vielleicht habe ich nur schlecht gesucht? Vielleicht müssen Die, welche an meiner Art neuer Noth und neuem Glück leiden, sich gleichermaßen verbergen, wie ich es thue? Und Masken vornehmen, wie ich es that? Und folglich schlecht zum Suchen von Ihresgleichen taugen?

In allen Ländern Europa's, und ebenso in Nordamerika, giebt es jetzt „Freidenker": gehören sie zu uns? Nein, meine Herren: ihr wollt ungefähr das Gegentheil von dem, was in den Absichten jener Philosophen liegt, welche ich Versucher nenne; diese spüren wenig Versuchung, mit euch lügnerische Artigkeiten auszutauschen. Ja, wenn ihr „Freidenker" nur einen Geruch davon hättet, wovon man sich frei machen kann und wohin man dann getrieben wird! ich meine, ihr würdet zu den wüthendsten Gegnern dessen gehören, was ich meine „Freiheit des Geistes", mein „Jenseits von Gut und Böse" nenne.

V.

Daß ich es nicht mehr nöthig habe, an „Seelen" zu glauben, daß ich die „Persönlichkeit" und ihre angebliche Einheit leugne und in jedem Menschen das Zeug zu sehr verschiednen „Personen" und Masken finde, daß mir der „absolute Geist" und das „reine Erkennen" Fabelwesen bedeuten, hinter denen sich schlecht eine contradictio in adjecto verbirgt — damit bin ich vielleicht auf der gleichen Bahn, wie viele jener „Freidenker", noch ganz abgesehn von der Leugnung Gottes, mit der auch heute noch einige biedere Engländer vermeinen, eine ungeheure Probe von Freisinnigkeit zu geben. Was mich von ihnen trennt, sind die Werthschätzungen: denn sie gehören allesammt

in die demokratische Bewegung und wollen gleiche Rechte für Alle, sie sehen in den Formen der bisherigen alten Gesellschaft die Ursachen für die menschlichen Mängel und Entartungen, sie begeistern sich für das Zerbrechen dieser Formen: und einstweilen dünkt ihnen das Menschlichste, was sie thun können, allen Menschen zu ihrem Grad geistiger „Freiheit" zu verhelfen. Kurz und schlimm, sie gehören zu den „Nivellirern", zu jener Art Menschen, die mir in jedem Betracht gröblich wider den Geschmack und noch mehr wider die Vernunft geht. Ich will, auch in Dingen des Geistes, Krieg und Gegensätze; und mehr Krieg als je, mehr Gegensätze als je; ich würde den härtesten Despotismus (als Schule für die Geschmeidigkeit des Geistes) noch eher gutheißen, als die feuchte laue Luft eines „preßfreien" Zeitalters, in dem aller Geist bequem und dumm wird und die Glieder streckt. Ich bin darin auch heute noch, was ich war — „unzeitgemäß".

Wir neuen Philosophen, wir Versuchenden, denken anders — und wir wollen es nicht beim Denken bewenden lassen. Wir denken *freier*; — vielleicht kommt der Tag, wo man mit Augen sieht, daß wir auch freier handeln. Einstweilen sind wir schwer zu erkennen; man muß uns verwechseln. Sind wir „Freidenker"?

---

3. Einzelnes.

268.

Heute, wo es gilt, diesem Buch (das offen steht, aber trotzdem nach seinem Schlüssel verlangt) einen Eingang, eine Vorrede zu geben, soll es das Erste sein, zu sagen warum ich mich damals vor einer Vorrede *fürchtete*.

269.

Was an diesem Titel die Worte „Menschliches Allzumenschliches“ bedeuten sollen, habe ich schon zu verstehn gegeben — zum Mindesten für Solche, die feine Ohren haben. Was aber in aller Welt dachte ich mir damals unter „freien Geistern“, nach denen ich den Angelhaken meines Buches auswarf? Es scheint, ich wünschte mir — Gesellschaft?

270.

Welche Art Menschen mag das sein, die an solchen Aufzeichnungen Freude hat? — Man gestatte mir, mein Bild von dieser Art rasch an die nächste beste Wand zu malen: hierhin, auf die Blätter einer „Vorrede“. Ich möchte auch am wenigsten gleich eine Bezeichnung, ein einzelnes Wort für sie in Anspruch nehmen, obschon es dergleichen geben mag: — vielleicht findet Einer, der mein Bild sieht, von selbst das Wort, — das „rechte Wort“.

Diese Art Menschen beschützt den Künstler und Philosophen, aber verwechselt sich nicht mit ihm. Sie sind müßig, sie haben die Vernunft zum otium.

271.

Der beleidigte Stolz, der Verdruß darüber, dort geliebt zu haben, wo man hätte verachten können, eine hinzukommende Schwermuth über die entstandene Leere und Lücke, endlich der Biß der intellektuellen Eitelkeit, welche sagt „du hast dich betrügen lassen“ —: dies war das nächste Erlebniß. Aber ein philosophischer Mensch

treibt alles Erlebte in's Allgemeine, alles Einzelne wächst zu Ketten.

272.

Es ist eine Krankheit zugleich, die den Menschen zerstören kann, dieser erste Ausbruch von Kraft und Willen zur Selbst-Bestimmung; und viel krankhafter sind die ersten wunderlichen und wilden Versuche des Geistes, sich mit eigener Faust nunmehr die Welt zurechtzurücken.

273.

„Menschliches, Allzumenschliches." — Man kann nicht über Moral nachdenken, ohne sich nicht unwillkürlich moralisch zu bethätigen und zu erkennen zu geben. So arbeitete ich damals an jener Verfeinerung der Moral, welche „Lohn" und „Strafe" bereits als „unmoralisch" empfindet und den Begriff „Gerechtigkeit" nicht mehr zu fassen weiß als „liebevolles Begreifen", im Grunde „Gutheißen". Darin ist vielleicht Schwäche, vielleicht Ausschweifung, vielleicht auch —

e) Zur Morgenröthe.

274.

Was vielleicht am schwersten an diesem schwerverständlichen Buche zu begreifen ist, das ist die Ironie des Gegensatzes zwischen seinem Thema, einer Auflösung und Aufdröselung der moralischen Werthe, — und seinem Tone, dem der höchsten, mildesten, weisesten Gelassenheit: ein beständiger Widerspruch, an dem ein Schwer-Leidender, ein dem Leben Abgewandter sich wie an seinem letzten Muthwillen ergötzte.

275.

Vielleicht giebt es ein paar Menschen in Europa, auch in Deutschland, welche an das Problem dieses Buches reichen, und nicht nur mit ihrer Neugierde, nicht nur mit den Fühlhörnern ihres verwöhnten Verstandes, ihrer errathenden Ein- und Nachbildungskraft, ihrem „historischen Sinn“ zumal, sondern mit der Leidenschaft des Entbehrenden: deren Seele Höhe genug hat, um meine Conzeption des „freien Geistes“ als ein Ausdrucksmittel, als eine Feinheit, wenn man will, als eine Bescheidenheit zu verstehn. Diese werden sich nicht über meine Dunkelheit beklagen.

276.

— Und vielleicht habe ich ein Recht, über diese Zustände mitzureden, weil ich ihnen nicht nur zugesehen habe.

Ich zweifle nicht: es war der Zustand des Weisen, wie ihn das Volk sich denkt, über den ich damals mit einer ironischen Selbst-Überlegenheit hinweglebte: über das Abseits und Jenseits des „Rein-Erkennenden“, dem der gute Wille zur That, zur Zeugung, zum Schaffen in jedem Sinne abhanden gekommen ist. Wer fühlt mir das wunderliche Glück jener Zeit nach, in der das Buch entstand! die sublime Bosheit einer Seele, welche sich beständig über das Volksideal des Weisen lustig macht!

277.

Meinem Geschmacke von Heute sagt etwas Anderes zu: der Mensch der großen Liebe und der großen Verachtung, den seine überflüssige Kraft aus allem „Abseits“ und „Jenseits“ mittenhinein in die Welt treibt, den die Einsamkeit zwingt, sich Wesen zu schaffen, die ihm gleich sind, ein Mensch mit dem Willen zu einer furchtbaren Verantwortlichkeit, an sein Problem geschmiedet.

278.

Mit den bisherigen Moral-Historikern hat es wenig auf sich: sie stehen gewöhnlich selbst unter dem Commando einer Moral und thun im Grunde nichts Anderes, als deren Propaganda zu machen. Ihr gewöhnlicher Fehler ist, daß sie die thörichten Meinungen eines Volkes über seine Moral (also über deren Herkunft, Sanktion,

Vernünftigkeit) kritisiren und ebendamit glauben die Moral selbst kritisirt zu haben, welche mit diesem Unkraut von Unvernunft überwachsen ist. Aber der Werth einer Vorschrift „du sollst“ ist unabhängig von der Meinung über dieselbe, so gewiß der Werth eines Medikaments unabhängig davon ist, ob ich wissenschaftlich oder wie ein altes Weib über Medizin denke. [Sie stehen selbst unter dem Regiment einer Moral, ohne es zu wissen, und thun im Grunde nichts Anderes, als ihrem Glauben an sie zum Siege zu verhelfen: — ihre Gründe beweisen nur ihren eigenen Willen, daß das und das geglaubt werde, daß das und das durchaus „wahr“ sein solle.]

Oder wiederum sie behaupten irgend einen consensus der Völker, mindestens der zahmen Völker über gewisse Dinge der Moral und schließen daraus auf deren unbedingte Verbindlichkeit, auch für dich und mich: was Beides gleich große Naivetäten sind.

279.

Für Jeden, der mit einem großen Fragezeichen wie mit einem Schicksale zusammengelebt hat und dessen Tage und Nächte sich in lauter einsamen Zwiegesprächen und Entscheidungen verzehren, sind fremde Meinungen über das gleiche Problem eine Art Lärm, gegen den er sich wehrt und die Ohren zuhält: überdies gleichsam etwas Zudringliches, Unbefugtes und Schamloses, von Seiten Solcher, welche, wie er glaubt, kein Recht auf ein solches Problem besitzen: weil sie es nicht gefunden haben. Es sind die Stunden des Mißtrauens gegen sich selbst, des Mißtrauens gegen das eigne Recht und Vorrecht, wo den einsiedlerisch Liebenden — denn das

ist ein Philosoph — zu hören verlangt, was Alles über sein Problem gesagt und geschwiegen wird; vielleicht daß er dabei erräth, daß die Welt voll solcher eifersüchtig Liebenden ist, gleich ihm, und daß alles Laute, Lärmende, Öffentliche, der ganze Vordergrund von Politik, Alltag, Jahrmarkt, „Zeit“ nur erfunden zu sein scheint, damit Alles, was heute Einsiedler und Philosoph ist, sich dahinter verstecken könne — als in ihre eigenste Einsamkeit; Alle mit Einem beschäftigt, in Eins verliebt, auf Eins eifersüchtig, gerade auf sein Problem. „Es wird gar nichts Anderes heute gedacht, wo überhaupt gedacht wird“ — sagt er sich endlich; „es dreht sich Alles gerade um dies Fragezeichen. Was mir vorbehalten schien, darum bewirbt sich das ganze Zeitalter: es begiebt sich im Grunde gar nichts Anderes; ich selbst — aber was liegt an mir!“

---

f) Zur Fröhlichen Wissenschaft.

1. Erste Gedanken zur Vorrede.

280.

Der triumphirende Zustand, aus dem dies Buch hervorgieng, ist schwer zu begreifen. Ein Stück graues, eiskaltes Greisenthum, an der unrechtesten Stelle des Lebens eingeschaltet, die Tyrannei des Schmerzes überboten durch die Tyrannei des Stolzes, der die Folgerungen des Schmerzes ablehnt, die Vereinsamung als Nothwehr gegen eine krankhaft-hellseherische Menschen-Verachtung und deshalb noch als Erlösung geliebt und genossen, andrerseits ein Verlangen nach dem Bittersten, Herbsten, Wehethuendsten der Erkenntniß. Das Bewußtsein des Widerwillens gegen Alles, was hinter mir lag, gepaart mit einem sublimen Willen zur Dankbarkeit dafür: welche nicht zu fern von dem Gefühl des Rechts auf eine lange Rache war.

281.

Ein durch Kriege und Siege gekräftigter Geist, dem die Eroberung, das Abenteuer, die Gefahr, der Schmerz sogar, zum Bedürfniß geworden ist; eine Gewöhnung an scharfe hohe Luft, an winterliche Wanderungen, an Eis und Gebirge in jedem Sinne; eine Art sublimer Bos-

heit und letzten Muthwillens der Rache, — denn es ist Rache darin, Rache am Leben selbst, wenn ein Schwer-Leidender das Leben unter seine Protektion nimmt.

282.

Der übermüthige, unruhige Zustand!

Eine Lustbarkeit vor einer großen Unternehmung, zu der man jetzt endlich die Kraft bei sich zurückkehren fühlt: wie Buddha sich zehn Tage den weltlichen Vergnügungen ergab, als er seinen Hauptsatz gefunden.

Allgemeiner Spott über alles Moralisiren von heute. Vorbereitung zu Zarathustra's naiv-ironischer Stellung zu allen heiligen Dingen (neue Form der Überlegenheit: das Spiel mit dem Heiligen).

Über das Mißverständniß der „Heiterkeit". Zeitweilige Erlösung von der langen Spannung, — der Übermuth, die Saturnalien eines Geistes, der sich zu langen und furchtbaren Entschließungen weiht und vorbereitet. Der „Narr" in der Form der „Wissenschaft".

NB. Zarathustra, der auf eine heilige Weise allen heiligen Dingen Muth und Spott entgegenstellt und seinen Weg zum Verbotensten, Böseſten mit Unschuld geht — — —

283.

Es gehört zu den Dingen, die ich nicht vergessen werde, daß man mir zu diesem Buche des „gai saber" mehr Glückwünsche gesagt hat, als zu allen übrigen zusammen: man war plötzlich mit mir versöhnt, man zeigte sich wieder entgegenkommend und liebreich, alle Welt sah darin Genesung, Rückkehr, Heimkehr, Einkehr — nämlich als Rückkehr zu „aller Welt".

Abgesehen von einigen Gelehrten, deren Eitelkeit an dem Worte „Wissenschaft“ Anstoß nahm (— sie gaben mir zu verstehen, dies sei fröhlich vielleicht, sicherlich aber nicht „Wissenschaft“ —), war alle Welt davon erbaut.

284.

Zum Tanzlied „An den Mistral“.

Möge Niemand glauben, daß man unversehens und mit beiden Füßen eines Tags in einen solchen herzhaften Zustand der Seele hineinspringt, dessen Zeugniß oder Gleichniß das eben abgesungene Tanzlied sein mag (eine solche herzhafte und ausgelassene Frohmüthigkeit ist mir am wenigsten angeboren). Bevor man solchermaßen tanzen lernt, muß man gründlich gehn und laufen gelernt haben. Und schon auf eignen Beinen stehn ist Etwas, für das, wie mir scheint, immer nur Wenige vorbestimmt sind. In der Zeit, wo man sich zuerst auf den eignen Gliedmaßen hinauswagt und ohne Gängelbänder und Geländer, in den Zeiten der ersten jungen Kraft und aller Anreize eines eignen Frühlings, ist man am schlimmsten gefährdet und geht oft schüchtern, verzagt, wie ein Entlaufener, wie ein Verbannter, mit einem zitternden Gewissen und mit wunderlichem Mißtrauen seines Wegs.

---

2. Erste Fassung des „Epilogs“ (Aph. 383).

285.

Epilog. — Aber indem ich zum Schluß dieses düstere Fragezeichen langsam, langsam hinmale und eben

noch Willens bin, meinen Lesern die Tugenden des rechten Lesens — oh was für vergessene und unbekannte Tugenden! — in's Gedächtniß zu rufen, begegnet mir's, daß um mich das boshafteste, munterste, koboldigste Lachen laut wird: die Geister meines Buches selber fallen über mich her, ziehn mich an den Ohren und rufen mich zur Ordnung: „Wir halten es nicht mehr aus! Oh über diesen schauerlichen Versucher und Gewissens-Störenfried! Willst du uns denn bei der ganzen Welt den Ruf verderben? Unsern guten Namen anschwärzen? Uns Zunamen anhängen, die sich nicht nur in die Haut einfressen? — Und wozu am hellen blauen Tage diese düstern Gespenster, diese moralischen Gurgeltöne, diese ganze tragische rabenschwarze Musik! Sprichst du Wahrheiten: nach solchen Wahrheiten können keine Füße tanzen, also sind es noch lange keine Wahrheiten für uns! Ecce nostrum veritatis sigillum! Und hier ist Rasen und weicher Grund: was gäbe es Besseres als geschwind deine Grillen wegjagen und uns, nach deiner Nacht, einen guten Tag machen? Es wäre endlich Zeit, daß sich wieder ein Regenbogen über dies Land ausspannte, und daß uns Jemand sanfte tolle Lieder zu hören und Milch zu trinken gäbe: — wir Alle haben wieder Durst nach einer frommen, von Herzen thörichten und milchichten Denkungsart." — Meine Freunde, ich sehe es, ihr verliert meine Geduld, — und wer sagt euch, daß ich nicht längst schon gerade darauf wartete? Aber ich bin zu eurem Willen; und ich habe auch, was ihr braucht. Seht ihr nicht dort meine Heerden springen, alle meine zarten, sonnigen, windstillen Gedanken-Lämmer und Gedanken-Böcke? Und hier steht auch für euch schon ein ganzer Eimer Milch bereit; habt ihr aber erst getrunken — denn ihr dürstet alle nach Tugend, ich

sehe es, — so soll es nicht an Liedern fehlen, wie ihr sie wollt! Anzufangen mit einem Tanzliede für die muntersten Beine und Herzen: und wahrlich, wer es singt, der thut es Einem zu Ehren, der Ehre verdient, einem der Freiesten unter freien Geistern, der alle Himmel wieder hell und alle Meere brausen macht. —

---

g) Zu Jenseits von Gut und Böse.

286.

Die Gedanken und Niederschriften, welche diesem Buche zu Grunde liegen, gehören derselben Zeit an, in welcher „Also sprach Zarathustra“ entstand, und dürften, schon um dieser Gleichzeitigkeit willen, nützliche Winke und Fingerzeige zum Verständniß des eben genannten *schwerverständlichen* Werkes abgeben. Namentlich auch zum Verständniß seiner Entstehung: mit der es etwas auf sich hat. Damals dienten sie mir sei es zur Erholung, sei es als Selbst-Verhör und Selbst-Rechtfertigung inmitten eines unbegrenzt gewagten und verantwortlichen Unterfangens.

Möge man sich des aus ihnen erwachsnen Buches zu einem ähnlichen Zwecke bedienen: oder auch als eines vielverschlungenen Fußwegs, der immer wieder unvermerkt zu jenem gefährlichen und vulkanischen Boden hinlockt, aus dem dieses eben genannte „Buch für Alle und für Keinen“ entsprungen ist. Gesetzt, daß dieses „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“ keinen Commentar zu den Reden Zarathustra's abgiebt und abgeben soll, so vielleicht doch eine Art vorläufiges *Glossarium*, in dem die wichtigsten Begriffs- und Werth-Neuerungen jenes Buchs — eines Ereignisses ohne Vorbild, Beispiel, Gleichniß in aller Litteratur — irgendwo einmal vorkommen und mit Namen genannt sind. Gesetzt endlich, meine Herrn Leser,

daß gerade diese Namen euch nicht gefallen, euch nicht verführen, gesetzt sogar, daß vestigia terrent ..., wer sagt euch, daß ich's anders will? Für meinen Sohn Zarathustra verlange ich Ehrfurcht, und es soll nur den Wenigsten erlaubt sein, ihm zuzuhören. Über mich dagegen, „seinen Vater“, — dürft ihr lachen, wie ich selbst es thue. Oder, um eines Reims mich zu bedienen, der über meiner Hausthür steht, und alles Gesagte noch einmal kurz zu sagen:

Ich wohne in meinem eignen Haus,
hab' niemandem nie nichts nachgemacht,
und lachte noch jeden Meister aus,
der nicht sich selber — ausgelacht.

287.

Von einer Vorstellung des Lebens ausgehend (das nicht ein Sich-erhalten-wollen, sondern ein Wachsen-wollen ist) habe ich einen Blick über die Grundinstinkte unsrer politischen, geistigen, gesellschaftlichen Bewegung Europa's gegeben:

1. daß hinter den grundsätzlichsten Verschiedenheiten der Philosophien eine gewisse Gleichheit des Bekenntnisses steht: die unbewußte Führung durch moralische Hinterabsichten, deutlicher: durch volksthümliche Ideale; — daß folglich das moralische Problem radikaler ist, als das erkenntnißtheoretische;

2. daß einmal eine Umkehrung des Blicks noth thut, um das Vorurtheil der Moral und aller volksthümlichen Ideale an's Licht zu bringen: wozu alle Art freier, d. h. unmoralischer Geister gebraucht werden kann;

3. daß das Christenthum, als plebejisches Ideal, mit seiner Moral auf Schädigung der stärkeren, höher ge-

arteten, männlicheren Typen hinausläuft und eine Heerden-art Mensch begünstigt: daß es eine Vorbereitung der demokratischen Denkweise ist;

4. daß die Wissenschaft im Bunde mit der Gleichheits-Bewegung vorwärtsgeht, — Demokratie ist; daß alle Tugenden des Gelehrten die Rangordnung ablehnen;

5. daß das demokratische Europa nur auf eine sublime Züchtung der Sklaverei hinausläuft, welche durch eine starke Rasse commandirt werden muß, um sich selbst zu ertragen;

6. daß eine Aristokratie nur unter hartem langem Druck entsteht (Herrschaft über die Erde).

288.

Dies sind meine Urtheile: und ich gebe dadurch, daß ich sie drucke, noch Niemandem das Recht, sie als die seinen in den Mund zu nehmen: am wenigsten halte ich sie für „öffentliches Gemeingut", und ich will Dem auf die Finger klopfen, der sich an ihnen vergreift. Es giebt Etwas, das in einem Zeitalter des „gleichen Rechts für Alle" unangenehm klingt: das ist Rangordnung.

289.

Man kommt endlich dahinter, daß die Menschen bei den gleichen Worten Verschiedenes meinen, fühlen, wittern, wünschen. Welche Gruppen von Empfindungen und Vorstellungen im Vordergrund einer Seele stehn und am schnellsten erregt werden, das entscheidet zuletzt über ihren Rang.

Dies ist gesagt, um zu erklären, warum es schwer ist, solche Schriften wie die meinigen zu verstehen: die inneren Erlebnisse, Werthschätzungen und Bedürfnisse sind bei mir anders. Ich habe Jahre lang mit Menschen Verkehr gehabt und die Entsagung und Höflichkeit so weit getrieben, nie von Dingen zu reden, die mir am Herzen lagen. Ja ich habe fast nur so mit Menschen gelebt. —

290.

„Wird es überhaupt noch Philosophen geben? Oder sind sie überflüssig? Es ist genug jetzt als Überrest von ihnen in Fleisch und Blut von uns allen. Man wird auch keine Religionsstifter mehr haben: es sterben die größten Thiere aus." — Dagegen sage ich:

291.

Eine Philosophie, welche nicht verspricht, glücklicher und tugendhafter zu machen, die es vielmehr zu verstehen giebt, daß man in ihrem Dienste wahrscheinlich zu Grunde geht, nämlich in seiner Zeit einsam wird, verbrannt und abgebrüht, durch viele Arten von Mißtrauen und Haß hindurch muß, viele Härte gegen sich selber und leider auch gegen Andere nöthig macht: eine solche Philosophie schmeichelt sich Niemandem leicht an: man muß für sie geboren sein — und ich fand noch Keinen, der es war (sonst würde ich keine Gründe haben, dies zu schreiben). Zum Entgelt verspricht sie einige angenehme Schauder, wie sie Dem kommen, der von ganz hohen Bergen aus eine Welt neuer Aspekte sieht; und sie macht nicht am Ende blödsinnig, wie es die Wirkung des Kant'schen Philosophirens war.

292.

In diesem Zeitalter (wo man begreift, daß die Wissenschaft anfängt) Systeme bauen — ist Kinderei. Sondern: lange Entschlüsse über Methoden fassen, auf Jahrhunderte hin! — denn die Leitung der menschlichen Zukunft muß einmal in unsre Hand kommen!

— Methoden aber, die aus unseren Instinkten von selber kommen, also regulirte Gewohnheiten, die schon bestehn; z. B. Ausschluß der Zwecke.

293.

Gegen Das, was ich in diesem Buche vorzutragen wage, läßt sich gewiß aus der Nähe und noch mehr aus der Ferne mancher herzhafte Einwand machen. Einen Theil dieser Einwände habe ich selbst, in vielfachen Selbstverhören des Gewissens, vorweggenommen; leider aber auch immer vorweg beantwortet: sodaß bisher die ganze Last meiner „Wahrheiten“ auf mir liegen geblieben ist. Man wird verstehen, daß es sich um „lästige Wahrheiten“ handelt: und wenn es einen Glauben giebt, der selig macht: nun wohlan, es giebt auch einen Glauben, der das nicht thut.

Zuletzt ist auch Das vielleicht noch eine Frage der Zeit: man verträgt sich am Ende selbst mit dem Teufel. Und wenn die Dinge nicht darauf eingerichtet sein sollten uns Vergnügen zu machen, wer könnte uns hindern sie — darauf einzurichten?

294.

Meine Freunde, ihr versteht euern Vortheil nicht: es ist nur Dummheit, wenn höhere Menschen an dieser Zeit leiden: sie haben es nie besser gehabt.

295.

Wir Heimatlosen — ja! Aber wir wollen die Vortheile unsrer Lage ausnützen und, geschweige an ihr zu Grunde zu gehn, uns die freie Luft und mächtige Lichtfülle zu Gute kommen lassen.

296.

Wir Heimatlosen von Anbeginn — wir haben gar keine Wahl, wir müssen Eroberer und Entdecker sein: vielleicht daß wir, was wir selbst entbehren, unsern Nachkommen hinterlassen, — daß wir ihnen eine Heimat hinterlassen.

297.

„Exultabit Solitudo et florebit quasi lilium."

Isaias 35, 1.

298.

Wenn ich mich jetzt nach einer langen freiwilligen Vereinsamung wieder den Menschen zuwende, und wenn ich rufe: wo seid ihr, meine Freunde? — so geschieht dies um großer Dinge willen.

Ich will einen neuen Stand schaffen: einen Ordensbund höherer Menschen, bei denen sich bedrängte Geister und Gewissen Raths erholen können; welche gleich mir nicht nur jenseits der politischen und religiösen Glaubenslehren zu leben wissen, sondern auch die Moral überwunden haben.

---

h) Zur Götzendämmerung.

Schluß einer verloren gegangnen Vorrede.

299.

... Hier kommt mir eine heitere Erinnerung. Ich erzähle, was ein kleines Buch mir erzählt hat, als es von seiner ersten deutschen Reise heimkehrte. „Jenseits von Gut und Böse“ ist sein Titel, — es war, unter uns gesagt, das Vorspiel zu einem Werke, von dem ich mich eben durch etwas „Müßiggang“ erhole. Das kleine Buch sagte zu mir: „Ich weiß ganz gut, was mein Fehler ist: ich bin zu neu, zu reich, zu leidenschaftlich, — ich störe die Nachtruhe. Es giebt Worte in mir, die einem Gotte noch das Herz zerreißen, ich bin ein Rendezvous von Erfahrungen, die man nur 6000 Fuß über jedem menschlichen Dunstkreis macht: Grund genug, daß die Deutschen mich ‚verstanden‘ ...“ Aber, antwortete ich, mein armes Buch, wie konntest du auch deine Perlen — vor die Deutschen werfen? Es war eine Dummheit! — Und nun erzählte mir das kleine Buch, was ihm begegnet war.

In der That, man hat sich seit 1871 nur zu gründlich in Deutschland über mich unterrichtet: der Fall bewies es. Ich wundere mich nicht, wenn man meinen Zarathustra nicht versteht: ein Buch so fern, so schön, daß man Götterblut in den Adern haben muß, um seine

Vogelstimme zu hören. Aber jenes „Jenseits“ nicht zu verstehen — das bewundere ich beinahe. Man versteht es überall, am besten in Frankreich. — Ein Referent der Nationalzeitung nahm das Buch als Zeichen der Zeit, als die echte, rechte Junker-Philosophie, zu der es der Kreuzzeitung nur an Muth gebreche. Ein kleines Licht der Berliner Universität erklärte, in der „Rundschau“, offenbar in Rücksicht auf seine eigne Erleuchtung, das Buch für psychiatrisch und citirte sogar Stellen dafür: Stellen, die das Unglück hatten, Etwas zu beweisen. — Ein Hamburger Blatt erkannte in mir den alten Hegelianer! Das Litterarische Centralblatt gestand ein, „den Faden“ für mich verloren zu haben (wann hat es ihn gehabt? —) und citirte, zur Begründung, ein paar Worte über den „Süden in der Musik“: als ob eine Musik, die nicht in Leipziger Ohren geht, damit aufhörte, Musik zu sein! Es bleibt dennoch wahr, was ich dort im Prinzip bekenne: il faut méditerraniser la musique. — Eine theologische Unschuld gab mir zu verstehn, mir liege gar nichts an der Logik, sondern einzig an „schönem Stile“: wie könne man ernst nehmen, was ich selbst so wenig ernst nähme? — Dies Alles mag noch hingehn. Aber ich habe Fälle erlebt, wo das „Verständniß“ das Maß des Menschlichen überschritt. Ein Schweizer Redakteur, vom „Bund“, wußte dem genannten Werke nichts Anderes zu entnehmen, als daß ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte: man sieht, er hatte sich bei den Worten „jenseits von Gut und Böse“ wirklich Etwas gedacht ... Aber einem solchen Falle war meine Humanität noch immer gewachsen. Ich dankte ihm dafür, ich gab ihm selbst zu verstehn, Niemand habe mich besser verstanden, — er hat's geglaubt ... Ein Jahr darauf behandelte dasselbe Blatt meinen Zara-

thustra, das tiefste Buch der Menschheit, als höhere Stilübung, mit geistreichen Winken über die Unvollkommenheit meines Stils . . .

— Und ich hatte mein Vergnügen an dem Allen: was sollte ich's verschweigen? Man ist nicht umsonst Einsiedler. Das Gebirge ist ein stummer Nachbar; es vergehen Jahre, ohne daß Einen ein Laut erreichte. Aber der Anblick des Lebenden erquickt: man läßt endlich alle „Kindlein" zu sich kommen, man streichelt jede Art Gethier noch, selbst wenn es Hörner hat. Nur der Einsiedler kennt die große Toleranz. Die Liebe zu den Thieren — zu allen Zeiten hat man die Einsiedler daran erkannt . . .

Sils-Maria, Oberengadin,
Anfang September 1888.

i) Zum Willen zur Macht.

1. Aus dem Herbst 1885.

300.

Der Wille zur Macht.

Versuch einer neuen Auslegung alles Geschehens.

(Vorrede über die drohende „Sinnlosigkeit". Problem des Pessimismus.)

Logik — Physik — Moral — Kunst — Politik.

Für wen diese Auslegung wichtig ist. Neue „Philosophen". Es mag hier und dort einen Solchen geben, der in ähnlicher Weise seine Unabhängigkeit liebt, — aber wir drängen uns nicht zu einander, wir „sehnen" uns nicht nach einander.

301.

Unter dem nicht ungefährlichen Titel „Der Wille zur Macht" soll hiermit eine neue Philosophie, oder, deutlicher geredet, der Versuch einer neuen Auslegung alles Geschehens zu Worte kommen: billigerweise nur vorläufig und versucherisch, nur vorbereitend und vorfragend, nur „vorspielend" zu einem Ernste, zu dem es eingeweihter und auserlesener Ohren bedarf, wie es sich übrigens bei Allem, was ein Philosoph öffentlich sagt, von selber versteht, — mindestens verstehen sollte.

(Aber heute, dank dem oberflächlichen und anmaßlichen Geiste eines Zeitalters, welches an die „Gleichheit aller Rechte“ glaubt, ist es dahin gekommen, daß man durchaus nicht mehr an geistige Sonderrechte und an die Unmittheilbarkeit der letzten Einsichten glaubt.) Denn jeder Philosoph soll insoweit die Tugend des Erziehers haben, daß er, bevor er zu überzeugen unternimmt, erst verstehen muß zu überreden. Ja der Verführer hat vor allem Beweisen zu untergraben und zu erschüttern, vor allem Befehlen und Vorangehn erst zu versuchen, inwieweit er versteht, auch zu verführen.

2. Aus dem Frühjahr 1887.

302.

Zur Vorrede. Auf Fort Gonzaga, außerhalb von Messina. Zustand tiefster Besinnung. Alles gethan, um mich fern zu stellen; weder durch Liebe, noch durch Haß mehr gebunden. Wie an einer alten Festung. Spuren von Kriegen: auch von Erdbeben. Vergessen.

3. Aus dem Herbst 1888.

303.

Dies Buch wendet sich an Wenige, — an die freigewordenen Menschen, denen nichts mehr verboten ist: wir haben Schritt für Schritt das Recht auf alles Verbotene zurückgewonnen.

Den Beweis der erreichten Macht und Selbstgewißheit damit geben, daß man sich „zu fürchten verlernt

hat"; das Vertrauen zu seinen Instinkten eintauschen dürfen gegen das Mißtrauen und den Verdacht; daß man sich liebt und ehrt in seinem Sinn, — in seinem Unsinn noch; ein wenig Hanswurst, ein wenig Gott; kein Düsterling, keine Eule; keine Blindschleiche . . .

304.

„Der Wille zur Macht."

Ein Buch zum Denken, nichts weiter: es gehört Denen, welchen Denken Vergnügen macht, nichts weiter . . .

Daß es deutsch geschrieben ist, ist zum Mindesten unzeitgemäß: ich wünschte es französisch geschrieben zu haben, damit es nicht als Bestärkung irgend welcher reichsdeutschen Aspirationen erscheint.

Die Deutschen von heute sind keine Denker mehr: ihnen macht etwas Anderes Vergnügen und Eindruck.

Der Wille zur Macht als Prinzip wäre ihnen schon verständlich.

Unter Deutschen wird heute gerade am wenigsten gedacht. Aber wer weiß! Schon in zwei Geschlechtern wird man das Opfer der nationalen Machtvergeudung, die Verdummung, nicht mehr nöthig haben.

(Ehedem wünschte ich meinen Zarathustra nicht deutsch geschrieben zu haben.)

Nachbericht,
Aphorismen-Verzeichniß,
Anmerkungen.

Herausgeber dieses Bandes sind:
Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast.

Beendigung des Druckes: Oktober 1904.

Nachbericht.

Die diesem Bande zu Grunde liegende Manuskript-Masse ist im Wesentlichen dieselbe, wie die für den XIII. Band verwendete. Nur kommen für die Seiten 259—306 außer Z I und Z IV auch die übrigen Zarathustra-Hefte und -Taschenbücher aus den Jahren 1882—85 hinzu. Für die erstgenannten Manuskripte wäre demnach auf das im Nachbericht zu Band XIII Gesagte zu verweisen. Der Leser, der sich an der Hand des Fundstellen-Verzeichnisses (S. 424 ff.) über die Datirung der einzelnen Aphorismen unterrichten will, müßte dann jedesmal die Angaben im Nachbericht zu Band XIII einsehen. Zu Vermeidung dessen versuchen wir hier nochmals eine schlichte Chronologie der Manuskripthefte, d. h. soweit sie in Kürze möglich ist: denn einige sind nicht immer fortlaufend zu Niederschriften benutzt, sondern zuweilen bei Seite gelegt und erst später wieder aufgenommen worden.

W I gehört den Jahren 1885/6 an. Die für den vorliegenden Band daraus geschöpften Aphorismen entstammen fast ausnahmslos dem Frühjahr-Sommer 1886.

W II und W VI, von Nietzsche neben einander benutzt, reichen vom März bis Dezember 1884 (Zeit zwischen Zarath. III und IV).

W III Frühjahr-Sommer 1885.

W IV Sommer 1885 (meist Diktate von Frau Röder's Hand).

W V Sommer 1885 und Winter 1885/6.

W VII Winter 1884/5.

W IX und W X Frühling — Herbst 1887.

W XI von November 1887 — März 1888.

W XII März 1888 — Mai Juni 1888.
W XIII Convolut, größtentheils Sommer 1887. Einige Blätter 1883, z. B. „Die Griechen als Menschenkenner".
W XVI und W XVII Sommer-Herbst 1888.
M VI und M XII die späteren Eintragungen 1883.
M XIV zweite in Betracht kommende Hälfte Herbst 1883.
G I 1884/5.

*

Mappen:
M XXV Zeit des V. Buches der „Fröhl. W." (Herbst 1886).
M XXVI 1883—86.
M XXIX meist Diktate (wie W IV); Sommer 1885.
M XXXI 1885—88.
M XXXIII Herbst 1888.

Hauptnotizbücher:
N XLIII April — September 1885.
N XLIV Sept. 85 — Juni 1886.
N XLII Anfang 1887 — Herbst 1887.

*

Zarathustra-Hefte:
Z I Herbst 1883; im Herbst 1888 wiederbenutzt.
Z II—X, NXXX—XLI: Herbst 1882 — Frühjahr 1885. Außer Zar.-Vorarbeiten auch gleichzeitige, sowie später eingetragene Moralistika enthaltend. Beispielsweise findet sich in Z II (Winter 82/3) der Aph. 158 (Seite 322) aus dem Frühjahr 85.

Verzeichniß der Aphorismen nach den Manuskripten.

Aph.-No.		Aph.-No.	
1 :	N XLIV, 140.	5 :	W V, 62.
2 :	W I, 85.	6 :	„ 62.
3 :	W VI, 162.	7 :	„ 65.
4 :	N XLIV, 175.	8 :	„ 54.

Aph.-No.	
9	W XIII, 40, 43, 39.
10	W XII, 151.
11	„ 67.
12	W II, 49.
13	„ 68.
14	„ 15.
15	G I, 102.
16	„ 101.
17	N XLIII, 106.
18	„ 158.
19	W I, 127.
20	M XII, 9.
21	W II, 66.
22	W XVII, 67.
23	W XIII, 32.
24	W III, 96.
25	W II, 115.
26	W VI, 74.
27	W V, 75.
28	M XII, 15.
29	W VI, 155.
30	„ 132.
31	„ 100.
32	G I, 101.
33	W VI, 154.
34	W II, 14.
35	N XLIV, 158.
36	W I, 137.
37	M XXV, 2. (W I, 131.)
38	W V, 60.
39	„ 72.
40	N XLIII, 109.
41	„ 13.
42	„ 162.
43	„ 163.
44	W VI, 159.
45	N XLIII, 163.
46	W VI, 159. W III, 74.
47	W VI, 149.
48	W I, 78.
49	N XLIII, 153.
50	„ 12.
51	W II, 47.
52	N XLIII, 176.

Aph.-No.	
53	W VI, 107.
54	W III, 74.
55	W VI, 104.
56	„ 127.
57	W III, 74.
58	W VI, 151.
59	W V, 70.
60	W VI, 131.
61	W II, 28.
62	N XLIII, 144.
63	W V, 61.
64	N XLIII, 156.
65	„ 158.
66	W III, 75.
67	W II, 88.
68	N XLIII, 81.
69	„ 4.
70	W V, 69.
71	N XLIV, 131.
72	N XLIII, 164.
73	W II, 50.
74	N XLIII, 166.
75	W V, 72.
76	N XLIV, 134.
77	M XXIX, 5.
78	N XLIII, 115.
79	M XXIX, 1.
80	W VI, 137.
81	N XLIII, 81.
82	M XXIX, 3. (W III, 104.)
83	N XLIII, 110.
84	W VIII, 69.
85	N XLIII, 109.
86	„ 7.
87	„ 12.
88	W II, 70.
89	„ 64.
90	„ 40.
91	W I, 78.
92	W VI, 24.
93	W II, 68.
94	„ 14.
95	M XXIX, 6. (W II, 152.)
96	W II, 66.

Aph.-No.	
97	W II, 47.
98	N XLIV, 153.
99	W II, 122.
100	W VI, 66.
101	„ 150.
102	W VI, 31, 12.
103	W XIII, 95.
104	W II, 68.
105	N XIII, 19.
106	W VI, 93.
107	„ 93.
108	„ 109.
109	W II, 74.
110	N XLIII, 112.
111	W V, 69.
112	W II, 15.
113	„ 9.
114	N XLIII, 104.
115	M XIV, 84.
116	W VI, 141.
117	N XXX, 13.
118	M XII, 25.
119	W II, 59.
120	N XLIV, 162.
121	M XIV, 53.
122	N XLIV, 162.
123	M XIV, 107.
124	M XII, 25.
125	W VI, 110.
126	M XII, 25.
127	„ 29.
128	M XIV, 111.
129	„ 99.
130	N XLIV, 111.
131	M XII, 27.
132	W I, 262.
133	W II, 135.
134	W VII, 36.
135	D XI, 255. (W I, 260.)
136	N XLII, 82.
137	W II, 44.
138	N XLIV, 80.
139	W VI, 138.
140	W II, 86.
141	„ 71.
142	„ 95.
143	M XIV, 14.
144	„ 182.
145	W VI, 101.
146	W II, 69.
147	„ 89.
148	N XLIV, 6.
149	„ 139.
150	W III, 122.
151	„ 123.
152	W II, 37.
153	„ 82.
154	„ 99.
155	N XLIII, 17.
156	N XLIV, 147.
157	W II, 99.
158	W VI, 127.
159	„ 160.
160	W II, 83.
161	Z I, 84.
162	N XXX, 56.
163	W I, 244.
164	M XIV, 101.
165	W VI, 90.
166	N XLIII, 23.
167	Z I, 16.
168	W II, 23.
169	G I, 103.
170	N XXX, 56.
171	„ 57.
172	N XLIII, 13.
173	W VI, 138.
174	M XIV, 105.
175	N XLIV, 56.
176	W XIII, 27.
177	W VI, 60.
178	W II, 45.
179	W X, 85.
180	W VI, 110.
181	„ 54.
182	M XIV, 65.

Aph.-No.
183 : M XXV, 7.
184 : N XLIV, 7.
185 : M XIV, 99.
186 : W VI, 154.
187 : „ 155.
188 : N XLIV, 79.
189 : „ 158.
190 : „ 111.
191 : G I, 114.
192 : W VI, 106.
193 : W I, 236.
194 : M XIV, 13.
195 : W II, 123.
196 : „ 102.
197 : N XLIV, 158.
198 : M XIV, 44.
199 : „ 44.
200 : „ 48.
201 : W II, 97.
202 : N XLIII, 137.
203 : N XLIV, 84.
204 : W II, 45.
205 : W VI, 85.
206 : „ 43.
207 : N XLIV, 111.
208 : Z IV, 192.
209 : N XLIII, 183.
210 : W VI, 138.
211 : „ 141.
212 : „ 138.
213 : N XLIV, 83.
214 : W VI, 26.
215 : G I, 100.
216 : W II, 81.
217 : „ 53.
218 : W VI, 132.
219 : W II, 55.
220 : „ 99.
221 : „ 98.
222 : G I, 115.
223 : W II, 20.
224 : Z I, 90.
225 : W VI, 121.
226 : M XIV, 66.

Aph.-No.
227 : W VI, 62.
228 : N XLIII, 136.
229 : W II, 39.
230 : W XI, 138.

---

231 : M XXVI, 9.
232—237 : W XIII, 52—59.
238 : M XIV, 41.
239 : „ 41, 31.
240 : „ 31.
241 : W II, 106.
242 : W XIII, 50.
243 : „ 53.
244 : „ 46.
245 : W IV, 76.
246 : W XIII, 54.

---

247 : W XII, 5.
248 : „ 5.
249 : „ 12.
250 : „ 4.
251 : „ 3.
252 : „ 12.
253 : „ 19.
254 : „ 8.
255 : „ 6.
256 : „ 7.
257 : „ 13.
258 : „ 3.
259 : „ 19.
260 : W XVI, 114, 116.
W XII, 7, 8, 31.
„ 112.

---

261 : M XIV, 30.
262 : W II, 79.
263 : M XIV, 121.
264 : W II, 42.
265 : W XII, 154.
266 : W III, 134.
267 : „ 134.

Aph.-No.
268 : W XIII, 59.
269 : W VI, 33.
270 : W II, 36.
271 : „ 137.
272 : N XLII, 86/7.
273 : W II, 65.
274 : „ 63.
275 : W I, 206.
276 : W VI, 29.
277 : „ 71.
278 : N XLIV, 6.
279 : „ 107.
280 : W II, 117.
281 : W III, 70.
282 : W II, 89.
283 : W VII, 58.
284 : W XIII, 42.
285 : W I, 273.
286 : W II, 30.
287 : W III, 70.
288 : W VII, 15.
289 : N XLIV, 92.
290 : „ 120.
291 : W XVII, 57.
292 : W III, 70.
293 : W VI, 32.
294 : N XLIII, 92.
295 : M XXVI, 14.
296 : N XLIII, 92.
297 : W XIII, 42.
298 : W VI, 162.
299 : W XVI, 129.
300 : W II, 67.
301 : N XLIV, 181.
302 : W II, 69.
303 : N XLIII, 168.
304 : „ 94.
305 : W VI, 159.
306 : W II, 98.
307 : „ 62.
308, I : W III, 70.
II : W VII, 98.
III : „ 97.
IV : „ 44.

Aph.-No.
V : W VII, 97.
VI : „ 96.
VII : „ 96.
VIII : „ 95.
IX : „ 84.
X : „ 85.
XI : W VII, 81.
XII : „ 70.
309 : W V, 34.
310 : „ 21.
311 : W IV, 67.
312 : W I, 120.
313 : „ 196.
314 : N XLIII, 131.
315 : W II, 103.
316 : W XVI, 84.
317 : M XXXIII, 17. (W XVI, 145.)
318 : W XVI, 128.
319 : W XVII, 52.
320 : „ 100.
321 : W XII, 154.
322 : W VI, 48.
323 : W II, 35.
324 : W III, 74.
325 : N XLIII, 142.
326 : W XVI, 103.
327 : W II, 30.
328 : W XI, 150.
329 : W XVI, 136.
330 : „ 102.
331 : N XLIV, 15.
332 : M XIV, 62.
333 : W VI, 98.
334 : N XLIII, 91.
335 : N XLIV, 170.
336 : W II, 78.
337 : „ 107.
338 : M XXV, 1. (21.)
339 : W II, 104.
340 : W X, 23.
341 : M XIV, 187.
342 : W II, 95.
343 : W VI, 31.

Aph.-No.	
344 :	N XLIII, 147.
345 :	W XI, 168.
346 :	W VI, 29.
347 :	N XLIII, 166.
348 :	„ 193.
349 :	W VI, 75.
350 :	M XXIX, 10.
351 :	W VI, 95.
352 :	N XLIII, 184.
353 :	W VI, 60.
354 :	W II, 131.
355 :	„ 156.
356 :	„ 121.
357 :	W XVII, 69.
358 :	W II, 32.
359 :	„ 102.
360 :	W III, 115.
361 :	W II, 151.
362 :	„ 147.
363 :	„ 147.
364 :	W VI, 26.'
365 :	W XI, 196. (W IX, 128.)
366 :	N XLIV, 20.
367 :	W XI, 168.
368 :	W VI, 49.
369 :	W III, 88.
370 :	M XXIX, 8, 9.
371 :	W II, 151.
372 :	W VI, 32.
373 :	W XI, 168.
374 :	Emerson-Exemplar.
375 :	W VI, 32.
376 :	W II, 148.
377 :	„ 150.
378 :	„ 119.
379 :	„ 121.
380 :	W III, 52.
381 :	W IV, 36. (M XXIX, 23.)
382 :	N XLIV, 92.
383 :	W VI, 29.
384 :	W XI, 76.
385 :	W II, 151.
386 :	W XI, 78.
387 :	W II, 109.

Aph.-No.	
388 :	W XVII, 60.
389 :	W XI, 186.
390 :	W XI, 82.
391 :	W II, 103.
392 :	W VI, 13.
393 :	W XI, 174.
394 :	N XLIII, 80.
395 :	„ 182.
396 :	W XI, 128.
397 :	„ 128.
398 :	„ 120 und 111.
399 :	„ 108.
400 :	W II, 131.
401 :	N XLII, 76.
402 :	W XIII, 58.
403 :	„ 81.
404 :	„ 81.
405 :	N XXXV, 79.
406 :	W II, 140.
407 :	W XIII, 94.
408 :	W II, 141.
409 :	G I, 91.
410 :	M XXXI, 30.
411 :	W XVII, 72.
412 :	N XLIII, 157.
413 :	W II, 77.
414 :	W XII, 187.
415 :	W VI, 45.
416 :	W II, 98.
417 :	W XIII, 61.
418 :	W II, 157.
419 :	„ 97.
420 :	N XLIII, 149.
421 :	W II, 143.
422 :	W VI, 68.
423 :	W XVII, 88.
424 :	W XII, 166.
425 :	W XI, 65.
426 :	W XIII, 81.
427 :	N XLIV, 156.
428 :	W II, 120.
429 :	W XVII, 57.
430 :	„ 87.
431 :	„ 88.

Aph.-No.
432 : W XVII, 91.
433 : „ 44.
434 : „ 45.
435 : „ 45.
436 : W XIII, 33.
437 : W XII, 149.
438 : „ 11.
439 : W XIII, 94.
440 : W II, 111.
441 : „ 90.
442 : W I, 76.
443 : W III, 48.
444 : W X, 69.
445 : W I, 99.
446 : W XIII, 42.
447 : W II, 110.
448 : W XII, 1.
449 : W XIII, 71.
450 : W II, 103.
451 : W VI, 69.
452 : W XIII, 42.
453 : „ 67.
454 : W XI, 108.
455 : W I, 135.
456 : W VII, 38.
457 : W II, 119.
458 : N XLII, 62.
459 : W II, 90.
460 : W XVII, 67. (Schluß W XVI, 89 u.)
461 : N XLIII, 178.
462 : W VI, 94.
463 : W II, 13.
464 : N XLIII, 99.
465 : N XXXIV, 62.
466 : M XIV, 123.
467 : N XXX, 1.
468 : N XLIV, 76.
469 : W XIII, 30.
470 : M XXVI, 6.
471 : W II, 158.
472 : M XXXIII, I.
473 : W IV, 76.
474 : W VI, 123.

Aph.-No.
475 : W II, 99.
476 : W XI, 143.
477 : W XVII, 60.
478 : „ 22.
479 : D IX, Nr. 361.
480 : W X, 85.
481 : W VI, 71.
482 : W XI, 124.
483 : W VII, 51.
484 : W XI, 122.
485 : W VI, 107.
486 : W I, 160.
487 : W XI, 124.
488 : N XXXI, 179.
489 : N XLIII, 64.
490 : W XI, 120.
491 : W VI, 126.
492 : W XI, 69.
493 : M XXVI, 6.
494 : N XLIV, 100 b.
495 : W VII, 99.
496 : N XLIV, 172.
497 : „ 101.
498 : W XII, 9.
499 : N XLIII, 128.
500 : „ 128.
501 : W III, 127.
502 : W VI, 55.
503 : N XLIII, 61.
504 : „ 170.
505 : E. H.
506 : W II, 121.
507 : „ 30.
508 : W VI, 107.
509 : „ 55.
510 : „ 33.
511 : W II, 30.
512 : W XI, 158.
513 : W X, 85.
514 : W II, 30.
515 : G I, 101.
516 : W XII, 12.
517 : W XVII, 103.
518 : W XVI, 138.

Aph.-No.
519 : W VI, 114.
520 : W XI, 158.
521 : W II, 80.
522 : N XXXII, 84.
523 : Z V, 106.
524 : N XLIII, 132.
525 : W VI, 40.
526 : W XI, 78.
527 : W III, 65.
528 : N XLIII, 23.
529 : W II, 33.
530 : W XI, 191.
531 : „ 191.
532 : W II, 96.
533 : „ 91.
534 : „ 8.
535 : W I, 183.
536 : N XXX, 76.
537 : W I, 234.
538 : W IX, 140.
539 : „ 51, 52.

Zweite Hälfte.

1 : N XXX, 20.
2 : „ 18.
3 : „ 120.
4 : M XIV, 119.
5 : N XXXI, 16.
6 : Z II, 72.
7 : „ 74.
8 : N XXXIX, 35.
9 : N XXXVIII, 34.
10 : Z I, 109.
11 : W II, 18.
12 : Z VII, 83.
13 : Z III, 30.
14 : Z I, 77.
15 : G I, 108.
16 : N XLI, 108.
17 : N XXX, 90.
18 : N XXXI, 192.
19 : N XXX, 118.

Aph.-No.
20 : N XXXVII, 26.
N XXXIII, 113.
21 : N XXXVII, 86.
22 : N XXXIII, 113.
23 : N XLI, 121.
24 : N XXXVIII, 65.
25 : Z II, 72.
26 : Z I, 52.
27 : Z II, 62.
28 : N XXX, 162.
29 : N XXXIX, 115.
30 : Z VII, 48.
31 : Z III, 74.
32 : Z VI, 184.
33 : Z V, 124.
34 : Z II, 68.
35 : Z I, 60.
36 : Z V, 114.
37 : N XXXVII, 4.
38 : N XXX, 104.
39 : N XLI, 104.
40 : N XXXI, 33.
41 : Z I, 78.
42 : Z III, 68.
43 : N XXXI, 121.
44 : N XXX, 153.
45 : Z VII, 51.
46 : N XXX, 109.
47 : N XXXVII, 97.
48 : „ 3.
49 : N XXXIV, 148.
50 : N XXX, 81.
51 : N XXXVII, 75.
52 : Z II, 106.
53 : Z III, 100.
54 : Z X, 53.
55 : Z VII, 48.
56 : Z V, 110.
57 : N XXXVIII, 17.
58 : N XXXVII, 63.
59 : N XXXVIII, 65.
60 : Z I, 77.
61 : N XXXVII, 60.
62 : N XXX, 96.

Aph.-No.	
63 :	N XXXVII, 2.
64 :	Z I, 62.
65 :	Z IV, 44.
66 :	Z I, 77.
67 :	Z II, 98.
68 :	Z I, 42.
69 :	„ 76.
70 :	N XXXVIII, 18.
71 :	N XXXIII, 113.
72 :	Z I, 65.
73 :	„ 80.
74 :	N XXXIII, 75.
75 :	Z III, 235.
76 :	N XXXVII, 2.
77 :	Z V, 74.
78 :	W II, 9.
79 :	Z I, 77.
80 :	N XXX, 137.
81 :	N XXXI, 53.
	N XXXVIII, 66, 32.
	N XXXIX, 60, 12.
	Z VII, 64, 71.
82 :	Z V, 122.
83 :	Z III, 236.
84 :	N XXXIV, 30.
85 :	Z III, 58.
86 :	„ 234.
87 :	„ 234.
88 :	Z V, 76, 72.
89 :	„ 77.
90 :	N XXXIX, 190.
91 :	Z I, 40.
92 :	„ 44.
93 :	N XXXIX, 80.
	N XXXVII, 103.
94 :	N XXXVII, 78.
95 :	N XXXVIII, 68.
96 :	Z I, 60.
97 :	„ 52.
98 :	„ 52.
99 :	„ 61.
100 :	„ 73.
101 :	Z VI, 174, 176.
	Z II, 78.
101 :	Z VII, 71.
102 :	„ 186, 187, 184, 176.
	N XXXVII, 97.
	Z I, 44, 62.
103 :	„ 56.
	Zar.-Mappe.
104 :	Z I, 71, 98, 64, 67, 80, 66, 60, 65, 61.
	Zar.-Mappe.
105 :	Z X, 94.
106 :	Z VII, 75.
107 :	„ 79.
108 :	N XXXVIII, 16.
109 :	Zar.-Mappe.
	N XXXVIII, 5.
110 :	Z I, 48.
111 :	„ 72.
	N XXXIII, 37.
	Z VII, 71.
112 :	N XXXIII, 117.
	Z I, 72, 65.
113 :	„ 77.
114 :	N XXXI, 69.
115 :	Z I, 98.
116 :	Z VII, 83.
117 :	W II, 112.
118 :	Z II, 98.
119 :	Z V, 88.
120 :	„ 118.
121 :	N XXXVII, 53.
122 :	N XXXI, 177.
123 :	„ 119.
124 :	Z II, 58.
125 :	Z III, 44.
126 :	„ 18.
127 :	„ 20.
128 :	Z V, 102.
129 :	Z III, 181.
130 :	„ 57.
131 :	Z VII, 68.
132 :	„ 70.
133 :	N XLII, 82.
134 :	„ 179.
135 :	W II, 78.

Aph.-No.
136 : N XXXIV, 96.
137 : N XXXI, 12.
138 : N XXXIV, 98.

---

139 : M XIV, 218.
140 : N XXX, 45.
141 : W VII, 46.
142 : M XIV, 216.
143 : M VI, 9.
144 : „ 14.
145 : „ 8.
146 : M XIV, 2.
147 : „ 40.
148 : N XLIV, 85.
149 : W VI, 126.
150 : M XXVI, 8.
151 : N XXX, 99.
152 : W II, 19.
153 : N XXXII, 36.
154 : M XIV, 39.
155 : W II, 72.
156 : G I, 84.
157 : W VI, 98, 99.
158 : Z II, 12.
159 : N XLIV, 180.
160 : „ 181.
161 : W V, 32.
162 : N XLIV, 183.
163 : N XLIII, 64.
164 : W I, 134.
165 : W VI, 79.
166 : G I, 86.
167 : „ 112.
168 : „ 92.
169 : W II, 77.
170 : W XIII, 68.
171 : „ 20.
172 : W I, 148.
173 : „ 135.
174 : N XLIII, 174.
175 : „ 21.
176 : „ 59.
177 : Emerson-Exemplar.

Aph.-No.
178 : W II, 116.
179 : W III, 5.
180 : W VI, 98.
181 : N XLIII, 146.
182 : W II, 116.
183 : N XLIII, 42.
184 : W VI, 79.
185 : W II, 5.
186 : W VI, 128.
187 : W XLIV, 138.
188 : „ 169.
189 : W VI, 70.
190 : W I, 123.
191 : W II, 57.
192 : „ 35.
193 : W III, 5.
194 : W I, 87.
195 : W V, 3.
196 : N XLIII, 116 (84).
(W VII, 17.)
197 : W IX, 78 (81, 131, 137).
198 : „ 130.
199 : W XIII, 65.

---

200 : W VI, 101.
201 : „ 44.
202 : „ 25.
203 : N XLIII, 27.
204 : W I, 98.
205 : „ 238.
206 : W VI, 49.
207 : G I, 49.
208 : W VI, 50.
209 : N XLIII, 194.
210 : N XV, 39.
211 : W VI, 36.
212 : N XXXII, 48.
213 : W VI, 61.
214 : N XLIII, 61.
215 : W VI, 28.
216 : W IX, 1.
217 : W X, 44.
218 : W I, 71.

Aph.-No.	
219 :	W IV, 35.
220 :	N XLIII, 2, 3.
221 :	N XLII, 58.
222 :	W VII, 57.
223 :	W I, 50.
224 :	N XLIII, 20.
225 :	W I, 135.
226 :	„ 47.
227 :	W X, 127.
228 :	W IX, 1.
229 :	W XIII, 52.
230 :	W VI, 122.
231 :	G I, 91.
232 :	W IX, 107.
233 :	einzelnes Bl.
234 :	Z VIII, 6.
235 :	W I, 114.
236 :	„ 109.
237 :	„ 110.
238 :	N XLIII, 187.
239 :	W XVI, 135.
240 :	W XII, 183.
241 :	„ 181.
242 :	„ 181.
243 :	„ 174.
244 :	„ 178.
245 :	„ 180.
246 :	„ 180.
247 :	„ 183.
248 :	„ 178.
249 :	W I, 41.
250 :	W VII, 61 (78).
251 :	W XIII, 62.
252 :	W I, 41.
253 :	W XIII, 53.
254 :	W VI, 41.
255 :	W II, 156.
256 :	W V, 60.
257 :	N XLIII, 194.
258 :	W VI, 163.
259 :	N XLIII, 49.
260 :	„ 48.
261 :	W V, 40.
262 :	N XLIII, 5.

Aph.-No.	
263 :	N XLIV, 190.
264 :	W III, 78.
265 :	N XLIV, 190.
266, I :	W VII, 20.
II :	„ 76 (10).
Var. :	„ 77.
III :	W V, 13.
IV :	W I, 268.
V :	W V, 15.
VI :	„ 14.
VII :	W VII, 77.
VIII :	W V, 17 (W VII, 11).
IX :	W VII, 73.
X :	N XLIII, 68.
267, I :	W V, 38.
II :	„ 39.
III :	„ 36.
IV :	W VII, 34.
V :	„ 34.
268 :	W I, 70.
269 :	W VII, 71.
270 :	W V, 30.
271 :	W VII, 6.
272 :	W V, 15.
273 :	N XLIV, 163.
274 :	W I, 66.
275 :	„ 50.
276 :	„ 67.
277 :	„ 67.
278 :	„ 66.
279 :	„ 48.
280 :	„ 63.
281 :	„ 66.
282 :	„ 62.
283 :	„ 62.
284 :	N XLIV, 170.
285 :	M XXV, 6. (W V, 37.)
286 :	W I, 147, 237.
	M XXVI, 12.
287 :	W I, 53.
288 :	N XLIII, 89.
289 :	„ 139.
290 :	W VI, 31.
291 :	„ 50.

Aph.=No.		Aph.=No.	
292 :	W II, 116.	299 :	M XXXIII, 4, 5.
293 :	W IV, 4.	300 :	W V, 75.
294 :	Z VIII, 24.	301 :	„ 47.
295 :	W I, 42.	302 :	W IX, 12.
296 :	„ 41.	303 :	W XVII, 65.
297 :	W VII, 108.	304 :	W IX, 1 a.
298 :	W VI, 118.		

Anmerkungen.

(Abkürzungen: JGB = Jenseits von Gut und Böse; Bd. III = Band III der Gesammtausgabe von Nietzsche's Werken; N. = Nietzsche; Mſ. = Manuskript; Z. = Zeile; Aph. = Aphorismus.)

Aphorismus

No. 8. — Z. 11. Im Original fehlt „anſetzen".

No. 9. — S. 9, Z. 18. Nach den Anführungsſtrichen folgen noch die flüchtig und nur als Merkzeichen für N. ſelbſt hingeſchriebenen Worte „Anfangend das neue Leben ſeltne, kurze Augenblicke —" (der Abſatz S. 9, Z. 8 bis 18 iſt eine zuſammenziehende Überſetzung der Abſätze 9—11 in Spinoza's De intellectus emendatione).

— S. 11. Im Mſ. ſteht auf der gegenüberliegenden Heftſeite die in die „Genealogie der Moral" (Bd. VII, S. 377 f.) übergegangene, daher im Text des vorliegenden Bandes wegzulaſſende Stelle über den Gewiſſensbiß in folgender Faſſung:

„Merkwürdig Spinoza: ‚ich verſtehe unter conscientiae morsus die Traurigkeit, begleitet von der Vorſtellung einer vergangnen Sache, die gegen alles Erwarten ausgefallen iſt' (Eth. III, Prop. XVIII, Schol. I. II. p. 147/8. Affect. Def. XVII, p. 188). (Als Gegenſatz das gaudium, wenn der erwartete Ausgang nicht eintrifft und die Furcht plötzlich aufhört.) Trotz Kuno Fiſcher wäre es möglich, daß hier Spinoza die Bezeichnung a potiori gewählt habe: und daß er als den objektiven Kern jedes ‚Gewiſſensbiſſes' das Bezeichnete anſah. Er mußte ja bei ſich die Schuld leugnen: was war alſo ihm die Thatſache ‚conscientiae morsus', welche übrig blieb!"

Aphorismus

An einer andern Stelle des Ms. (Blatt 66):

„Es gab einen melancholischen Nachmittag, an dem Spinoza mit sich unzufrieden war: ein kleines Vorkommniß wollte ihm nicht aus dem Sinn — ‚ich verdiene Tadel‘ sagte er sich endlich. Aber sofort kam er, als er sich sprechen hörte, zum Bewußtsein und sagte: ‚Das ist der morsus conscientiae! Aber wie ist der morsus conscientiae bei mir noch möglich?‘“

No. 10. — Alexander Herzen, der Lausanner Physiolog, in Le cerveau et l'activité cérébrale au point de vue psycho-physiologique.

No. 11. — Im Ms. daneben der begonnene, aber wieder aufgegebene Versuch einer anderen Fassung: „Es genügt nicht, zu beweisen daß man unpraktisch ist: die meisten Philosophen glauben damit genug gethan zu haben, um die Objektivität und Reinheit ihrer Vernunft über allen Zweifel zu erheben.“

No. 21. — Neben dem Citat aus F. A. Lange's „Geschichte des Materialismus“ steht im Ms. die Notiz: „‚subjektiv nur‘, — aber ich empfinde umgekehrt: wir haben's geschaffen!“

No. 24. — Ursprüngliche Fassung des Aph. 4 in JGB.

No. 37. — Der Aph. ist Fragment geblieben.

No. 42. — Z. 7—9 sind die beiden Wiederholungen des Wortes „Aufeinander“ (weil damit gleichartige, statt verschiedenartige Erscheinungen in causale Abhängigkeit gebracht werden) wohl nur aus Versehen im Ms. stehn geblieben. Es wird demnach heißen müssen: „das Aufeinander der angeschlagenen Tasten, der angeschlagenen Saiten, der erklingenden Töne.“

No. 61. — S. 32, Z. 21. Nach „verfeinert“ steht im Ms. „d. h.“, doch ohne Fortsetzung.

No. 75. — Z. 12. Der Ausdruck „viele sterbliche Seelen“ steht Bd. III, S. 21. Vgl. auch Bd. IV, S. 330 und Bd. VII, S. 23.

No. 77. — Die ersten 23 Zeilen sind theilweise im Aph. 19 von JGB mitenthalten.

No. 80. — Z. 6. Die Stelle „Wir sind uns — Gedächtniß“ ist im Ms. an den Rand hingeschrieben, ohne eine Angabe über den Ort ihrer Einfügung.

No. 83. — S. 45. Kleist's Brief an seine Braut über Kant's transscendentale Ästhetik citirte N. selbst in „Schopenhauer als Erzieher“ (Bd. I, S. 409).

Aphorismus

No. 88. — S. 48, Z. 9 folgt nach „Formeln auf" im Ms. „Das heißt, sie verwandelt" (bricht ab).

No. 91. — „Behauptungen" — der jonischen Schule und Jacob Böhme's.

No. 132. — Im Ms. ist auf dem oberen Seitenrand probeweise ein anderer Anfang hingeschrieben: „Der Versucher spricht. — Die Ängstlichkeit der Menschen vor dem furchtbaren Ernste des Thatbestandes homo natura, homo bestia, welche sich moralisch als ‚Menschlichkeit' herausgeputzt hat," (bricht ab.)
Der Aph. mündet zum Schluß in den Aph. 242 und dann 257 von JGB.

No. 134. — Vorstufe zu JGB Aph. 202.

No. 135. — Z. 16—57 bringen den ursprünglichen Schluß von JGB Aph. 257.

No. 150/1. — Vorstudien zu JGB Aph. 262. — S. 76, Z. 7 v. u. erwartet man „Wiederholung" im Accusativ, statt im Genitiv.

No. 153. — S. 79, Z. 11 „ihn" laut Ms.

No. 160. — S. 81, Z. 6 „Culturen" — soll wohl „Ständen" heißen.

No. 166. — Am Schluß der abbrechende Satzanfang „Bei allen Völkern"

No. 177. — Am Schluß „Damit der Mensch aber Ideale schaffen kann, muß er lernen und wissen u. s. w."

No. 181. — Z. 3 „die Gesetze" laut Ms., obwohl man „der" erwartet.

No. 195. — Jacob Burckhardt im „Cicerone", Theil I unter Brunellesco. (Vgl. zu diesem Aph. weiter unten Nr. 301 und 387.)

No. 199. — Am Schluß ein nur angefangener Satz „Aber auch keine Leiden, keine"

No. 204. — „nichts versuchen, umzuwerfen" auffällig, aber wörtlich.

No. 214. — Z. 7. Hinter „Urtheile" denke man sich „seien".

No. 218. — Es ist möglich, daß auch die erste Hälfte des Aph. Citat ist. Die Herkunft desselben konnten wir nicht ermitteln.

No. 231. — Z. 7. Der punktirten Lücke entspricht im Ms. ein freigelassener Raum von anderthalb Zeilen.

No. 236. — S. 111, Z. 11 sind im Ms. die Worte „spricht dagegen" ausgestrichen, doch durch keine neue Wendung ersetzt.

No. 244. — Z. 16. Das Fragezeichen nach „Künstler" stammt von N.'s Hand.

Aphorismus

No. 247—260. In den Kreis dieser Manu-Kritik gehören noch die Stellen Bd. VIII, S. 104 f. und 298—303, desgl. Bd. XV, Aph. 46, 139 und 194.

No. 251. — S. 119, Z. 4 „in Permanenz" nicht sicher zu entziffern.

No. 252. — Z. 11. „Die Art der himmlischen Musiker" (siehe auch unten No. 516) ist eine der im III. Buch Manu's aufgezählten acht Heirathsarten.

No. 255. — Z. 6. „ewige" könnte auch „eigne" heißen.

No. 259. — Z. 2. „vorgemacht" fast unleserlich, kann auch anders heißen. — Z. 10. „ewige" ist im Ms. durchstrichen; das darübergeschriebene Wort unleserlich, vielleicht „hohe". — „Die Seelenwanderung als umgekehrter Darwinismus": dies ist die Eine Art Wiedergeburt, die zoologisch rückbildende (durch welche Vergehen abgebüßt werden); ihr stehn aber als Complement die erhöhenden Wiedergeburten gegenüber, deren letzte das Aufgehn in die göttlichen Eigenschaften des Brâhman bedeutet.

No. 260. — Die Sprüche aus Manu sind Übersetzungen Nietzsche's nach der französischen Ausgabe des Manu von Louis Jacolliot (Paris 1876, A. Lacroix); sie gehören hauptsächlich dem II., III., XI. und XII. Buche an. Wir geben in Folgendem die Fundstellen der Sprüche bei Jacolliot.

S. 125. „Weiber, Gold —" Jacolliot S. 85. „Der Alt, durch den —" Jac. 464. „Der frommen Inbrunst —" 455.

S. 126. „Der Brahmane ist —" 446. „Jeder Mensch, der —" 402. „Welche sind zu —" 384. „Möge er eine Kuh —" 445. „Der Brahmane, der sich berauscht —" 446.

S. 127. „Für einen Brahmanen —" 104. „Die Schlange ist" 438. „Der Mörder einer Kuh —" 448. „Wer einen Beschnittenen —" 450. „Wenn ein Sudra Dinge thut" 430.

S. 128. „Vorschrift für den jungen Theologen" [mit mehreren Auslassungen] 75—81.

S. 129. „Für seinen Respekt —" 84. „Daß er niemals —" 87. „Die Bestimmung des Weibes —" 315 f. „Nachdem sie ihre theologischen —" 95—97.

S. 130, Z. 1. Der „Zweimalgeborne": der Eintritt des Novizen in den Priesterstand gilt als zweite Geburt.

No. 261. — Im Ms. nebenher die im Text nicht unterzubringende Notiz „diese feine Fügsamkeit und Ausspannung, gleichsam als ob da, wo du lauschest, geisterhafte Schritte". Weiterhin „diese Glättung; im höchsten Grade empfindlich, nachgiebig gegen die zartesten Eindrücke".

Aphorismus

No. 284. — Kant, Kritik der Urtheilskraft § 53 und 51.

No. 291. — Daraus hervorgegangen Spruch 22 auf S. 64 von Bd. VIII.

No. 297. — Kant, Kr. d. Urtheilskr. § 47.

No. 300. — Vergl. Bd. XII, S. 353 (Nr. 660).

No. 301. — Vergl. oben Anm. zu Nr. 195.

No. 308. — S. 154 steht bei VIII im Ms. auf der gegenüberliegenden Heftseite der Einschaltungssatz „noch mehr jene göttliche Leichtfertigkeit des Herzens, welche das Wandeln auf stürmischem Meere erlaubt und". Wahrscheinlich sollte er auf S. 154, Z. 5 v. u. hinter „Entwicklung" einsetzen und eine Änderung des übrigen Satzes nach sich ziehen. — Die Verse auf S. 157 treten bekanntlich, in anderem Zusammenhang, im JGB Aph. 256 auf.

No. 312. — S. 163, Z. 5 „Schlußverse Brünnhilde's" sind citirt und abgedruckt in Bd. XIII, S. 304.

No. 318. — S. 167, Z. 2. Hinter „Romantik" im Ms. „und haben ein" (bricht ab).

No. 321. — Gehörte ursprünglich zu No. 6 des „Fall Wagner" (Bd. VIII, S. 19 f.).

No. 322. — Z. 17. „Heer" nicht sicher zu lesen.

No. 326. — Nohl: Reclam's Univ.-Bibl. No. 1700 (S. 70).

No. 334. — Z. 1. Unter „Dichter" ist hier „Lyriker" gemeint. — Zu „Nicht-Parisern" (Z. 7) vergl. den Schluß von Aphor. 460 dieses Bandes.

No. 338. — Sollte ursprünglich in's V. Buch der „Fröhl. Wiss." (zwischen No. 367 und 368) zu stehen kommen.

No. 345. — Uebersetzung aus dem Französischen. Woher? Aus Sainte-Beuve?

No. 347. — „Saint-Ogan" fraglich.

No. 348. — „Buratti", der venezianer Lokalburleskendichter.

No. 349. — „Mémorial" des Marquis de Las Cases.

No. 350. — Wichtiges Seitenstück zu JGB Aph. 254.

No. 352. — Am Schluß, ausgestrichen: „Wir leben im siècle de l'irrespect."

No. 359. — Z. 12 „aiguille" sehr fraglich, kaum zu entziffern; höchstens im übertragenen Sinne von „Zünglein an der Wage" denkbar.

No. 360. — Im Ms. steht am oberen Rande der angefangne Versuch einer anderen Fassung des ersten Satzes: „Man giebt sich heute den Anstrich"

Aphorismus
No. 365. — Ursprüngliche, mehr als doppelt so lange Fassung des Aph. gleichen Titels in der Götzendämmerung (Bd. VIII, S. 118).
No. 369. — S. 189, Z. 10 v. u. „Umspähen" fraglich.
No. 370. — S. 192, Z. 2 „mir zu" fast unleserlich. Kann auch „ewig" oder „immer" lauten.
No. 373. — Quelle des Citats unbekannt. — Z. 4 „Neuheit" nicht ganz sicher.
No. 381. — Variante zu S. 179 dieses Bandes.
No. 385. — Vielleicht Citat.
No. 387. — Z. 5 „Gewalt-Mensch!" notizenhafte Hinweisung auf den in demselben Heft stehenden und im vorliegenden Band (Seite 94) als No. 195 abgedruckten Aphorismus.
No. 394. — Vgl. JGB Aph. 256.
No. 412. — S. 206, Z. 7 „schon Galiani" im Brief vom 24. Sept. 1774.
No. 417. — Auszug und wörtliche Stellen, vielleicht aus Taine oder den Goncourts.
No. 423. — Das Schlußwort „Opiate" ist im Ms. ausgestrichen; das ersetzende, aber nicht hingeschriebene Wort sollte wahrscheinlich „Narcotica" sein.
No. 426. — Es ist fraglich, ob die letzten 5 Zeilen, von „wie ich dies Alles" ab, hierher gehören.
No. 437. — Vgl. hierzu (und zu No. 438) Bd. VIII, S. 17 und 220.
No. 446. — Die Quelle dieses Auszugs ist Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" II. Stück (Einleitung) und I. Stück (allgem. Anmkg.).
No. 448. — Am Schluß steht im Ms. der Anfang eines zweiten Fragesatzes „sind wir" —. (Dieser Aph. findet sich bereits im XV. Bd. (Nr. 53), wo er bei einer 2. Aufl. durch einen anderen ersetzt werden wird.)
No. 452. — Referat aus Kant's „Streit der Fakultäten", Abhandlung II, Nr. 3 (auch 3c). — Im Ms. steht in der Nähe ein andres Referat aus derselben Streitschrift (Abh. II, Nr. 6 u. 7), welches N. bei Abfassung von Nr. 11 des „Antichrist" vorgelegen haben wird, in folgender Fassung:

Kant: Die Frage, ob die Menschheit eine „Tendenz zum Guten" hat, wird durch die Frage vorbereitet, ob es eine Begebenheit giebt, die gar nicht anders erklärt werden kann, als durch jene moralische Anlage der Menschheit.

Aphorismus

Das ist die Revolution. „Ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte." — Kant bezeichnet die französische Revolution als den Übergang aus dem mechanischen in das organische Staatswesen!

No. 454. — Das französische Original lag uns nicht vor, die Richtigkeit der Entzifferung von N.'s sehr flüchtiger Niederschrift läßt sich daher nicht durchaus garantiren. Z. B. könnte es auf S. 225, Z. 3 „der Familie fluchen" (statt „die Familie fliehen") heißen.

No. 460. — Das Ganze ist im Ms. von N. schräg durchstrichen und am Ende fehlt ein Stück der Seite (von „gegeben" ab); die letzten 20 Worte konnten nach einer Stelle in einem anderen Ms.-Hefte eingesetzt werden.

No. 468. — Unterhalb dieser vier Zeilen steht:

„Die Zucht des Geistes.
Gedanken über das intellektuelle Gewissen.

Die Habgier und Unersättlichkeit des Geistes: — das Ungeheure, Fatalistische, Nächtlich-Schweifende, Erbarmungslose, Raubthierhafte und Listige daran."

No. 473. — Vorstufe zu JGB Aph. 232.

No. 492. — Citat. Vielleicht aus Benjamin Constant.

No. 493. — Am Schluß noch vier Worte ohne Fortsetzung „: und wir helfen uns"

No. 502. — Die Ausführung dieses Gedankens s. JGB Aph. 239.

No. 516. — Siehe Anmerkung zu Nr. 252.

No. 525. — Am Schluß der angefangne Satz „Zuletzt haben die Jesuiten herausgebracht, daß Leopardi"

Zweite Hälfte.

No. 153. — S. 318, Z. 14. „darum" fehlt im Ms.

No. 158. — S. 324, letzte Z. „Formelmenschen" nicht sicher zu lesen.

No. 171. — Z. 9. **La Faustin**, Roman von Edmond de Goncourt.

No. 194. — Z. 7. Statt „ihre" im Ms. „seine".

Aphorismus
No. 195. — S. 343, Z. 9. „Voilà un homme“ siehe JGB Aph. 209. (— So wird zwar Napoleon's Wort häufig citirt; nach Goethe selbst aber lautete es direkt anredend „Vous êtes un homme!“ — Biograph. Einzelheiten 1808.)

No. 214. — „Satis sunt —“ aus Seneca's Briefen an Lucilius 7, 11.

No. 219. — Pendant zu JGB Aph. 289. — S. 355, Z. 18. Ueber die Adverbialbestimmung „durch den Kopf“ ist im Ms. „über das Herz“ hingeschrieben. Die Handschrift giebt den Eindruck, als hätte „durch den Kopf“ gestrichen und durch „über das Herz“ ersetzt werden sollen, als sei aber die Streichung versehentlich unterblieben.

No. 220. — S. 356. Die Parenthese auf Z. 4—17 steht im Ms. auf der gegenüberliegenden Seite. Z. 18 denke man sich als Anschluß an Z. 3.

No. 223. — Am Schluß im Ms. der nicht vollendete Satz „Mein duldsamer und milder Ekel vor der Selbstgenügsamkeit unsrer mit Bildung sich putzenden Großstädter, unsrer Gelehrten“

No. 230. — Am Schluß im Ms. der Satzanfang „Der Mißbrauch der Erkenntniß“

No. 266. — S. 388. Die beiden Citate auf Z. 9 und 17 stammen aus „Menschl., Allzum.“ I, Aph. 34 (Werke Bd. II, S. 53).

No. 267. — S. 395, Z. 10 weist der Satz „In vielen Ländern des Geistes“ auf den gleichlautenden Satz des Aph. 44 von JGB (Bd. VII, S. 65, Z. 6 v. u.).

No. 284. — Am Schluß im Ms. der abbrechende Satz „Wenn die junge Freiheit des Geistes wie ein Wein ist,“

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Friedrich Nietzsche's Werke

Groß 8° Gesamt-Ausgabe I. Abteilung 8 Bände.

I.	Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen	brosch.	ℳ 11.—,	geb.	ℳ 13.—
II.	Menschliches, Allzumenschliches, Band I	„	„ 7.50,	„	„ 9.—
III.	Menschliches, Allzumenschliches, Band II	„	„ 7.50,	„	„ 9.—
IV.	Morgenröthe	„	„ 7.50,	„	„ 9.—
V.	Die fröhliche Wissenschaft	„	„ 7.50,	„	„ 9.—
VI.	Also sprach Zarathustra	„	„ 10.—,	„	„ 12.—
VII.	Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral	„	„ 8.50,	„	„ 10.—
VIII.	Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Dichtungen	„	„ 8.50,	„	„ 10.—
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 8 Bde. auf einmal	„	60.—,	„	„ 72.—
	In Subskription: Monatlich ein Band (Lieferung ausnahmslos in Reihenfolge: II, III, IV, V, VI, VII, VIII, zuletzt Band I) pro Band	„	„ 7.50,	„	„ 9.—

Groß 8° Gesamt-Ausgabe II. Abteilung.

IX.	Nachgelassene Werke 1869—72	brosch.	ℳ 9.—,	geb.	ℳ 11.—
X.	Nachgelassene Werke 1872/73—1875/76 . .	„	„ 9.—,	„	„ 11.—
XI.	Nachgelassene Werke 1875/76—1880/81 . .	„	„ 9.—,	„	„ 11.—
XII.	Nachgelassene Werke 1881—86	„	„ 9.—,	„	„ 11.—
XIII.	Nachgelassene Werke a. d. Umwerthungszeit	„	„ 9.—,	„	„ 11.—
XIV.	Nachgelassene Werke a. d. Umwerthungszeit 1882/83—1888	„	„ 9.—,	„	„ 11.—
XV.	Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht	„	„ 10.—,	„	„ 12.—
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 7 Bde. auf einmal	„	54.—,	„	„ 68.—
	In Subskription: Monatlich ein Band, sowie bei Bezug von zwei oder mehr div. Bänden auf einmal . . . . pro Band	„	„ 8.—,	„	„ 10.—

Weitere Bände folgen später.

Einzeldrucke in groß 8° Format.

Die Geburt der Tragödie	brosch.	ℳ 3.—,	geb.	ℳ 4.25
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band I	„	„ 4.50,	„	„ 5.75
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band II	„	„ 4.50,	„	„ 5.75
Unzeitgemäße Betrachtungen (Ganzband I und II)	„	„ —	„	„ 10.50
Also sprach Zarathustra (Halbfranzband)	„	„ —	„	„ 12.—
Also sprach Zarathustra (Lederband, Goldschnitt)	„	„ —	„	„ 15.—
Also sprach Zarathustra, IV. Teil apart . . .	„	„ 4.—,	„	„ —.—
Jenseits von Gut und Böse	„	„ 5.—,	„	„ 6.25
Zur Genealogie der Moral	„	„ 3.50,	„	„ 4.75
Der Fall Wagner. Nietzsche contra Wagner .	„	„ 1.50,	„	„ 2.75
Götzen-Dämmerung	„	„ 2.25,	„	„ 3.50

Einbanddecken

Groß 8°: zur Gesamt-Ausgabe . à ℳ 1.50, zu Einzeldrucken . . . . . à ℳ 1.25
Klein 8°: zur Gesamt-Ausgabe . à ℳ 1.—, zu Einzeldrucken . . . . . à ℳ 1.—

Klein 8° Ausgaben siehe nächste Seite.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Friedrich Nietzsche's Werke

Klein 8° Gesamt-Ausgabe I. Abteilung 8 Bände.

I.	Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen	brosch.	ℳ 8.—,	geb.	ℳ 9.—
II.	Menschliches, Allzumenschliches, Band I . .	„	„ 6.—,	„	„ 7.—
III.	Menschliches, Allzumenschliches, Band II .	„	„ 6.—,	„	„ 7.—
IV.	Morgenröthe	„	„ 6.—,	„	„ 7.—
V.	Die fröhliche Wissenschaft	„	„ 6.—,	„	„ 7.—
VI.	Also sprach Zarathustra	„	„ 6.50,	„	„ 7.50
VII.	Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral	„	„ 6.50,	„	„ 7.50
VIII.	Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Dichtungen	„	„ 6.50,	„	„ 7.50
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 8 Bde. auf einmal	„	46.—,	„	54.—
	In Subskription: Monatlich ein Band (Lieferung der Bände wie bei groß 8°) . . . pro Band	„	„ 6.—,	„	„ 7.—

Klein 8° Gesamt-Ausgabe II. Abteilung.

IX.	Nachgelassene Werke 1869—1872	brosch.	ℳ 7.—,	geb.	ℳ 8.—
X.	Nachgelassene Werke 1872/73—1875/76 . .	„	„ 7.—,	„	„ 8.—
XI.	Nachgelassene Werke 1875/76—1880/81 . .	„	„ 6.50,	„	„ 7.50
XII.	Nachgelassene Werke 1881—1886	„	„ 6.50,	„	„ 7.50
XIII.	Nachgelassene Werke a. d. Umwerthungszeit	„	„ 6.50,	„	„ 7.50
XIV.	Nachgelassene Werke a. d. Umwerthungszeit 1882/83—1888	„	„ 6.50,	„	„ 7.50
XV.	Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht	„	„ 7.—,	„	„ 8.—
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 7 Bde. auf einmal	„	42.—,	„	49.—
	In Subskription: Monatlich ein Band, sowie bei Bezug von zwei oder mehr div. Bänden auf einmal . . . . pro Band	„	6.50,	„	7.50

Weitere Bände folgen später.

Einzeldrucke in klein 8° Format.

Die Geburt der Tragödie	brosch.	ℳ 2.25,	geb.	ℳ 3.25
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band I	„	„ 3.—,	„	„ 4.—
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band II	„	„ 3.—,	„	„ 4.—
Unzeitgemäße Betrachtungen (Ganzband I und II)	„	„ —,	„	„ 7.—
Der Wanderer und sein Schatten	„	„ 2.50,	„	„ 3.50
Also sprach Zarathustra (Leinenband)	„	„ —,	„	„ 7.50
Also sprach Zarathustra (Lederband, Goldschnitt)	„	„ —,	„	„ 10.—
Jenseits von Gut und Böse	„	„ 4.—,	„	„ 5.—
Zur Genealogie der Moral	„	„ 2.75,	„	„ 3.75
Der Fall Wagner. Nietzsche contra Wagner .	„	„ 1.—,	„	„ 2.—
Götzen-Dämmerung	„	„ 1.50,	„	„ 2.50

Einzeldrucke in Miniaturformat.

Also sprach Zarathustra.

Broschiert ℳ 6.—, Leder . . . ℳ 8.—
Leinen . . „ 7.—, Pergament „ 8.50

Gedichte und Sprüche.

Broschiert ℳ 4.—, Leder . . . ℳ 6.—
Leinen . . „ 5.—, Pergament „ 6.50

Groß 8° Ausgaben siehe Vorderseite.

(Fortsetzung umstehend.)

